



**JOHN
GRISHAM
VERTEIDIGUNG
ROMAN**

HEYNE <

Buch

Als Anwalt bei Rogan Rothberg, eine der renommiertesten Kanzleien im Großraum Chicagos, hat man ausgesorgt. Jeder Jurist würde seine rechte Hand für diesen Job geben. David Zinc ist seit fünf Jahren dabei. Fünf harte Jahre, in denen er sechs Tage die Woche von morgens sieben bis abends zehn arbeitet. Dann schmeißt er hin und bewirbt sich bei Finley & Figg, einem windigen Zwei-Mann-Betrieb, der seine Fixkosten mit Verkehrsunfällen und ähnlichen Kleinstdelikten deckt. Doch was Davids neuen Arbeitgebern an Prestige fehlt, machen sie an Einfallsreichtum wett. Kaum ein Winkelzug, den sie nicht geschickt für sich verwenden, kaum ein Paragraph, den sie nicht auszuschlachten wüssten. David kommt aus dem Staunen nicht heraus, bis Wally Figg einen Fall aufspürt, der die große Wende für die kleine Kanzlei bedeuten könnte: die Klage gegen einen Pharmakonzern, der ein Medikament trotz möglicherweise tödlicher Nebenwirkungen nicht vom Markt nehmen will. Die Partner versprechen ihren Klienten sofort das große Geld, und auch David lässt sich von der Begeisterung anstecken, bis er erkennt, dass Finley & Figg jede Kompetenz für einen Prozess dieser Größenordnung fehlt.



John Grisham hat 23 Romane, ein Sachbuch, einen Erzählband und zwei Jugendbücher veröffentlicht. Seine Bücher wurden in 38 Sprachen übersetzt. Er lebt in Virginia und Mississippi.

Umschlaggestaltung:

David Hauptmann, HAUPTMANN&KOMPANIE

Werbeagentur, Zürich, unter Verwendung

zweier Fotos von plainpicture/Elektrons 08

JOHN
GRISHAM
VERTEIDIGUNG

Roman

Aus dem Amerikanischen
von Bea Reiter und Imke Walsh-Araya

HEYNE <



Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
The Litigators bei Doubleday, New York

Copyright © 2011 by Belfry Holdings, Inc.
Copyright © 2012 der deutschen Ausgabe
by Wilhelm Heyne Verlag, München
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Lektorat: Oliver Neumann
Umschlaggestaltung: David Hauptmann,
HAUPTMANN & KOMPANIE Werbeagentur, Zürich,
unter Verwendung zweier Fotos von plainpicture/Elektrons 08
Gesetzt aus der 10,3/13,2 Punkt Galliard
Satz: C. Schaber Datentechnik, Wels
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Printed in Germany
ISBN 978-3-453-26791-6

www.heyne.de

I

Die Kanzlei Finley & Figg nannte sich gern »Boutiquekanzlei«. Sooft es ging, wurde die irreführende Bezeichnung in Gesprächen wie beiläufig fallen gelassen. Hin und wieder tauchte sie auch in dem Werbematerial für die verschiedenen Aktionen auf, mit denen sich die beiden Partner um neue Klienten bemühten. Geschickt verwendet, suggerierte der Begriff, dass die Kanzlei Finley & Figg mehr war als der übliche Zweimannbetrieb. Boutique, das bedeutete klein, talentiert und auf ein bestimmtes Fachgebiet spezialisiert. Boutique war cool und chic – und das auch noch auf Französisch. Boutique signalisierte: überglücklich darüber, so klein, wählerisch und erfolgreich zu sein.

Bis auf die Größe traf allerdings nichts davon auf die Kanzlei zu. Finley & Figg bearbeitete überwiegend Personenschäden, eine tägliche Plackerei, die wenig Können oder Kreativität erforderte und beim besten Willen nicht für cool oder sexy gehalten werden konnte. Die Gewinne waren genauso schwer definierbar wie das gesellschaftliche Prestige. Die Kanzlei war klein, weil sie es sich nicht leisten konnte, größer zu werden. Sie war nur deshalb so wählerisch, weil niemand dort arbeiten wollte, einschließlich der beiden Männer, denen sie gehörte. Und mit einem vietnamesischen Massagesalon zur Linken und einem Betrieb für Rasenmäherreparaturen zur Rechten war schon nach einem flüchtigen Blick klar, dass Finley &

Figg alles andere als erfolgreich war. Auf der anderen Straßenseite, direkt gegenüber, befand sich eine weitere Boutiquekanzlei – verhasste Konkurrenz –, und um die Ecke gab es noch mehr Anwälte.

Genau genommen wimmelte es in der Gegend von Anwälten, von denen einige allein, andere in kleinen Kanzleien und wieder andere in ihrer eigenen Version einer Boutiquekanzlei arbeiteten.

Finley & Figg lag in der Preston Avenue, einer stark befahrenen Straße mit alten Bungalows, die umgebaut worden waren und für alle möglichen gewerblichen Tätigkeiten genutzt wurden. Es gab Einzelhandel (Spirituosen, chemische Reinigung), Dienstleistungen (Anwälte, Zahnärzte, Reparatur von Rasenmähern, Massagen) und Gastronomie (Enchiladas, Baklava und Pizza zum Mitnehmen). Oscar Finley hatte das Gebäude vor zwanzig Jahren bei einem Prozess zugesprochen bekommen. Was der Adresse der Kanzlei an Prestige fehlte, machte sie durch ihre Lage wett. Zwei Türen weiter kreuzten sich drei Straßen – Preston, Beech und Thirty-eighth – in einem chaotischen Aufeinandertreffen von Asphalt und Verkehr, das pro Woche mindestens einen lukrativen Unfall garantierte, häufig gleich mehrere. Finley & Figg deckte seine Fixkosten mit Verkehrsunfällen, die sich in weniger als einhundert Meter Entfernung zur Kanzlei ereigneten. Von Zeit zu Zeit schlichen Vertreter anderer Kanzleien – Boutique und sonstige – durch die Gegend, in der Hoffnung, einen billigen Bungalow mieten zu können, in dem geringe Anwälte das Kreischen von Reifen und das Knirschen von Metall hören konnten.

Da die Kanzlei nur aus zwei Anwälten/Partnern bestand, lag es nahe, dass einer Seniorpartner und der andere Juniorpartner war. Der Seniorpartner war Oscar Finley,

zweiundsechzig Jahre alt, gut dreißig Jahre Erfahrung in der hemdsärmeligen Variante der Juristerei, die in dieser verrufenen Gegend im Südwesten Chicagos praktiziert wurde. Oscar war früher Streifenpolizist gewesen, aber aus dem Dienst entlassen worden, weil er ein paar Schädel zu viel eingeschlagen hatte. Um ein Haar wäre er im Gefängnis gelandet, doch stattdessen hatte er ein Erweckungserlebnis und ging erst aufs College und dann an die juristische Fakultät. Als ihn nach Abschluss seines Studiums keine Kanzlei einstellen wollte, machte er seinen eigenen Laden auf und fing an, jeden zu verklagen, der in seine Nähe kam. Zweiunddreißig Jahre später konnte er es kaum glauben, dass er seine Karriere damit verschwendete, ausstehende Forderungen einzuklagen und Blechschäden, Schmerzensgeldansprüche und Blitzscheidungen zu bearbeiten. Er war immer noch mit seiner ersten Frau verheiratet, einer furchtbaren Person, von der er sich am liebsten scheiden lassen würde. Aber er konnte es sich nicht leisten. Nach zweiunddreißig Jahren als Anwalt konnte sich Oscar Finley so gut wie nichts leisten.

Sein Juniorpartner – Oscar sagte gern »Darum wird sich mein Juniorpartner kümmern«, wenn er Richter, andere Anwälte und vor allem potenzielle Mandanten beeindruckend wollte – war Wally Figg, fünfundvierzig. Wally hielt sich für einen knallharten Prozessanwalt, und in seiner marktschreierischen Werbung versprach er alle möglichen Arten von aggressivem Verhalten. »Wir kämpfen für Ihre Rechte!« und »Wir sind der Schrecken der Versicherungsgesellschaften!« und »Wir meinen es ernst!«. Wallys Anzeigen prangten auf Parkbänken, Stadtbussen, Taxis, Programmen von Footballspielen der Highschools, ja selbst auf Telefonmasten, obwohl er damit gleich gegen mehrere Verordnungen verstieß. Zwei

entscheidende Werbeträger waren allerdings tabu – Fernsehen und Plakatwände. Diesbezüglich stritten sich Wally und Oscar regelmäßig. Oscar weigerte sich, Geld dafür auszugeben – beides war ausgesprochen teuer und Wally war noch bei der Planung. Er träumte davon, sein lächelndes Gesicht in einem Fernsehspot zu sehen, und stellte sich vor, wie er Schauergeschichten über Versicherungsgesellschaften erzählte und verletzten Fernsehschauern – die so schlau waren, bei der eingeblendeten gebührenfreien Telefonnummer anzurufen – gewaltige Summen aus Schadenersatzklagen versprach.

Aber Oscar wollte nicht einmal für eine Plakatwand zahlen ... dabei hatte sich Wally schon eine ausgesucht. Sechs Häuserblocks von der Kanzlei entfernt, an der Ecke Beech und Thirty-second, hoch über dem tosenden Verkehr, auf dem Dach eines vierstöckigen Mietshauses stand sie, die beste Plakatwand im Stadtgebiet von Chicago. Zurzeit wurde gerade billige Unterwäsche angepriesen (allerdings an einem sehr attraktiven Model, wie Wally zugeben musste). Aber die Plakatwand wartete nur darauf, seinen Namen und sein Gesicht zu tragen. Trotzdem weigerte sich Oscar.

Wally hatte an der renommierten juristischen Fakultät der University of Chicago studiert. Oscars Abschluss in Jura stammte von einem obskuren, inzwischen nicht mehr bestehenden Institut, das Abendkurse angeboten hatte. Beide mussten dreimal zur Anwaltsprüfung antreten. Wally hatte vier Scheidungen hinter sich; Oscar konnte nur von Scheidung träumen. Wally wollte den ganz großen Fall, den großen Coup, der ihm ein paar Millionen Dollar an Honorar einbrachte. Oscar wollte nur zwei Dinge – sich scheiden lassen und in den Ruhestand gehen.

Wie die beiden Männer Partner einer Kanzlei geworden waren, die in einem umgebauten Wohnhaus in der Preston Avenue residierte, war eine andere Geschichte. Und wie sie es schafften, sich nicht ständig an die Gurgel zu gehen, war jeden Tag aufs Neue ein Rätsel.

Ihre Schiedsrichterin war Rochelle Gibson, eine kräftige Schwarze mit Esprit und gesundem Menschenverstand, Eigenschaften, die sie sich dort erworben hatte, wo sie herkam. Ms. Gibson kümmerte sich um die Organisation der Kanzlei – Telefon, Empfang, die neuen Mandanten, die voller Hoffnung eintraten, die schlecht gelaunten Mandanten, die verärgert wieder gingen, gelegentlich anfallende Schreibarbeiten (allerdings hatten ihre Chefs gelernt, dass es erheblich schneller ging, wenn sie sich selbst an die Tastatur setzten), den Bürohund und – was am wichtigsten war – die ständigen Auseinandersetzungen zwischen Oscar und Wally.

Ms. Gibson war vor Jahren bei einem Verkehrsunfall verletzt worden, an dem sie keine Schuld trug. Um für die Schmerzen und die erlittene Unbill entschädigt zu werden, hatte sie sich durch die Kanzlei Finley & Figg vertreten lassen, wenn auch nicht ganz freiwillig. Vierundzwanzig Stunden nach dem Unfall war Ms. Gibson im Krankenhaus aufgewacht, vollgepumpt mit Schmerzmitteln, durch zahlreiche Gipsverbände zur Bewegungsunfähigkeit verdammt, und hatte das grinsende Gesicht von Wally Figg über sich gesehen. Er trug aquamarinblaue OP-Kleidung, hatte ein Stethoskop um den Hals hängen und spielte sehr überzeugend Arzt. Wally brachte sie mit einem Trick dazu, eine Vertretungsvollmacht zu unterschreiben, und versprach ihr das Blaue vom Himmel. Dann schlich er sich so leise aus dem Zimmer, wie er ge-

kommen war, und schaffte es tatsächlich, ihren Fall zu verpfuschen. Sie bekam gerade einmal vierzigtausend Dollar, die ihr Mann innerhalb weniger Wochen vertrank und verspielte, was zu einer Scheidungsklage führte, in der sie von Oscar Finley vertreten wurde. Er kümmerte sich auch um ihre Insolvenz. Ms. Gibson war von keinem der beiden Anwälte sonderlich beeindruckt und drohte, sie wegen Verletzung der Anwaltpflichten zu verklagen. Das schreckte die beiden auf – man hatte sie schon öfter mit derartigen Klagen gepeinigt –, und sie gaben sich alle Mühe, ihre renitente Mandantin versöhnlich zu stimmen. Als sich Ms. Gibsons Beschwerden häuften, war sie so oft in der Kanzlei, dass sie schon fast zum Inventar gehörte, und mit der Zeit gewöhnten sich die drei aneinander.

Finley & Figg war kein einfacher Arbeitsplatz für eine Sekretärin. Das Gehalt war lausig, die Mandanten waren in der Regel unausstehlich, die gegnerischen Anwälte am Telefon unhöflich, die Arbeitszeiten lang. Doch das Schlimmste waren die beiden Partner. Oscar und Wally hatten es mit älteren Sekretärinnen versucht, aber die konnten mit dem Stress nicht umgehen. Sie hatten es mit jungen Sekretärinnen versucht, was ihnen eine Klage wegen sexueller Belästigung eingebracht hatte – Wally hatte ein vollbusiges junges Ding begripscht. (Sie einigten sich außergerichtlich auf einen Vergleich und zahlten fünfzigtausend Dollar an die junge Dame, konnten aber nicht verhindern, namentlich in den Zeitungen erwähnt zu werden.) Rochelle Gibson war zufällig in der Kanzlei, als eines Morgens wieder einmal eine Sekretärin das Handtuch warf und zur Tür hinausstürmte. Während das Telefon ununterbrochen klingelte und die beiden Partner einander anbrüllten, setzte sich Ms. Gibson an den Empfang und glättete die Wogen. Dann kochte sie Kaffee. Am

nächsten Tag war sie wieder da. Und am übernächsten auch. Acht Jahre später war sie immer noch Büroleiterin der Kanzlei.

Ihre Söhne saßen im Gefängnis. Wally hatte sie vertreten, wobei fairerweise gesagt werden muss, dass es niemanden gab, der sie hätte retten können. Als Teenager hielten die beiden Wally mit einer ganzen Reihe von Festnahmen wegen verschiedener Drogensachen in Atem. Sie rutschten immer tiefer in die Dealerszene, und Wally warnte sie wiederholt, dass sie auf das Gefängnis oder den Tod zusteuerten. Das sagte er auch zu Ms. Gibson, die wenig Einfluss auf ihre Söhne hatte und oft darum betete, dass sie im Gefängnis landeten. Als der Crackring der beiden aufflog, wurden sie hinter Gitter geschickt. Wally schaffte es, das Schuldmaß von zwanzig Jahren auf zehn zu reduzieren, was ihm allerdings keinen Dank von den Jungs einbrachte. Ms. Gibson dagegen bedankte sich unter Tränen. In der ganzen Zeit hatte Wally ihr keine einzige Rechnung für die anwaltliche Vertretung ihrer beiden Söhne geschickt.

Im Laufe der Jahre hatte es viele Tränen in Ms. Gibsons Leben gegeben, die häufig hinter verschlossener Tür in Wallys Büro vergossen wurden. Er gab ihr Ratschläge und versuchte zu helfen, wo es ging, doch sein größtes Verdienst bestand darin, dass er ihr zuhörte. Bei Wallys unstemem Lebenswandel konnte es allerdings schnell passieren, dass sich die Rollen umkehrten. Als seine letzten beiden Ehen den Bach runtergingen, war Ms. Gibson diejenige, die zuhörte und Zuspruch spendete. Und als es mit seiner Trinkerei immer schlimmer wurde, scheute sie sich nicht, ihn damit zu konfrontieren. Obwohl sie sich jeden Tag in den Haaren lagen, waren ihre Streitereien nie von langer Dauer und fanden häufig nur statt, um die Grenzen abzustecken.

Bei Finley & Figg gab es Zeiten, in denen alle drei grummelten oder schmollten, was meist finanzielle Gründe hatte. Der Markt war übersättigt, es gab zu viele Anwälte, die nach Mandanten suchten.

Ein weiterer Anwalt war das Letzte, was die Kanzlei gebrauchen konnte.

2

David Zinc verließ die Linie L an der Quincy Station im Stadtzentrum Chicagos, und er schaffte es auch, die Treppe hinunterzugehen, die zur Wells Street führte – doch mit seinen Füßen stimmte etwas nicht. Sie wurden immer schwerer und seine Schritte immer langsamer. An der Ecke Wells und Adams blieb er stehen und starrte auf seine Schuhe, als könnte er dort einen Anhaltspunkt dafür finden, was mit ihm los war. Nichts, nur die Schnürschuhe aus schwarzem Leder, die von jedem männlichen Anwalt in seiner Kanzlei getragen wurden und von einigen der Frauen auch. Sein Atem ging stoßweise, und trotz der Kälte waren seine Achselhöhlen nass vor Schweiß. Er war einunddreißig Jahre alt, mit Sicherheit zu jung für einen Herzinfarkt, und obwohl er seit fünf Jahren nicht mehr genügend Schlaf bekam, hatte er gelernt, mit der ständigen Müdigkeit zu leben. Das dachte er zumindest. Er bog um eine Ecke und sah den Trust Tower vor sich, ein glitzerndes, an einen Phallus erinnerndes Ungetüm, das dreihundertdreißig Meter in die Wölken und den Nebel ragte. Als er stehen blieb, den Kopf in den Nacken legte und nach oben starrte, begann sein Herz zu rasen. Ihm wurde schlecht. Passanten rempelten ihn an, als sie sich an ihm vorbeidrängten. Er überquerte die Adams in einer dichten Mensentraube und trottete weiter.

Das Atrium des Trust Tower war nach oben offen, mit Unmengen von Marmor und Glas und einer abstrakten

Skulptur, die Wärme ausstrahlen sollte, in Wirklichkeit jedoch kalt und unnahbar wirkte, zumindest auf David. Sechs kreuzweise angeordnete Rolltreppen beförderten Horden müder Krieger zu ihren Arbeitsplätzen in den Großraumbüros. David versuchte es, doch seine Füße weigerten sich, ihn zu einer Rolltreppe zu bringen. Stattdessen setzte er sich auf eine lederbezogene Bank neben einem Haufen großer, bemalter Steinbrocken und versuchte zu verstehen, was mit ihm geschah. Menschen eilten an ihm vorbei, grimmig aussehend, mit tiefen Ringen unter den Augen, dabei war es doch erst 7.30 Uhr an diesem grauen Morgen.

»Ausrasten« ist natürlich kein medizinischer Fachbegriff. Experten bedienen sich einer weitaus komplexeren Sprache, um den Moment zu beschreiben, in dem es jemandem zu viel wird. Trotzdem ist es etwas Reales. Es kann in Sekundenbruchteilen geschehen, als direkte Folge eines traumatischen Ereignisses. Es kann aber auch der Tropfen sein, der das Fass zum Überlaufen bringt, der traurige Höhepunkt eines Prozesses, in dessen Verlauf der Druck immer größer wird, bis Körper und Geist ein Ventil finden müssen. David Zinc gehörte zu letzterer Kategorie. An jenem Morgen, nach fünf Jahren harter Arbeit mit Kollegen, die er nicht ausstehen konnte, geschah etwas mit ihm, während er neben den bemalten Steinbrocken saß und zusah, wie die gut gekleideten Zombies nach oben fuhren, um wieder einen ganzen Tag lang völlig sinnlose Arbeit zu verrichten. Er rastete aus.

»Hallo, Dave. Willst du nach oben?«, sagte jemand. Es war Al aus der Antitrust-Abteilung.

David schaffte es, zu lächeln, zu nicken und etwas zu murmeln. Dann stand er aus irgendeinem Grund auf und ging hinter Al her. Al war ihm einen Schritt voraus, als sie

eine der Rolltreppen betraten, und redete über das Spiel der Blackhawks vom Abend zuvor. David nickte hin und wieder, während sie durch das Atrium nach oben schwebten. Unter und hinter ihm waren Dutzende einsamer Gestalten in dunklen Mänteln, andere junge Anwälte, die nach oben fuhren, stumm und düster, fast wie Sargträger auf einer Beerdigung im Winter. David und Al gesellten sich zu einer Gruppe, die vor den Fahrstühlen auf der ersten Ebene stand. Während sie warteten, hörte David dem Gerede über Eishockey zu, doch ihm drehte sich der Kopf, und schlecht war ihm auch schon wieder. Sie zwängten sich in den Fahrstuhl und standen Schulter an Schulter mit zu vielen anderen da. Stille. Al schwieg. Niemand sagte etwas; niemand stellte Blickkontakt her.

David sagte zu sich: »Das war's. Ich war zum letzten Mal in diesem Fahrstuhl. Das schwöre ich.«

Der Fahrstuhl ruckelte und summtete. Dann blieb er im neunundsiebzigsten Stock stehen, dem Territorium von Rogan Rothberg. Drei Anwälte stiegen aus, drei Gesichter, die David schon einmal gesehen hatte, aber nicht mit Namen kannte, was nichts Ungewöhnliches war, da die Kanzlei auf den Stockwerken neunundsechzig bis neunundneunzig sechshundert Anwälte hatte. Im dreiundachtzigsten Stock stiegen zwei weitere Anzugträger aus. Als der Fahrstuhl weiterfuhr, begann David erst zu schwitzen und dann zu hyperventilieren. Sein winziges Büro war im zweiundneunzigsten Stock, und je näher er kam, desto angestregter pumpte sein Herz. Im neunundachtzigsten und im neunzigsten Stock verließen noch mehr düstere Gestalten den Fahrstuhl, und mit jedem Halt fühlte sich David schwächer und schwächer.

Im zweiundneunzigsten Stock waren sie nur noch zu dritt – David, Al und eine hochgewachsene Frau, die hin-

ter ihrem Rücken »Lurch« genannt wurde, wie der Butler aus *Die Addams Family*. Der Fahrstuhl blieb stehen, ein dezenter Glockenton war zu hören, die Tür glitt auf, und Lurch stieg aus, gefolgt von Al. David wollte sich nicht bewegen; genau genommen *konnte* er sich nicht bewegen. Sekunden verstrichen. Al warf einen Blick über die Schulter und sagte: »He, Dave, das ist unser Stockwerk. Komm schon.«

Keine Antwort von David, nur der starre, leere Blick von jemandem, der gerade ganz woanders war. Die Tür begann sich zu schließen, und Al schob den Aktenkoffer dazwischen. »Alles in Ordnung mit dir?«, fragte er.

»Ja, klar«, murmelte David und schaffte es endlich, einen Schritt nach vorn zu machen. Die Tür ging wieder auf, die Glocke ertönte erneut. Er stieg aus und sah sich nervös um, als wäre er noch nie hier gewesen. Dabei war er erst vor zehn Stunden zum letzten Mal hier gewesen.

»Du siehst blass aus«, sagte Al.

Um David drehte sich alles. Er hörte die Stimme seines Kollegen, verstand aber nicht, was er sagte. Lurch war einige Meter von ihnen entfernt stehen geblieben und starrte sie verwirrt an, als würde sie gerade Zeugin eines Verkehrsunfalls werden. Der Fahrstuhl bimmelte wieder, dieses Mal mit einem anderen Ton, und die Tür begann sich zu schließen. Al sagte noch etwas, streckte sogar die Hand aus, als wollte er helfen. Plötzlich warf sich David herum, und seine bleiernen Füße erwachten zum Leben. In dem Moment, in dem sich die Fahrstuhltüren schlossen, hechtete er zurück in die Kabine. Die hysterische Stimme von Al war das Letzte, was er von draußen hörte.

Als der Fahrstuhl sich nach unten bewegte, fing David Zinc zu lachen an. Der Schwindel und die Übelkeit waren verschwunden. Der Druck auf seiner Brust ließ nach. Er

hatte es getan! Er flüchtete aus dem Hamsterrad von Rogan Rothberg und beendete den Albtraum. Von all den unglücklichen Anwälten und Juniorpartnern, die in den Wolkenkratzern der Kanzlein im Stadtzentrum von Chicago arbeiteten, hatte ausgerechnet er, David Zinc, den Mut gefunden, an diesem düsteren Morgen einfach zu gehen. Er setzte sich auf den Boden des leeren Fahrstuhls, sah mit einem breiten Grinsen im Gesicht zu, wie die leuchtend roten Digitalziffern der Stockwerke rasend schnell nach unten zählten, und versuchte, Ordnung in seine Gedanken zu bringen. Die Menschen: erstens seine von ihm sträflich vernachlässigte Frau, die unbedingt schwanger werden wollte, was aber nicht klappte, weil ihr Mann zum Sex zu müde war, zweitens sein Vater, ein bekannter Richter, der ihn quasi gezwungen hatte, Jura zu studieren, natürlich in Harvard, weil das die Universität war, die auch der Richter besucht hatte, drittens sein Großvater, der Tyrann der Familie, der in Kansas City eine Megakanzlei aus dem Nichts aufgebaut hatte und selbst mit zweiundachtzig noch jeden Tag zehn Stunden arbeitete, und viertens Roy Barton, der Partner, für den er arbeitete, sein Chef, ein kompletter Vollidiot, der den ganzen Tag lang nur brüllte und fluchte und vielleicht der unausstehlichste Mensch war, den David Zinc je kennengelernt hatte. Als er an Roy Barton dachte, musste er wieder lachen.

Der Fahrstuhl hielt im neunundsiebzigsten Stock, wo zwei Sekretärinnen einstiegen. Sie zögerten kurz, als sie David sahen, der in einer Ecke saß, den Aktenkoffer neben sich. Vorsichtig stiegen sie über seine Beine und warteten darauf, dass sich die Tür schloss.

»Alles in Ordnung mit Ihnen?«, fragte die eine.

»Mir geht's blendend«, antwortete David. »Und Ihnen?«

Keine Antwort. Die Sekretärinnen standen steif wie Bretter da und sagten während der kurzen Fahrt kein einziges Wort mehr. Im sechsundsiebzigsten Stock flüchteten sie. Als David wieder allein war, fing er an, sich Sorgen zu machen. Und wenn sie hinter ihm herkamen? Al würde sicher schnurstracks zu Roy Barton marschieren und ihm erzählen, dass Zinc ausgerastet sei. Was würde Barton tun? Für zehn Uhr war eine wichtige Besprechung mit einem erbosten Mandanten angesetzt, einem bekannten Firmenchef ... Als David später über das Ganze nachdachte, kam er zu dem Schluss, dass die zu erwartende Auseinandersetzung mit dem Mandanten vermutlich der Auslöser für sein Ausrasten gewesen war. Roy Barton war nicht nur ein unangenehmer Mensch, sondern auch ein Feigling. Er brauchte David Zinc und die anderen, um sich hinter ihnen zu verstecken, wenn der Firmenchef mit einer langen Liste völlig berechtigter Beschwerden zur Tür hereinrauschte.

Vielleicht schickte ihm Roy den Sicherheitsdienst hinterher. Der bestand aus dem üblichen Aufgebot alternder Wachleute in Uniform, aber er war auch ein firmeninterner Spionagering, der Türschlösser austauschte, alles und jeden filmte und alle möglichen verdeckten Maßnahmen durchführte, damit keiner der Anwälte aus der Reihe tanzte. David sprang auf, nahm seinen Aktenkoffer und starrte nervös auf die digitalen Ziffern, die auf der Anzeigetafel blinkten. Der Fahrstuhl schwankte leicht, während er im Zentrum des Trust Tower nach unten rauschte. Als er anhielt, stieg David aus und hastete zu den Rolltreppen hinüber, auf denen sich immer noch die traurigen Gestalten stauten, die stumm nach oben schwebten. Die abwärts führenden Rolltreppen waren fast leer, und David rannte eine davon hinunter. Jemand rief: »He, Dave, wo willst

du hin?« David lächelte und winkte in die Richtung der Stimme, als wäre alles in schönster Ordnung. Er ging an den bemalten Steinbrocken und der bizarren Skulptur vorbei durch eine Glastür. Dann war er draußen, und in der Luft, die kurz vorher noch feucht und trostlos gerochen hatte, lag das Versprechen eines neuen Anfangs.

David machte einen tiefen Atemzug und sah sich um. *Nicht stehen bleiben.* Er lief die LaSalle Street entlang und wollte vor lauter Angst keinen Blick über die Schulter werfen. *Mach dich nicht verdächtig. Ganz ruhig. Das ist einer der wichtigsten Tage in deinem Leben,* sagte er zu sich, *also vermassele es nicht.* Er konnte nicht nach Hause, weil er noch nicht bereit war für die Konfrontation mit seiner Frau. Und er konnte nicht auf der Straße bleiben, weil er dort Gefahr lief, jemanden zu treffen, den er kannte. Wo konnte er sich für eine Weile verstecken, über alles nachdenken, den Kopf freibekommen, einen Plan schmieden? Er sah auf die Uhr: 7.51. Genau die richtige Zeit zum Frühstück. In einem Durchgang zwischen zwei Gebäuden sah er eine blinkende Neonreklame mit dem Schriftzug *Abner's* in Rot und Grün. Als er darauf zuging, konnte er nicht genau erkennen, ob es ein Café oder eine Bar war. Vor der Tür sah er sich schnell um und vergewisserte sich, dass ihm der Sicherheitsdienst nicht gefolgt war. Dann betrat er die warme, dunkle Welt von *Abner's*.

Es war eine Bar. Die Sitznischen zu seiner Rechten waren leer. Sämtliche Stühle waren umgedreht auf die Tische gestellt worden und warteten darauf, dass jemand den Boden putzte. Abner, der Besitzer, stand hinter der langen, blank polierten Theke aus Holz und lächelte süffisant, als wollte er sagen: »Was haben Sie hier zu suchen?«

»Haben Sie geöffnet?«, fragte David.

»War die Tür verriegelt?«, gab Abner zurück, der eine weiße Schürze trug und gerade ein Bierglas abtrocknete. Er hatte muskulöse, haarige Unterarme und trotz seiner schroffen Art das vertrauenerweckende Gesicht eines erfahrenen Barkeepers, der alle Geschichten dieser Welt schon einmal gehört hatte.

»Ich glaube nicht.« David ging langsam zur Theke. Als er einen Blick nach rechts warf, sah er einen Mann, der offenbar die Besinnung verloren hatte, aber immer noch sein Glas umklammert hielt.

David zog seinen anthrazitfarbenen Mantel aus und hängte ihn über die Lehne eines Barhockers. Dann setzte er sich, musterte die ordentlich in Reih und Glied stehenden Spirituosenflaschen vor sich, betrachtete die Spiegel und die Zapfhähne für das Bier und die zahllosen Gläser, die Abner perfekt arrangiert hatte. Als er sich alles angesehen hatte, sagte er: »Was empfehlen Sie vor acht Uhr?«

Abner sah den Mann an, dessen Kopf auf der Theke lag, und sagte: »Wie wär's mit Kaffee?«

»Den hatte ich gerade. Gibt's bei Ihnen Frühstück?«

»Ja. Heißt bei uns Bloody Mary.«

»Das nehme ich.«

Rochelle Gibson lebte in einer Sozialwohnung, zusammen mit ihrer Mutter, einer Tochter, zwei Enkeln, wechselnden Konstellationen von Nichten und Neffen und manchmal auch dem einen oder anderen Cousin, der gerade keinen Platz zum Schlafen hatte. Um dem Chaos zu entkommen, floh sie häufig an ihren Arbeitsplatz, obwohl es dort manchmal schlimmer zuging als zu Hause. Jeden Morgen kam sie gegen 7.30 Uhr in die Kanzlei, holte die beiden Zeitungen von der Veranda, machte das Licht an, stellte den Thermostat ein, kochte Kaffee und

sah nach AJ, dem Firmenhund. Während sie ihren Pflichten nachging, summte sie, und manchmal sang sie auch leise. Obwohl sie es keinem ihrer beiden Chefs gegenüber je zugegeben hätte, war sie sehr stolz darauf, Rechtsanwaltssekretärin zu sein, auch wenn es nur eine Kanzlei wie Finley & Figg war. Fragte man sie nach ihrem Beruf, antwortete sie immer: »Rechtsanwaltssekretärin.« Keine gewöhnliche Sekretärin, nein, Rechtsanwaltssekretärin. Was ihr an Ausbildung fehlte, machte sie durch Erfahrung wett. Acht Jahre Berufspraxis in diesem Teil der Stadt hatten sie eine Menge über die Juristerei und noch mehr über Anwälte gelehrt.

AJ war ein Mischling, der in der Kanzlei lebte, weil niemand ihn mit nach Hause nehmen wollte. Er gehörte allen dreien – Rochelle, Oscar und Wally – zu gleichen Teilen, doch praktisch war Rochelle diejenige, die sich um ihn kümmerte. Der Hund war ein Streuner gewesen und hatte sich Finley & Figg vor einigen Jahren als Zuhause ausgesucht. Tagsüber schlief er in einem Körbchen in der Nähe von Rochelle, nachts streifte er durch die Kanzlei und bewachte das Haus. Er war ein passabler Wachhund und hatte mit seinem Bellen schon Einbrecher, Vandalen und sogar verärgerte Mandanten in die Flucht geschlagen.

Rochelle fütterte ihn und füllte seine Schüssel mit frischem Wasser. Dann holte sie einen Becher Erdbeerjoghurt aus dem kleinen Kühlschrank in der Küche. Als der Kaffee durchgelaufen war, nahm sie sich eine Tasse und rückte einige Dinge auf ihrem Schreibtisch zurecht, auf dem stets mustergültige Ordnung herrschte. Der Schreibtisch war aus Glas und Chrom, ein beeindruckendes Möbelstück und das Erste, was die Mandanten sahen, wenn sie zur Tür hereinkamen. Oscars Büro war einigermaßen

aufgeräumt. Wallys war eine Müllkippe. Die beiden Anwälte konnten sich hinter geschlossenen Türen verstecken, doch Rochelles Arbeitsplatz sah jeder.

Sie schlug die *Sun-Times* auf und fing mit der Titelseite an. Während AJ hinter ihr schnarchte, las sie, nippte an ihrem Kaffee, löffelte den Joghurt und summt leise vor sich hin. Rochelle genoss die wenigen ruhigen Minuten am frühen Morgen. Schon bald würde das Telefon zu klingeln beginnen, die Anwälte würden eintreffen und später – wenn sie Glück hatten – die Mandanten, einige mit Termin, andere ohne.

Um von seiner Frau wegzukommen, ging Oscar Finley jeden Morgen um sieben Uhr aus dem Haus, doch er war nur selten vor neun im Büro. Zwei Stunden lang fuhr er in der Stadt herum: Er hielt bei einem Polizeirevier an, wo einer seiner Cousins die Unfallberichte bearbeitete, schaute auf einen Sprung bei einem Abschleppunternehmen vorbei, um ein kleines Schwätzchen mit den Fahrern zu halten und die neuesten Gerüchte über die letzten Verkehrsunfälle zu erfahren, trank einen Kaffee mit einem Mann, der zwei Bestattungsinstitute der unteren Preisklasse betrieb, brachte Donuts zu einer Feuerwache und unterhielt sich mit den Fahrern der Rettungswagen. Gelegentlich streifte er auch durch seine Lieblingskrankenhäuser, wo er durch die Korridore ging und mit geübtem Auge jene Patienten ausfindig machte, die aufgrund der Fahrlässigkeit anderer verletzt worden waren.

Oscar war immer um neun in der Kanzlei. Bei Wally, dessen Leben weitaus weniger straff organisiert war, wusste man nie genau, wann er auftauchen würde. Er konnte um 7.30 Uhr durch die Tür stürmen, randvoll mit Koffein und Red Bull und bereit, jeden zu verklagen, der ihm über den Weg lief, oder sich bis elf Uhr Zeit lassen, um

sich dann mit verschwellenen Augen und einem Kater in die Kanzlei zu schleppen und in seinem Büro zu verschwinden.

An diesem denkwürdigen Tag kam Wally jedoch kurz vor acht mit einem breiten Lächeln und klaren Augen in die Kanzlei. »Guten Morgen, Ms. Gibson«, sagte er vernehmlich.

»Guten Morgen, Mr. Figg«, erwiderte sie laut und deutlich. Das Betriebsklima bei Finley & Figg war nicht gerade das beste, und ein beiläufiger Kommentar genügte, um eine lautstarke Auseinandersetzung auszulösen. Worte wurden mit Bedacht gewählt und mit Argwohn gehört. Schon bei der Begrüßung am Morgen waren alle auf der Hut, da sie den Boden für Zank und Streit bereiten konnte. Die Anrede »Mr.« und »Ms.« klang zwar etwas gekünstelt, doch selbst dafür gab es einen Grund. Als Rochelle noch Wallys Mandantin gewesen war, hatte er einmal den Fehler gemacht, »Mädchen« zu ihr zu sagen, etwa in folgendem Zusammenhang: »Hören Sie, Mädchen, ich tue für Sie, was ich kann.« Er hatte das sicher nicht böse gemeint, und ihre überzogene Reaktion war fehl am Platz gewesen. Von diesem Moment an hatte sie darauf bestanden, mit »Ms. Gibson« angesprochen zu werden.

Sie war ein wenig gereizt, weil ihre Ruhe gestört worden war. Wally unterhielt sich kurz mit AJ und rubbelte ihm den Kopf, und als er zur Kaffeemaschine ging, fragte er: »Steht was Interessantes in der Zeitung?«

»Nein«, sagte sie, weil sie nicht über die Nachrichten reden wollte.

»Das überrascht mich nicht«, erwiderte er – die erste Spitze des Tages. Sie las die *Sun-Times*, er die *Tribune*, und jeder attestierte dem anderen schlechten Geschmack bei

der Auswahl der jeweiligen Informationsquelle.

Die zweite Spitze kam nur wenige Augenblicke später, als Wally sich vor ihren Schreibtisch stellte. »Wer hat den Kaffee gekocht?«

Sie ignorierte ihn.

»Er ist ein bisschen dünn, finden Sie nicht auch?«

Rochelle blätterte langsam die Zeitung um. Dann aß sie einen Löffel Joghurt.

Wally schlürfte an seinem Kaffee, schmatzte mit den Lippen und verzog das Gesicht, als hätte er Essig geschluckt. Schließlich nahm er seine Zeitung und setzte sich an den Tisch. Bevor Oscar das Haus bei einem Prozess zugesprochen worden war, hatte jemand mehrere Wände im Erdgeschoss entfernt und dadurch einen offenen Eingangsbereich geschaffen. Auf der einen Seite, in der Nähe der Kanzleitür, hatte Rochelle ihren Arbeitsplatz. Einige Meter von ihr entfernt standen ein paar Stühle für wartende Mandanten und ein langer Tisch, der früher irgendwo als Esstisch gedient hatte. Im Laufe der Jahre hatte es sich eingebürgert, dass an diesem Tisch Zeitung gelesen und Kaffee getrunken wurde, und manchmal nahmen sie hier sogar beeidete Aussagen auf. Wenn Wally nichts zu tun hatte, schlug er an dem Tisch gern die Zeit tot, weil es in seinem Büro aussah wie in einem Schweinestall.

Mit so viel Lärm wie möglich schlug er die *Tribune* auf. Rochelle ignorierte ihn weiter und sumnte leise vor sich hin.

Einige Minuten verstrichen, dann klingelte das Telefon. Ms. Gibson schien es nicht zu hören. Es klingelte weiter. Nach dem dritten Klingeln ließ Wally die Zeitung sinken und sagte: »Ms. Gibson, wollen Sie denn nicht rangehen?«

»Nein«, erwiderte sie kurz angebunden.

Es klingelte zum vierten Mal.

»Und warum nicht?«, wollte er wissen.

Sie ignorierte ihn. Nach dem fünften Klingeln warf Wally die Zeitung hin, sprang auf und marschierte zu einem Telefon, das neben dem Kopiergerät an der Wand hing. »Wenn ich Sie wäre, würde ich nicht abnehmen«, sagte Ms. Gibson.

Er blieb stehen. »Warum nicht?«

»Das ist ein Inkassobüro.«

»Woher wissen Sie das?« Wally starrte das Telefon an. Auf dem Display stand *UNBEKANNT*.

»Ich weiß es eben. Das Büro ruft jede Woche um diese Zeit an.«

Das Telefon verstummte, und Wally kehrte zum Tisch und zu seiner Zeitung zurück. Er versteckte sich dahinter und fragte sich, welche Rechnung nicht bezahlt worden war, welcher Lieferant so wütend war, dass er einen Anwalt anrief und andere Anwälte unter Druck setzen ließ. Rochelle wusste es natürlich, da die Buchführung zu ihren Aufgaben gehörte und sie sowieso fast alles wusste, aber er wollte lieber nicht fragen. Wenn er fragte, würde es nicht lange dauern, bis sie anfangen, sich über Rechnungen und ausstehende Honorarzahlungen und ihre schlechte Finanzlage im Allgemeinen zu streiten, was in eine heftige Diskussion über die Gesamtstrategie der Kanzlei, deren Zukunft und die Unzulänglichkeiten der beiden Partner ausarten konnte.

Das wollte keiner von beiden.

Abner war sehr stolz auf seine Bloody Marys. Er benutzte genau bemessene Mengen Tomatensaft, Wodka, Meerrettich, Zitrone, Limone, Worcestersoße, Pfeffer, Tabasco

und Salz. Und immer gab er zwei grüne Oliven ins Glas und dekorierte mit einem Stück Stangensellerie.

David hatte schon lange nicht mehr so ein gutes Frühstück gehabt. Nach zwei von Abners Meisterwerken, die er schnell hintereinander konsumierte, grinste er wie ein Honigkuchenpferd und war stolz auf seine Entscheidung, alles hinzuwerfen. Der Betrunkene am anderen Ende der Theke schnarchte friedlich. Außer ihm und David waren keine anderen Gäste da. Abner ging seinen Aufgaben hinter der Theke nach: Er spülte und trocknete Cocktailgläser ab, überprüfte die Spirituosenvorräte und polierte die Zapfhähne, während er sich mit seinem Gast über verschiedene Themen unterhielt.

Irgendwann meldete sich Davids Mobiltelefon. Es war Lana, seine Sekretärin. »Mist«, sagte er.

»Wer ist es?«, fragte Abner.

»Mein Büro.«

»Ein Mann hat das Recht darauf, in Ruhe zu frühstücken.«

David grinste wieder und nahm das Gespräch an. »Hallo?«

»David, wo sind Sie? Es ist 8.30 Uhr«, sagte Lana.

»Ich weiß, wie spät es ist, meine Liebe. Ich frühstücke gerade.«

»Ist mit Ihnen alles in Ordnung? Man erzählt sich hier, dass Sie schon im Gebäude waren, aber in einen Fahrstuhl gehechtet und verschwunden sind.«

»Das ist nur ein Gerücht, meine Liebe, nur ein Gerücht.«

»Okay, gut. Wann kommen Sie? Roy Barton hat schon angerufen.«

»Lassen Sie mich erst mal zu Ende frühstücken.«

»Selbstverständlich. Aber bleiben Sie bitte erreichbar.«

David legte sein Telefon aus der Hand, sog kräftig an seinem Strohhalm und verkündete dann: »Noch eine, bitte.«

Abner runzelte die Stirn. »Sie sollten vielleicht etwas langsamer machen.«

»Tue ich doch schon.«

»Okay.« Abner griff nach einem sauberen Glas hinter sich und fing zu mixen an. »Dann gehen Sie wohl heute nicht mehr ins Büro?«

»Korrekt. Ich habe gekündigt. Ich haue ab.«

»Wo arbeiten Sie denn?«

»In einer Anwaltskanzlei. Rogan Rothberg. Kennen Sie den Laden?«

»Hab schon mal davon gehört. Große Kanzlei, stimmt's?«

»Sechshundert Anwälte in Chicago. Mehrere Tausend weltweit. Zurzeit die Nummer drei, was die Größe der Kanzlei angeht, die Nummer fünf bei Umsatz pro Anwalt, die Nummer vier, wenn man sich den Nettogewinn pro Partner ansieht, die Nummer zwei, wenn man die Gehälter der angestellten Anwälte vergleicht, und mit Sicherheit die Nummer eins, wenn man die Arschlöcher pro Quadratmeter zählt.«

»Ich hätte besser nicht gefragt.«

David nahm sein Mobiltelefon in die Hand. »Sehen Sie das?«

»Ich bin ja nicht blind.«

»Dieses Ding hat mein Leben die letzten fünf Jahre beherrscht. Ohne das Telefon kann ich nirgendwohin. Vorschrift. Ich muss es immer dabei haben. Es hat mich beim Abendessen im Restaurant unterbrochen. Es hat mich aus der Dusche geholt. Es hat mich mitten in der Nacht aufgeweckt. Einmal hat es mich sogar beim Sex mit meiner

armen, vernachlässigten Frau unterbrochen. Letzten Sommer war ich mit zwei Freunden vom College bei einem Spiel der Cubs, super Plätze, erste Hälfte des zweiten Innings, und plötzlich fängt dieses Ding zu vibrieren an. Es war Roy Barton. Habe ich Ihnen schon von Roy Barton erzählt?«

»Noch nicht.«

»Mein Chef. Partner in der Kanzlei, ein bössartiger kleiner Giftzwerg. Vierzig Jahre alt, verqueres Ego, Gottes Geschenk an die Juristenzunft. Verdient eine Million Dollar im Jahr und kriegt den Hals trotzdem nicht voll. Arbeitet fünfzehn Stunden am Tag, sieben Tage die Woche, weil bei Rogan Rothberg alle erfolgreichen Partner ununterbrochen arbeiten. Und Roy hält sich für einen *sehr* erfolgreichen Partner.«

»Scheint ein netter Kerl zu sein.«

»Ich hasse ihn. Ich hoffe, ich sehe ihn nie wieder.«

Abner schob die dritte Bloody Mary über die Theke. »Sieht ganz so aus, als wären Sie auf dem richtigen Weg. Prost.«

3

Das Telefon klingelte wieder, und diesmal entschloss sich Rochelle, den Hörer abzunehmen. »Kanzlei Finley & Figg«, meldete sie sich. Wally unterbrach die Zeitungslektüre nicht. Sie hörte einen Moment zu und sagte dann: »Es tut mir leid, aber in Immobiliensachen werden wir nicht tätig.«

Als Rochelle vor acht Jahren in die Kanzlei gekommen war, hatte die Kanzlei noch Immobiliensachen bearbeitet. Allerdings war ihr bald klar geworden, dass dieses Gebiet des Rechts kaum Geld einbrachte und der Sekretärin eine Menge Arbeit machte, während die Anwälte fast keinen Finger rühren mussten. Rochelle lernte schnell, und sie entschied, dass sie Immobilien nicht mochte. Da sie alle eingehenden Anrufe entgegennahm, konnte sie eine Vorauswahl treffen, und es dauerte nicht lange, bis Finley & Figgs Immobilienabteilung die Mandate ausgingen. Oscar war außer sich und drohte Rochelle mit Kündigung, gab aber klein bei, als sie wieder einmal erwähnte, dass sie die Kanzlei wegen Verletzung der Anwaltpflichten verklagen wolle. Wally handelte einen Waffenstillstand aus, doch mehrere Wochen lang war die Atmosphäre in der Kanzlei noch gespannter als sonst.

Auch andere Spezialgebiete waren ihrer gründlichen Auslese zum Opfer gefallen. Mit Strafrecht war es vorbei; Rochelle gefiel es nicht, weil ihr die Mandanten nicht gefielen. Alkoholoder Drogenmissbrauch am Steuer war

in Ordnung, da es sehr häufig passierte. Solche Mandate brachten gutes Geld und verlangten nur minimale Beteiligung ihrerseits. Insolvenzen mussten aus dem gleichen Grund dran glauben wie Immobilien -magere Honorare und zu viel Arbeit für die Sekretärin. Im Laufe der Jahre war es Rochelle gelungen, die Tätigkeitsbereiche der Kanzlei drastisch zu reduzieren, was immer noch Probleme verursachte. Oscars Theorie – die ihm gut dreißig Jahre lang kein Geld eingebracht hatte – besagte, dass die Kanzlei jeden Mandanten nehmen sollte, der durch die Tür kam, dass es am besten war, ein weites Netz zu werfen und dann durch den Fang zu wühlen, in der Hoffnung, einen guten Personenschaden zu finden. Wally war anderer Meinung. Er war auf der Suche nach dem ganz großen Fall. Obwohl er wegen der Fixkosten gezwungen war, alle möglichen profanen juristischen Aufgaben zu übernehmen, träumte er immer davon, auf eine Goldgrube zu stoßen.

»Gut gemacht«, sagte er, als Rochelle auflegte. »Immobilien konnte ich noch nie leiden.«

Sie ignorierte ihn und widmete sich wieder ihrer Zeitung. Plötzlich begann AJ zu knurren. Er hatte sich in seinem Körbchen aufgerichtet, die Nase steil in die Höhe gereckt, den Schwanz kerzengerade und die Augen schmal vor Konzentration. Sein Knurren wurde lauter, dann, wie auf Kommando, zerriss die Sirene eines Rettungswagens die Stille des Morgens. Sirenen schafften es immer, Wally in Aufregung zu versetzen, und ein oder zwei Sekunden lang erstarrte er, während er den Ton analysierte. Polizei, Feuerwehr oder Rettungswagen? Das war immer das Wichtigste, und Wally konnte die drei auf Anhieb identifizieren. Sirenen von Löschfahrzeugen und Streifenwagen hatten nichts zu bedeuten und wurden

ignoriert, doch wenn er die Sirene eines Rettungswagens hörte, schlug sein Puls schneller.

»Rettungswagen«, sagte er. Dann legte er die Zeitung auf den Tisch, stand auf und ging wie beiläufig zur Haustür. Auch Rochelle verließ ihren Platz. Sie lief zum Fenster und verstellte die Lamellen der Jalousie, um kurz nach draußen zu sehen. AJ knurrte immer noch, und als Wally die Tür aufmachte und auf die Veranda trat, folgte ihm der Hund. Auf der anderen Straßenseite kam Vince Gholston aus seiner kleinen Boutiquekanzlei und warf einen erwartungsvollen Blick auf die Kreuzung von Beech und Thirty-eighth. Als er Wally sah, zeigte er ihm den Stinkefinger, und Wally beeilte sich, den Gruß zu erwidern.

Der Rettungswagen fuhr mit quietschenden Reifen die Beech hinunter und zwängte sich durch den dichten Verkehr, während der Fahrer aggressiv hupte und mehr Chaos und Gefahren verursachte als der Unfall, zu dem er gerufen worden war. Wally starrte dem Rettungswagen hinterher, bis er außer Sicht war. Dann ging er wieder hinein.

Die Zeitungslektüre wurde ohne weitere Unterbrechungen fortgesetzt – keine Sirenen, keine Anrufe von potenziellen Mandanten oder Inkassobüros. Um neun Uhr ging die Tür auf, und der Seniorpartner der Kanzlei trat ein. Oscar trug wie gewöhnlich einen langen, dunklen Mantel und hielt einen vollgestopften Aktenkoffer aus schwarzem Leder in der Hand, als hätte er die ganze Nacht durchgearbeitet. Außerdem hatte er seinen Schirm dabei, wie immer – egal, was für Wetter herrschte oder angesagt war. Oscar war alles andere als ein erfolgreicher, gut verdienender Anwalt, doch er konnte wenigstens so tun, als ob. Dunkle Mäntel, dunkle Anzüge, weiße Hemden und Seidenkrawatten. Seine Frau ging für ihn einkau-

fen und bestand darauf, dass er wie ein angesehener Anwalt aussah. Wally dagegen trug das, was er gerade in die Finger bekam.

»Morgen«, sagte Oscar schroff in die Richtung von Ms. Gibsons Schreibtisch.

»Guten Morgen«, erwiderte sie.

»Steht was Interessantes in der Zeitung?« Oscar interessierte sich nicht für Spielergebnisse, Börsenberichte oder die neuesten Nachrichten aus dem Nahen Osten.

»In einer Fabrik in Palos Heights wurde ein Gabelstaplerfahrer zerquetscht«, antwortete sie prompt. Wenn sie keinen Unfall fand, um ihm den Morgen zu versüßen, würde seine schlechte Laune nur noch schlimmer werden.

»Gefällt mir«, sagte er. »Ist er tot?«

»Noch nicht.«

»Großartig. Das gibt eine Menge Schmerzensgeld. Machen Sie eine Notiz. Ich kümmere mich später darum.«

Ms. Gibson nickte, als wäre der bedauernswerte Mann bereits ihr Mandant. Das war er natürlich nicht. Und er würde es auch nicht werden. Die Anwälte von Finley & Figg kamen nur selten als Erste an einen Unfallort. Aller Wahrscheinlichkeit nach wurde die Frau des Gabelstaplerfahrers bereits von aggressiveren Anwälten verfolgt, von denen einige dafür bekannt waren, dass sie die Familien von Geschädigten mit Bargeld und anderen Anreizen köderten.

Beflügelt von diesen guten Nachrichten, trat Oscar an den Tisch. »Guten Morgen.«

»Morgen, Oscar«, antwortete Wally.

»Hat es einer deiner Mandanten in die Traueranzeigen geschafft?«

»So weit bin ich noch nicht.«

»Du solltest mit den Traueranzeigen anfangen.«

»Danke, Oscar. Hast du noch mehr Tipps, wie man eine Zeitung lesen sollte?«

Oscar war bereits auf dem Weg in sein Büro. »Was steht für heute in meinem Terminkalender?«, fragte er über die Schulter.

»Das Übliche. Scheidungen und Betrunkene.«

»Scheidungen und Betrunkene«, murmelte Oscar vor sich hin, während er sein Büro betrat. »Ich brauche unbedingt einen schönen Unfall.« Er hängte seinen Mantel an die Rückseite der Tür, steckte den Schirm in den Ständer neben seinem Schreibtisch und fing an, seinen Aktenkoffer auszupacken.

Es dauerte nicht lange, bis Wally mit der Zeitung in der Hand neben ihm stand. »Sagt dir der Name Chester Marino was?«, fragte er. »Traueranzeige. Siebenundfünfzig, Frau, Kinder, Enkel, Todesursache nicht genannt.«

Oscar kratzte sich den kurz geschnittenen grauen Schopf und sagte: »Vielleicht. Könnte ein Testament gewesen sein.«

»Er ist bei Van Easel & Sons. Aufbahrung heute Abend, Beerdigung morgen. Ich werde hingehen und mich ein bisschen umhören. Willst du Blumen schicken, wenn er einer von unseren Mandanten ist?«

»Erst wenn wir wissen, um wie viel es bei dem Nachlass geht.«

»Guter Einwand.« Wally hielt immer noch die Zeitung in der Hand. »Die Sache mit dem Taser läuft aus dem Ruder. In Joliet werden ein paar Polizisten beschuldigt, einen siebzigjährigen Mann getasert zu haben. Er ist in einen Walmart gegangen, um ein Schnupfenmittel für sein Enkelkind zu besorgen. Der Apotheker glaubte, der Alte würde das Zeug für ein Meth-Labor kaufen, daher hat er als

guter Staatsbürger die Polizei gerufen. Die Polizisten hatten gerade neue Taser bekommen, also halten fünf von diesen Schwachköpfen den alten Mann auf dem Parkplatz an und brennen ihm mit ihren Tasern eins drauf.«

»Dann beschäftigen wir uns jetzt also wieder mit Taser-Mandaten?«

»Du hast es erfasst. Das sind gute Fälle, Oscar. Wir müssen uns unbedingt ein paar davon besorgen.«

Oscar setzte sich und seufzte laut. »Diese Woche sind es Taser-Waffen. Letzte Woche war es Windelausschlag – du wolltest den Hersteller von Pampers verklagen, weil ein paar Tausend Babys Windelausschlag haben. Letzten Monat waren es giftige Gipskartonplatten.«

»In der Sammelklage in Sachen Gipskartonplatten wurden bereits vier Milliarden Dollar gezahlt.«

»Ja, aber *wir* haben keinen Cent davon gesehen.«

»Genau das meine ich, Oscar. Mit den Sammelklagen müssen wir jetzt endlich mal Ernst machen. Da ist eine Menge Geld zu holen. Anwaltshonorare in Millionenhöhe, gezahlt von Unternehmen, die Gewinne in Milliardenhöhe machen.«

Die Tür stand offen, und Rochelle hörte jedes Wort mit.

Wally wurde immer lauter. »Wir schnappen uns ein paar von diesen Fällen, und dann tun wir uns mit einer Kanzlei zusammen, die sich auf Sammelklagen spezialisiert hat. Wir geben den Kollegen ein Stück vom Kuchen ab, hängen uns an sie dran, bis der Vergleich steht, und bekommen einen Haufen Kohle. Das ist leicht verdientes Geld, Oscar.«

»Windelausschlag?«

»Okay, das hat nicht funktioniert. Aber die Sache mit dem Taser ist eine Goldgrube.«

- »Noch eine Goldgrube, Wally?«
»Genau. Ich werd's dir beweisen.«
»Tu das.«

Der Betrunkene am anderen Ende der Theke hatte sich etwas erholt. Er konnte den Kopf heben und die Augen ein wenig öffnen. Abner servierte ihm Kaffee und versuchte, ihn davon zu überzeugen, dass es jetzt Zeit zu gehen war. Ein Teenager fegte mit einem Besen den Boden und rückte Tische und Stühle zurück. Das kleine Pub erwachte langsam zum Leben.

David, dessen Gehirn in Wodka schwamm, starrte sein Spiegelbild an und bemühte sich vergeblich, seine Situation einzuschätzen. Mal war er aufgeregt und stolz auf seine mutige Flucht aus dem Todesmarsch von Rogan Rothberg, dann wieder hatte er Angst vor seiner Frau, seiner Familie, seiner Zukunft. Doch der Alkohol machte ihm Mut, und daher beschloss er weiterzutrinken.

Sein Telefon vibrierte wieder. Es war Lana aus dem Büro. »Hallo«, sagte er leise.

»David, wo sind Sie?«

»Ich frühstücke noch.«

»Sie hören sich gar nicht gut an. Ist mit Ihnen alles in Ordnung?«

»Mir geht's gut.«

Eine Pause, dann: »Haben Sie getrunken?«

»Natürlich nicht. Es ist erst halb zehn.«

»Okay, wie Sie meinen. Roy Barton hat gerade das Büro verlassen, und er war furchtbar wütend. Derart vulgäre Ausdrücke habe ich noch nie gehört. Er hat alle möglichen Drohungen ausgestoßen.«

»Sagen Sie Roy, er kann mich am Arsch lecken.«

»Wie bitte?«

»Sie haben mich schon richtig verstanden. Sagen Sie Roy, er kann mich am Arsch lecken.«

»Das sind die Nerven, David. Es stimmt also doch. Sie sind ausgerastet. Überrascht mich nicht. Ich habe es kommen sehen. Ich habe es gewusst.«

»Ich bin völlig in Ordnung.«

»Sie sind nicht in Ordnung. Sie sind betrunken und drehen durch.«

»Okay, das mit dem betrunken könnte stimmen, aber ...«

»Ich glaube, Roy Barton kommt zurück. Was soll ich ihm sagen?«

»Dass er mich am Arsch lecken kann.«

»Warum sagen Sie ihm das nicht selbst? Sie haben doch ein Telefon. Rufen Sie Mr. Barton an.« Damit beendete sie das Gespräch.

Abner näherte sich unauffällig, weil er wissen wollte, was der Telefonanruf zu bedeuten hatte. Er putzte schon wieder die Holztheke, bereits das dritte oder vierte Mal, seit David sich an der Bar niedergelassen hatte.

»Das Büro«, sagte David. Abner runzelte die Stirn, als wäre das für sie beide eine schlechte Nachricht. »Der bereits erwähnte Roy Barton sucht nach mir. Er wirft mit Gegenständen um sich. Da würde ich jetzt gern Mäuschen spielen. Ich hoffe, er bekommt einen Hirnschlag.«

Abner kam noch näher. »Ich habe Ihren Namen vorhin nicht verstanden.«

»David Zinc.«

»Freut mich. David, der Koch ist gerade gekommen. Sie sollten etwas essen. Am besten etwas, das vor Fett geradezu trieft. Pommes frites, Zwiebelringe, vielleicht einen schönen Hamburger?«

»Ich hätte gern eine doppelte Portion Zwiebelringe und eine große Flasche Ketchup.«

»Ausgezeichnete Wahl.« Abner verschwand. David leerte seine Bloody Mary und machte sich auf die Suche nach der Toilette. Als er zurückkam, setzte er sich wieder, sah auf die Uhr – 9.28 – und wartete auf seine Zwiebelringe. Er konnte riechen, dass sie in der Küche hinter der Theke in heißem Öl frittiert wurden. Der Betrunkene rechts von ihm schüttete Kaffee in sich hinein und versuchte krampfhaft, die Augen offen zu halten. Der Teenager fegte immer noch den Boden und schob Tische und Stühle hin und her.

Sein Telefon, das auf der Theke lag, vibrierte. Es war seine Frau. David rührte sich nicht vom Fleck. Als es aufhörte zu vibrieren, wartete er. Dann rief er seine Mobilbox an.

»David, dein Büro hat schon zweimal angerufen. Wo bist du? Was tust du? Wir machen uns alle Sorgen um dich. Ist alles in Ordnung? Ruf mich bitte so schnell wie möglich an.«

Seine Frau promovierte gerade an der Northwestern University, und als er sich um 6.45 Uhr an diesem Morgen mit einem Kuss von ihr verabschiedet hatte, lag sie noch im Bett. Nachdem er am Abend zuvor um 22.05 Uhr heimgekommen war, hatten sie einen Rest Lasagne vor dem Fernseher gegessen, bevor er auf dem Sofa eingeschlafen war. Helen war zwei Jahre älter als er und wollte unbedingt schwanger werden, was angesichts der Dauerermüdigkeit ihres Mannes allerdings immer unwahrscheinlicher wurde. In der Zwischenzeit machte sie ihren Doktor in Kunstgeschichte, beeilte sich aber nicht sonderlich damit.

Das Mobiltelefon piepste leise. Sie hatte ihm eine SMS geschickt. »Wo bist du? Alles okay? Bitte melde dich.«

David zog es vor, erst in ein paar Stunden mit ihr zu

reden, denn er würde zugeben müssen, dass er dem Druck nicht mehr standhalten konnte, woraufhin sie verlangen würde, dass er sich professionelle Hilfe holte. Ihr Vater war Psychiater, ihre Mutter Eheberaterin und die ganze Familie der festen Überzeugung, dass sämtliche Probleme und Mysterien mit ein paar Stunden Therapie zu lösen wären.

Doch da er den Gedanken nicht ertrug, dass sie sich um ihn sorgte, schickte er ihr eine SMS. »Mir geht's gut. Ich musste für eine Weile aus dem Büro. Bin okay. Mach dir keine Sorgen.«

Die Zwiebeln kamen, ein riesiger Haufen goldbrauner Ringe, umhüllt von schwerem, fettigem Teig, frisch aus der Fritteuse. Abner stellte sie vor David und sagte: »Die sind wirklich gut. Was halten Sie von einem Glas Wasser?«

»Ein Bier wäre mir jetzt lieber.«

»In Ordnung.« Abner nahm ein Bierglas und ging zum Zapfhahn.

»Meine Frau sucht mich«, sagte David. »Sind Sie verheiratet?«

»Fragen Sie lieber nicht.«

»Tut mir leid. Meine Frau ist großartig. Sie will ein Kind, aber es sieht nicht so aus, als würden wir es hinbekommen. Letztes Jahr habe ich viertausend Stunden gearbeitet. Ist das nicht unglaublich? Viertausend Stunden. In der Regel bin ich um sieben Uhr morgens im Büro und bleibe bis zehn Uhr abends. Das ist ein normaler Arbeitstag, aber es ist auch nicht ungewöhnlich, dass ich bis nach Mitternacht arbeite. Daher schlafe ich sofort ein, wenn ich nach Hause komme. Letzten Monat hatten wir, meine ich, einmal Sex. Schwer zu glauben. Ich bin einunddreißig. Sie ist dreiunddreißig. Wir sind beide im besten Alter und wollen

schwanger werden, aber ich schaffe es einfach nicht, wach zu bleiben.« Er machte den Ketchup auf und kippte ein Drittel der Flasche auf sein Essen.

Abner stellte ein eiskaltes Pint Lager vor ihn. »Wenigstens verdienen Sie eine Menge Kohle.«

David schälte einen Zwiebelring, tunkte ihn in Ketchup und steckte ihn sich in den Mund. »O ja, sie bezahlen mich gut. Warum würde ich mich derart misshandeln lassen, wenn sie mich nicht gut bezahlen würden?« Er sah sich um und vergewisserte sich, dass niemand zuhörte – natürlich nicht, sie waren allein. Er senkte die Stimme, während er auf dem Zwiebelring herumkaute. »Ich bin Senioranwalt, seit fünf Jahren dabei, letztes Jahr habe ich dreihunderttausend verdient. Vor Steuern. Das ist eine Menge Geld, und da ich keine Zeit habe, es auszugeben, liegt es auf der Bank und wird immer mehr. Aber jetzt rechnen Sie mal nach: Ich habe viertausend Stunden gearbeitet, doch nur dreitausend Stunden abgerechnet. Dreitausend Stunden, so viel wie kein anderer in der Kanzlei. Der Rest ist für Firmenaktivitäten und Pro-bono-Mandate draufgegangen. Können Sie mir folgen, Abner? Sie sehen irgendwie gelangweilt aus.«

»Ich höre Ihnen zu. Sie sind nicht der erste Anwalt, den ich hier als Gast habe. Ich weiß, wie langweilig ihr seid.«

David trank einen großen Schluck Lager und schmatzte. »Es gefällt mir, dass Sie so direkt sind.«

»Ich mache nur meine Arbeit.«

»Die Kanzlei stellt dem Mandanten für meine Arbeit fünfhundert Dollar die Stunde in Rechnung. Multipliziert mit dreitausend. Das sind 1,5 Millionen für Rogan Rothberg, und mir zahlen sie lumpige dreihunderttausend. Multiplizieren Sie das mit sechshundert Anwälten, die

alle in etwa das Gleiche tun wie ich, dann verstehen Sie, warum so viele intelligente junge Menschen Jura studieren: Sie wollen für eine große Kanzlei arbeiten und träumen davon, irgendwann Partner und damit reich zu werden. Langweile ich Sie?«

»Nein. Das ist alles sehr spannend.«

»Möchten Sie einen Zwiebelring?«

»Nein, danke.«

David steckte sich noch einen großen Zwiebelring in den ausgetrockneten Mund und spülte ihn mit einem halben Pint hinunter. Vom anderen Ende der Bar drang ein dumpfer Knall zu ihnen. Der Betrunkene hatte den Kampf gegen die Schwerkraft verloren. Sein Kopf lag wieder auf der Theke.

»Wer ist der Kerl?«, fragte David.

»Er heißt Eddie. Seinem Bruder gehört die Hälfte der Bar, daher lässt er anschreiben, zahlt aber nie. Ich habe den Kerl so satt.« Abner ging zu Eddie und sprach ihn an, doch er antwortete nicht. Schließlich nahm Abner die Kaffeetasse und wischte um Eddie herum die Theke. Langsam arbeitete er sich bis zu David vor.

»Sie verzichten also auf dreihunderttausend im Jahr«, sagte Abner. »Wie sieht Ihr Plan aus?«

David lachte zu laut. »Mein Plan? So weit bin ich noch nicht. Vor zwei Stunden bin ich wie immer zur Arbeit erschienen; jetzt steuere ich geradewegs auf einen Nervenzusammenbruch zu.« Noch ein Schluck. »Mein Plan sieht so aus: Ich werde hier sitzen bleiben und versuchen, meinen Nervenzusammenbruch zu analysieren. Helfen Sie mir dabei?«

»Das gehört zu meinen Aufgaben.«

»Ich zahle meine Rechnung. Versprochen. Und die von Eddie auch.«

»Hört sich gut an.«

»Noch ein Bier, bitte.«

4

Nachdem Rochelle Gibson etwa eine Stunde lang Zeitung gelesen, Joghurt gegessen und Kaffee getrunken hatte, machte sie sich widerstrebend an die Arbeit. Ihre erste Aufgabe bestand darin, in der Mandantenkartei nach einem gewissen Chester Marino zu suchen, der jetzt im Bestattungsinstitut Van Easel & Sons in einem Bronzesarg der unteren Preisklasse ruhte. Oscar hatte recht. Vor sechs Jahren hatte die Kanzlei ein Testament für Mr. Marino aufgesetzt. Sie fand die dünne Akte im Abstellraum neben der Küche und brachte sie Wally, der an seinem überfüllten Schreibtisch saß und fleißig arbeitete.

Das Büro von Wallis T. Figg war früher ein Schlafzimmer gewesen. Nachdem im Laufe der Jahre Wände und Türen versetzt worden waren, hatte sich die Grundfläche etwas vergrößert. Nichts deutete noch daraufhin, dass der Raum einmal als Schlafzimmer genutzt worden war, doch viel Ähnlichkeit mit einem Büro hatte er auch nicht. Direkt hinter der Tür waren die Wände knapp vier Meter voneinander entfernt, dann machte der Grundriss einen Knick nach rechts zu einem größeren Bereich, in dem Wally an einem pseudomodernen Schreibtisch im Fünfzigerjahrestil saß, den er bei einem Ausverkauf nach einem Brandschaden billig erstanden hatte. Der Schreibtisch war mit Stapeln von Aktenmappen, gefüllten Notizblöcken und Hunderten Telefonnachrichten übersät und vermittelte dem Betrachter, der es nicht besser wusste –

was potenzielle Mandanten einschloss –, den Eindruck, der Mann dahinter wäre überaus beschäftigt und vielleicht sogar wichtig.

Wie immer ging Ms. Gibson langsam auf den Schreibtisch zu, wobei sie darauf achtete, nicht gegen die schwankenden Stapel aus juristischen Fachbüchern und alten Akten zu stoßen, die den Weg säumten. Sie gab Wally die Akte und sagte: »Wir haben ein Testament für Mr. Marino gemacht.«

»Danke. Sind Vermögenswerte vorhanden?«

»Ich habe nicht nachgesehen«, erwiderte sie, schon auf dem Rückzug. Sie ging, ohne noch etwas zu sagen.

Wally schlug die Akte auf. Vor sechs Jahren hatte Mr. Marino als Buchprüfer für den Bundesstaat Illinois gearbeitet, siebzigtausend Dollar im Jahr verdient und mit seiner zweiten Frau und deren beiden Kindern im Teenageralter ein ruhiges Leben am Stadtrand geführt. Er hatte gerade die Hypothek für das Haus abbezahlt, das der einzige größere Vermögensgegenstand war. Das Ehepaar hatte gemeinsame Bankkonten und Pensionsrücklagen und kaum Schulden. Das einzig Ungewöhnliche an dem Testament war eine Sammlung von dreihundert Baseballkarten, deren Wert Mr. Marino auf dreihunderttausend Dollar schätzte. Seite vier der Akte bestand aus der Kopie einer Karte von Shoeless Joe Jackson im Dress der White Socks aus dem Jahr 1916, auf die Oscar *Fünfundsiebzigtausend Dollar* geschrieben hatte. Oscar machte sich nichts aus Sport, und Wally gegenüber hatte er dieses kleine Kuriosum nie erwähnt. Mr. Marino hatte ein einfaches Testament unterschrieben, das er ohne Weiteres auch selbst hätte aufsetzen können, doch stattdessen hatte er Finley & Figg zweihundertfünfzig Dollar für diesen kleinen Dienst gezahlt. Während Wally das Testament las,

wurde ihm klar, dass das Testament lediglich den Zweck hatte, die Baseballkartensammlung vor dem Zugriff der beiden Stiefkinder zu schützen, da sich alle anderen Vermögenswerte im gemeinsamen Besitz der Eheleute befanden. Mr. Marino vermachte sie seinem Sohn Lyle. Auf Seite fünf hatte Oscar einen Satz hingekritzelt: *Frau weiß nichts von den Karten.*

Wally schätzte den Wert des Nachlasses auf etwa fünfhunderttausend Dollar, und die zurzeit geltende Honorarordnung sah für den Anwalt, der Mr. Marinos Nachlass abwickelte, ein Honorar von ungefähr fünftausend Dollar vor. Sofern es keinen Streit um die Baseballkarten gab – Wally hoffte inständig, dass es doch zu einem kam –, würde die Abwicklung des Nachlasses langweilige Routine sein und etwa achtzehn Monate in Anspruch nehmen. Aber wenn sich die Erben in die Haare gerieten, konnte Wally das Ganze in die Länge ziehen und das Honorar verdreifachen. Er mochte Nachlassmandate nicht besonders, doch sie waren immer noch besser als Scheidungen oder Sorgerechtsprozesse. Sie brachten Geld in die Kasse und führten gelegentlich sogar zu weiteren Honoraren.

Die Tatsache, dass Finley & Figg das Testament aufgesetzt hatte, bedeutete nicht automatisch, dass die Kanzlei auch die Nachlassabwicklung übernehmen würde. Das konnte jeder Anwalt tun, und Wally wusste aufgrund seiner umfangreichen Erfahrungen in den Abgründen der Mandantenwerbung, dass ganze Horden von Anwälten damit beschäftigt waren, Todesanzeigen zu lesen und Honorare auszurechnen. Es war die Mühe wert, Chester im Auge zu behalten und den Hinterbliebenen juristischen Beistand bei der Ordnung von dessen Angelegenheiten anzubieten. Und es würde sich mit Sicherheit lohnen, wenn er dazu bei Van Easel & Sons vorbeiführte,

einem von vielen Bestattungsinstituten, die auf seiner Runde lagen.

Wally war wegen Alkohol am Steuer vorübergehend der Führerschein entzogen worden, und eigentlich hätte er erst in drei Monaten wieder fahren dürfen, was ihn jedoch nicht davon abhielt, es trotzdem zu tun. Aber er war vorsichtig und beschränkte sich auf die Straßen in der Nähe seiner Wohnung und der Kanzlei, wo er die Polizisten kannte. Wenn er zum Gericht im Stadtzentrum musste, nahm er den Bus oder die L.

Van Easel & Sons lag einige Häuserblocks außerhalb des Bereichs, in dem er sich sicher fühlte, doch er beschloss, das Risiko einzugehen. Wenn man ihn erwischte, würde er sich schon herausreden können. Für den Fall, dass die Polizei sich nicht erweichen ließ, kannte er die Richter. Er hielt sich so oft wie möglich auf Seitenstraßen und vermied es, in dichtem Verkehr zu fahren.

Mr. Van Easel und seine drei Söhne waren vor Jahren gestorben, und da ihr Beerdigungsinstitut von einem Besitzer an den nächsten weitergereicht wurde, war nicht nur das Geschäft zurückgegangen, sondern auch die »einfühlsame und zuvorkommende Betreuung«, mit der immer noch Werbung gemacht wurde. Wally parkte hinter dem Gebäude und marschierte durch den Eingang, als wäre er hier, um einem Verstorbenen die letzte Ehre zu erweisen. Es war kurz vor zehn Uhr an einem Mittwochmorgen, und für ein paar Sekunden war er ganz allein in der Empfangshalle. Er blieb stehen und warf einen Blick auf den Aufbahrungsplan. Chester lag zwei Türen weiter auf der rechten Seite, im zweiten der drei Aufbahrungsräume. Zur Linken befand sich eine kleine Kapelle.

Ein Mann mit teigiger Gesichtsfarbe, braunen Zähnen

und einem schwarzen Anzug kam auf ihn zu und sagte:
»Guten Morgen. Kann ich Ihnen helfen?«

»Guten Morgen, Mr. Grayber«, sagte Wally.

»Oh, Sie schon wieder ...«

»Es ist mir wie immer ein Vergnügen.« Obwohl Wally Mr. Grayber schon einmal die Hand gegeben hatte, machte er keine Anstalten, es wieder zu tun. Er war sich nicht ganz sicher, aber er vermutete, dass der Mann einer der Leichenwäscher war. Sein schlaffer, kühler Händedruck hatte sich ihm ins Gedächtnis gebrannt. Auch Mr. Grayber behielt seine Hände bei sich. Beiden Männern war der Beruf des anderen zuwider.

»Mr. Marino war einer unserer Mandanten«, sagte Wally mit gedämpfter Stimme.

»Seine Aufbahrung findet erst heute Abend statt«, erwiderte Grayber.

»Ja, das habe ich gesehen. Aber ich muss heute Nachmittag geschäftlich verreisen.«

»Also gut.« Grayber machte eine vage Geste in Richtung der Aufbahrungsräume.

»Sie wissen nicht zufällig, ob schon ein anderer Anwalt hier gewesen ist?«, fragte Wally.

Grayber schnaubte und verdrehte die Augen. »Woher soll ich das wissen? Ich kann mir die vielen Anwälte ja gar nicht mehr merken. Letzte Woche hatten wir hier einen Trauergottesdienst für einen illegalen Mexikaner, der von einer Planierraupe überrollt wurde.« Er nickte in Richtung Kapellentür. »Es waren mehr Anwälte als Angehörige da. Der arme Kerl war so beliebt wie noch nie.«

»Freut mich für ihn.« Wally war bei dem Gottesdienst dabei gewesen. Finley & Figg hatte das Mandat nicht bekommen. »Danke«, sagte er im Gehen. Er lief an dem ersten Aufbahrungsraum vorbei – geschlossener Sarg, keine

Trauernden. Dann betrat er den zweiten, der schwach beleuchtet war. Sechs auf sechs Meter, ein Sarg an einer Wand und einige Reihen billiger Stühle. Erleichtert stellte Wally fest, dass der Sargdeckel geschlossen war. Er legte die Hand auf den Sarg, als müsste er Tränen zurückhalten. Nur er und Chester, in einem letzten Moment der Zweisamkeit.

In der Regel drückte sich Wally immer ein paar Minuten vor dem Sarg herum, in der Hoffnung, dass ein Angehöriger oder ein Freund auftauchte. Falls nicht, würde er sich in das Kondolenzbuch eintragen und Grayber seine Visitenkarte geben, mit der Anweisung, der Familie auszurichten, dass Mr. Marinos Anwalt da gewesen sei. Die Kanzlei würde Blumen zur Beerdigung schicken und einen Brief an die Witwe schreiben, und in einigen Tagen würde Wally die Frau anrufen und so tun, als wäre sie aus irgendeinem Grund verpflichtet, die Kanzlei Finley & Figg, die ja schon das Testament aufgesetzt hatte, mit der Nachlassabwicklung zu beauftragen. Das funktionierte in etwa der Hälfte der Fälle.

Wally wollte gerade gehen, als ein junger Mann eintrat. Er war um die dreißig, gut aussehend und trug Jackett und Krawatte. Er musterte Wally mit skeptischem Blick, was bei den meisten Menschen anfänglich der Fall war. Wally hatte sich inzwischen daran gewöhnt. Wenn sich zwei wildfremde Menschen in einem leeren Aufbahrungsraum an einem Sarg begegnen, sind die ersten Worte immer etwas unbeholfen. Schließlich nannte Wally seinen Namen, und der junge Mann sagte: »So, ja ... Das da ist mein Vater. Ich bin Lyle Marino.«

Ah, der künftige Besitzer der schönen Baseballkartensammlung – was Wally allerdings nicht erwähnen konnte. »Ihr Vater war einer meiner Mandanten. Wir haben sein Testament aufgesetzt. Mein Beileid.«

»Danke«, sagte Lyle, der erleichtert schien. »Ich kann das einfach nicht glauben. Letzten Samstag waren wir zusammen beim Spiel der Blackhawks. Es war großartig. Und jetzt ist er nicht mehr da.«

»Tut mir wirklich sehr leid. Dann kam sein Tod also ganz plötzlich?«

»Herzanfall.« Lyle schnippte mit den Fingern. »Einfach so. Montagmorgen, bei der Arbeit. Er saß an seinem Schreibtisch und fing plötzlich an, zu schwitzen und nach Luft zu schnappen. Und dann ist er zu Boden gefallen. Tot.«

»Tut mir leid, Lyle«, sagte Wally, als würde er den jungen Mann seit Ewigkeiten kennen.

Lyle fuhr mit der Hand über den Sargdeckel. »Ich kann das einfach nicht glauben.«

Wally musste noch ein paar Lücken füllen. »Ihre Eltern haben sich vor etwa zehn Jahren scheiden lassen, richtig?«

»Ja, das ist ungefähr so lange her.«

»Lebt Ihre Mutter noch hier?«

»Ja.« Lyle wischte sich mit dem Handrücken über die feuchten Augen.

»Und Ihre Stiefmutter? Verstehen Sie sich gut mit ihr?«

»Nein. Wir reden kein Wort miteinander. Die Scheidung war sehr hässlich.«

Wally unterdrückte ein Lächeln. Eine zerstrittene Familie würde seine Honorare in die Höhe treiben. »Es tut mir leid, aber ich habe ihren Namen vergessen ...«

»Millie.«

»Ach, ja. Hören Sie, Lyle, ich muss leider gehen. Hier ist meine Karte.« Wally zog eine Visitenkarte aus der Tasche und gab sie dem jungen Mann. »Chester war ein großartiger Mensch. Rufen Sie uns an, wenn wir irgendetwas für Sie tun können.«

Lyle nahm die Karte und steckte sie in die Hosentasche. Dann starrte er mit leerem Blick auf den Sarg. »Entschuldigen Sie, aber wie heißen Sie noch mal?«

»Figg. Wally Figg.«

»Sie sind Anwalt?«

»Ja. Finley & Figg, eine kleine Boutiquekanzlei mit sehr viel Erfahrung bei Gericht.«

»Und Sie kannten meinen Vater?«

»Oh, ja, sehr gut sogar. Er sammelte mit Begeisterung Baseballkarten.«

Lyle nahm die Hand vom Sarg und sah Wally in die Augen. »Mr. Figg, wissen Sie, was meinen Vater umgebracht hat?«

»Sie sagten, es sei ein Herzanfall gewesen.«

»Richtig. Und wissen Sie, was den Herzanfall verursacht hat?«

»Nein.«

Lyle warf einen Blick zur Tür, um sich zu vergewissern, dass niemand mittlerweile eingetreten war. Dann sah er sich im Raum um, als hielte er nach Zuhörern Ausschau. Schließlich kam er einen Schritt näher, sodass seine Schuhe die Wallys fast berührten, der inzwischen davon ausging, gleich darüber in Kenntnis gesetzt zu werden, dass der alte Chester auf raffinierte Art und Weise ermordet worden sei.

So leise, dass es beinahe ein Flüstern war, fragte Lyle: »Haben Sie schon mal was von einem Medikament namens Krayoxx gehört?«

In dem Einkaufszentrum neben dem Bestattungsinstitut gab es einen McDonald's. Wally holte zwei Tassen Kaffee, dann setzten sie sich so weit wie möglich vom Verkaufstresen entfernt in eine Nische. Lyle hatte einen Stapel

Papier dabei – Artikel aus dem Internet, die er ausgedruckt hatte –, und es war klar, dass er jemanden zum Reden brauchte. Seit dem Tod seines Vaters vor achtundvierzig Stunden war er geradezu besessen von Krayoxx.

Das Medikament war seit sechs Jahren auf dem Markt und verkaufte sich sehr gut. In den meisten Fällen senkte es den Cholesterinspiegel von stark übergewichtigen Menschen. Chesters Gewicht war langsam auf knapp einhundertvierzig Kilo gestiegen, wodurch sich auch andere Werte erhöht hatten – unter anderem Blutdruck und Cholesterinspiegel, um nur das Nächstliegende zu nennen. Lyle hatte seinem Vater Vorhaltungen wegen dessen Gewicht gemacht, doch Chester hatte es einfach nicht lassen können, nachts Eiscreme zu essen. Seine Art, mit dem Stress der hässlichen Scheidung umzugehen, bestand darin, im Dunkeln zu sitzen und eine Packung Ben & Jerry's nach der anderen auszulöffeln. Nachdem er derart zugenommen hatte, schaffte er es nicht mehr, abzunehmen. Vor einem Jahr hatte ihm sein Arzt Krayoxx verschrieben, woraufhin sein Cholesterinspiegel drastisch gesunken war. Allerdings fing Chester an, Herzrhythmusstörungen und Kurzatmigkeit zu entwickeln. Er beklagte sich bei seinem Arzt darüber, doch dieser versicherte ihm, es sei alles in Ordnung. Der gesunkene Cholesterinspiegel sei wichtiger als diese geringfügigen Nebenwirkungen.

Krayoxx wurde von Varrick hergestellt, einem Unternehmen aus New Jersey, zurzeit die Nummer drei der weltweit zehn größten Pharmagesellschaften, mit einem Jahresumsatz von etwa fünfundzwanzig Milliarden Dollar und einer von zahllosen hässlichen Auseinandersetzungen mit staatlichen Regulierungsbehörden und Schadenersatzklagen geprägten Firmengeschichte.

»Varrick verdient mit Krayoxx sechs Milliarden im

Jahr«, sagte Lyle, während er seine Recherchen durchsah, die alle aus dem Internet stammten. »Mit einer jährlichen Steigerung von zehn Prozent.«

Wally vergaß seinen Kaffee, als er einen der Berichte überflog. Er hörte dem jungen Mann schweigend zu, doch dabei schossen ihm so viele Gedanken durch den Kopf, dass ihm fast schwindlig wurde.

»Und das hier ist das Beste.« Lyle zog ein weiteres Blatt Papier aus seinem Stapel. »Kennen Sie die Kanzlei Zell & Potter?«

Wally hatte noch nie etwas von Krayoxx gehört. Angesichts seines Körpergewichts von einhundertzehn Kilo und eines leicht erhöhten Cholesterinspiegels wunderte er sich allerdings, dass sein Arzt das Medikament ihm gegenüber noch nie erwähnt hatte. Auch Zell & Potter war ihm unbekannt, doch er ahnte, dass es wichtige Akteure in einer großen Sache waren, und wollte seine Ahnungslosigkeit nicht zugeben. »Ich glaube, ja.« Er runzelte die Stirn und tat so, als würde er angestrengt nachdenken.

»Eine große Kanzlei in Fort Lauderdale.«

»Richtig.«

»Zell & Potter hat letzte Woche in Florida Klage gegen Varrick eingereicht – eine Zivilklage mit dem Vorwurf der widerrechtlichen Tötung durch Krayoxx in mehreren Fällen. Das ist der Artikel, der im *Miami Herald* dazu erschienen ist.«

Während Wally den Artikel überflog, verdoppelte sich seine Herzfrequenz.

»Sie haben sicher schon davon gehört«, sagte Lyle.

Wally war immer wieder erstaunt darüber, wie naiv der Durchschnittsbürger doch war. In den Vereinigten Staaten wurden jedes Jahr über zwei Millionen Klagen eingereicht, und der arme Lyle dachte tatsächlich, Wally wäre

aufgefallen, dass jemand in Südflorida ein Verfahren angestrengt hatte. »Ja, auf diese Klage haben wir ein Auge«, erwiderte er.

»Übernimmt Ihre Kanzlei Fälle wie diese?«, fragte Lyle in aller Unschuld.

»Darauf sind wir spezialisiert«, sagte Wally. »Mit Personenschäden und Todesfällen haben wir angefangen. Ich habe kein Problem damit, es mit Varrick aufzunehmen.«

»Wirklich? Haben Sie die Firma schon einmal verklagt?«

»Nein, aber wir haben so ziemlich alle großen Pharmafirmen vor Gericht gebracht.«

»Das ist ja großartig. Dann wären Sie also bereit, den Fall meines Vaters zu übernehmen?«

Und ob ich den Fall übernehmen will, dachte Wally. Doch jahrelange Erfahrung hatte ihn gelehrt, nichts zu überstürzen. Oder zumindest nicht zu optimistisch zu wirken. »Sagen wir mal so: Der Fall hat Potenzial. Aber ich muss mich mit meinem Seniorpartner beraten, einige Recherchen anstellen, mit den Jungs von Zell & Potter sprechen, meine Hausaufgaben machen. Sammelklagen sind sehr kompliziert.« Und sie konnten ungeheuer lukrativ sein, was für Wally im Moment das Wichtigste war.

»Vielen Dank, Mr. Figg.«

Um fünf vor elf wurde Abner nervös. Immer wieder warf er einen Blick zur Tür, während er mit dem weißen Geschirrtuch Martinigläser auf Hochglanz polierte. Eddie war erwacht und schlürfte Kaffee, schien aber immer noch in einer anderen Welt zu sein. Schließlich sagte Abner: »David, würden Sie mir einen Gefallen tun?«

»Alles, was Sie wollen.«

»Könnten Sie zwei Barhocker weiterrutschen? Der Hocker, auf dem Sie sitzen, ist jeden Morgen ab elf Uhr reserviert.«

David sah nach rechts. Zwischen ihm und Eddie standen acht leere Barhocker. Und links von ihm, zwischen ihm und dem anderen Ende der Theke, standen sieben leere Barhocker. »Das ist nicht Ihr Ernst, oder?«

»Ach, kommen Sie schon.« Abner nahm Davids Glas, das fast leer war, zapfte ein frisches Bier und stellte es zwei Barhocker weiter links auf die Theke.

Langsam stand David auf und folgte seinem Bier. »Erklären Sie's mir?«, fragte er.

»Sie werden es gleich verstehen«, sagte Abner mit einem Kopfnicken in Richtung Tür. Außer ihnen war sonst niemand im Raum, bis auf Eddie natürlich.

Wenige Minuten später ging die Tür auf, und ein älterer Asiate kam herein. Er trug eine adrette Uniform, eine Fliege und eine Chauffeursmütze. Der Mann begleitete eine Dame, die erheblich älter war als er. Sie ging am Stock, ohne Hilfe des Chauffeurs, der jedoch stets an ihrer Seite blieb. Die beiden trippelten langsam auf die Theke, zu. David sah ihnen fasziniert dabei zu – fing er jetzt an zu halluzinieren, oder geschah das wirklich? Abner mixte einen Drink und beobachtete die beiden ebenfalls. Eddie murmelte etwas vor sich hin.

»Guten Morgen, Miss Spence«, sagte Abner höflich. Es sah so aus, als würde er fast eine Verbeugung machen.

»Guten Morgen, Abner«, erwiderte sie, während sie sich vorsichtig auf den Barhocker zog. Der Fahrer folgte ihren Bewegungen mit beiden Händen, berührte sie aber nicht. Als sie saß, sagte sie: »Das Übliche.«

Der Fahrer nickte Abner zu, dann drehte er sich um und verließ schweigend die Bar.

Miss Spence trug einen langen Nerzmantel, eine dicke Perlenkette um den winzigen Hals und mehrere Schichten Rouge und Wimperntusche, die allerdings nichts daran ändern konnten, dass sie mindestens neunzig war. David war schwer beeindruckt von ihr. Seine Großmutter war zweiundneunzig und lag in einem Pflegeheim, ans Bett gebunden, geistig völlig abwesend, und jetzt saß da diese alte Dame neben ihm und wollte sich vor dem Mittagessen einen hinter die Binde kippen.

Sie ignorierte ihn. Abner mixte ihren Drink, der aus ungewöhnlichen Zutaten zu bestehen schien. »Ein Pearl Harbor«, sagte er, während er das Glas vor sie stellte. Sie führte es langsam an die Lippen, nahm mit geschlossenen Augen einen kleinen Schluck, den sie kurz im Mund behielt, und gewährte Abner schließlich ein überaus faltiges Lächeln. Er schien wieder zu atmen.

David, der zwar noch nicht völlig blau, aber auf dem besten Weg dorthin war, beugte sich vor und sagte: »Kommen Sie oft hierher?«

Abner schluckte schwer und hob abwehrend die Hände. »Miss Spence ist ein Stammgast, und sie zieht es vor, in Ruhe gelassen zu werden«, sagte er mit einem nervösen Unterton in der Stimme. Miss Spence trank noch einen Schluck, wieder mit geschlossenen Augen.

»Sie kommt in eine Bar und möchte *in Ruhe* gelassen werden?«, fragte David ungläubig.

»Ja!«, fuhr Abner ihn an.

»Dafür dürfte sie sich die richtige Bar ausgesucht haben«, sagte David, während er mit der Hand über den Raum deutete. »Gähnende Leere. Haben Sie es hier eigentlich mal richtig voll?«

»Ruhe«, verlangte Abner. *Spielen Sie eine Weile mit*, sagte seine Miene.

David ließ sich nicht beirren. »Sie hatten den ganzen Morgen über nur zwei Gäste, mich und den alten Eddie da drüben, und wir wissen, dass er seine Rechnung nicht zahlt.«

Eddie steuerte gerade mit der Kaffeetasse auf sein Gesicht zu, konnte seinen Mund jedoch nicht finden. Davids Bemerkung schien er nicht gehört zu haben.

»Hören Sie auf damit«, knurrte Abner. »Andernfalls muss ich Sie bitten zu gehen.«

»Entschuldigung.« David hielt den Mund. Er hatte keine Lust zu gehen, weil er keine Ahnung hatte, wohin. Der dritte Schluck brachte die Wende und entspannte die Atmosphäre etwas.

Miss Spence öffnete die Augen und sah sich um. Langsam und mit einer uralten Stimme sagte sie: »Ja, ich komme oft her. Von Montag bis Samstag. Und Sie?«

»Ich bin zum ersten Mal hier«, antwortete David, »aber es wird wohl nicht zum letzten Mal gewesen sein. Ab heute werde ich vermutlich mehr Zeit zum Trinken haben, und mehr Gründe auch. Prost.« Er beugte sich zu ihr hinüber und berührte mit seinem Bierglas sehr, sehr vorsichtig ihr Glas.

»Prost«, sagte sie. »Und warum sind Sie hier, junger Mann?«

»Das ist eine lange Geschichte, die immer länger wird. Warum sind *Sie* hier?«

»Oh, ich weiß nicht. Vermutlich aus reiner Gewohnheit. Sechs Tage die Woche seit ... seit wann, Abner?«

»Seit mindestens zwanzig Jahren.«

Offenbar wollte sie Davids lange Geschichte nicht hören. Sie trank noch einen Schluck und sah aus, als würde sie gleich einschlafen. Auch David war plötzlich furchtbar müde.

5

Helen Zinc erreichte den Trust Tower wenige Minuten nach zwölf. Während der Fahrt in die Stadtmitte hatte sie immer wieder versucht, ihren Mann anzurufen, doch ohne Erfolg. Um 9.33 Uhr hatte er ihr eine SMS geschickt, in der er versicherte, sie brauche sich keine Sorgen zu machen, und um 10.42 hatte sie seine zweite und letzte SMS erhalten, in der stand: »Ales in Ordnung. Bin ok. Mach dir keine Sorgen.«

Helen stellte ihr Auto in einer Parkgarage ab, eilte die Straße hinunter und betrat das Atrium des Gebäudes. Wenige Minuten später stieg sie im dreiundachtzigsten Stock aus dem Fahrstuhl. Die Empfangsdame führte sie in einen kleinen Konferenzraum, wo sie warten sollte. Man sah es bei Rogan Rothberg nicht gern, wenn jemand das Gebäude mittags verließ, um etwas zu essen. Gutes Essen und frische Luft waren sozusagen tabu. Gelegentlich lud einer der Seniorpartner einen Mandanten in ein Restaurant ein, zu einem langen, teuren Mittagessen, das dem Mandanten anschließend mithilfe kreativer Formulierungen und überzogener Honorare in Rechnung gestellt wurde. Doch die – ungeschriebene – Regel war, dass die angestellten Anwälte und Juniorpartner sich ein Sandwich aus dem Automaten holten. An einem normalen Arbeitstag nahm David sowohl sein Frühstück als auch sein Mittagessen am Schreibtisch zu sich, und es war auch nichts Ungewöhnliches, dass er dort zu Abend aß. Einmal

hatte er Helen gegenüber damit geprahlt, drei verschiedenen Mandanten je eine Stunde in Rechnung gestellt zu haben, während er ein Thunfisch-Sandwich und Kartoffelchips mit einer Diätlimonade hinuntergespült hatte.

Sie hatte damals gehofft, dass er nur einen Scherz gemacht hatte.

Seit ihrer Hochzeit hatte David mindestens fünfzehn Kilo zugenommen – wie viel genau, wusste sie nicht. Früher war er Marathon gelaufen, und das zusätzliche Gewicht stellte noch kein Problem dar. Aber die ungesunde Ernährung in Kombination mit zu wenig Bewegung beunruhigte beide. Im siebenundneunzigsten Stock besaß die Kanzlei ein schönes, leeres Fitnessstudio mit toller Aussicht, das der Gesundheit dienen sollte, aber von niemandem benutzt wurde. Bei Rogan Rothberg war die Stunde zwischen zwölf und ein Uhr so wie alle anderen Tages- oder Nachtstunden: Es wurde gearbeitet.

Helen war zum zweiten Mal in fünf Jahren in der Kanzlei. Die Lebenspartner der Anwälte wurden nicht ausgesperrt, aber auch nicht eingeladen. Für Helen hatte es nie einen Grund gegeben zu kommen. Angesichts von Davids Horrorgeschichten hatte sie auch keine Lust empfunden, ihn hier zu besuchen oder Zeit mit seinen Kollegen zu verbringen. Zweimal im Jahr schleppten sie und David sich zu irgendwelchen Firmenveranstaltungen von Rogan Rothberg, die den Zusammenhalt unter den ausgebeuteten Anwälten und ihren vernachlässigten Partnern fördern sollten. Solche Aktivitäten arteten grundsätzlich zu unschönen Saufgelagen aus, mit einem Benehmen, das peinlich und unmöglich zu vergessen war. Man nehme eine Horde überarbeiteter Anwälte und fülle sie mit Alkohol ab – ein todsicheres Rezept für ein Desaster.

Vor einem Jahr, auf einem Partyboot zwei Kilometer

vom Ufer entfernt auf dem Lake Michigan, hatte Roy Barton versucht, sie zu begripschen. Wenn er nicht so betrunken gewesen wäre, wäre es ihm vielleicht sogar gelungen, und das hätte zu ernststen Schwierigkeiten geführt. Eine Woche lang hatte sie mit David darüber gestritten, was sie tun sollten. David wollte seinen Chef zur Rede stellen und sich dann beim Ethikausschuss der Kanzlei beschweren. Helen war dagegen, sie war der Meinung, das würde Davids Karriere schaden. Es gab keine Zeugen, und vermutlich konnte sich Barton gar nicht mehr daran erinnern. Irgendwann hörten sie auf, über den Vorfall zu reden. In den fünf Jahren hatte sie so viele Geschichten über Roy Barton gehört, dass David den Namen seines Chefs nicht mehr aussprach, wenn er zu Hause war.

Und plötzlich war er da. Zähnefletschend betrat Roy den kleinen Konferenzraum. »Helen, was geht hier vor?«, fragte er.

»Das würde ich auch gern wissen«, gab sie zurück. Mr. Barton, wie er sich gern nennen ließ, hatte die Angewohnheit, seine Gesprächspartner zu überfahren, indem er sie anbrüllte und in Verlegenheit brachte. Aber nicht mit ihr.

»Wo ist er?«, bellte er.

»Sagen *Sie* es mir«, erwiderte sie.

Lana, die Sekretärin, und Al und Lurch aus dem Fahrstuhl kamen gemeinsam herein, als hätten sie ihre Vorladung alle zur gleichen Zeit bekommen. Während Roy die Tür schloss, stellte er die drei hastig vor. Helen hatte oft mit Lana telefoniert, kannte sie aber nicht persönlich.

Roy sah Al und Lurch an und befahl: »Sie erzählen jetzt ganz genau, was passiert ist.« Mit vereinten Kräften gelang es den beiden, ihre Version von David Zincs letzter Fahrt im Aufzug zu schildern, und sie brauchten nicht

viele Worte, um ein recht klares Bild von einem aufgewühlten Mann zu zeichnen, der schlicht durchgedreht war. Er habe geschwitzt, schwer geatmet, sei blass gewesen und dann mit dem Kopf voran wieder in den Fahrstuhl gehechtet und auf dem Boden gelandet. In dem Moment, in dem sich die Türen schlossen, hätten sie ihn lachen hören.

»Als er heute Morgen aus dem Haus ging, war er völlig in Ordnung«, versicherte ihnen Helen, als wollte sie betonen, dass nicht sie, sondern die Kanzlei schuld war an Davids Zusammenbruch.

»Sie da«, bellte Roy in Richtung Lana. »Sie haben mit ihm gesprochen!«

Lana hatte sich Notizen gemacht. Sie habe zweimal mit ihm gesprochen, dann sei er nicht mehr ans Telefon gegangen. »Bei unserem zweiten Gespräch hatte ich den Eindruck, dass er trank.

Seine Aussprache war etwas undeutlich. Einige Silben waren kaum zu verstehen.«

Roy starrte Helen an, als wäre *sie* an allem schuld. »Wo ist er hin?«

»In seine Stammkneipe natürlich. Dahin, wo er immer hingehet, wenn er um 7.30 Uhr morgens ausrastet und sich besaufen will.«

Es folgte ein verlegenes Schweigen. Helen Zinc hatte offenbar kein Problem damit, Mr. Barton freche Antworten zu geben. Die anderen schon.

»Trinkt er zu viel?«, fragte Mr. Barton etwas leiser.

»Er hat keine Zeit zum Trinken. Er kommt um zehn oder elf Uhr abends nach Hause, trinkt manchmal ein Glas Wein, und dann schläft er auf dem Sofa ein.«

»Geht er zu einem Psychiater?«

»Warum? Weil er hundert Stunden pro Woche arbei-

tet? Ich dachte, das wäre hier normal. Ich bin ja der Meinung, ihr müsstet alle mal zu einem Psychiater.«

Wieder eine Pause. Roy hatte nicht die geringste Chance, was nicht sehr oft vorkam. Al und Lurch starrten den Tisch an und bemühten sich krampfhaft, ein Grinsen zu unterdrücken. Lana sah aus wie ein verschrecktes Reh im Scheinwerferlicht und war offenbar der festen Überzeugung, dass Roy sie gleich feuern würde.

»Dann haben Sie also keine Informationen, die uns weiterhelfen könnten?«, fragte Roy.

»Nein. Und offenbar haben *Sie* keine Informationen, die *mir* weiterhelfen könnten, stimmt's, Roy?«

Roy hatte genug. Er kniff die Augen zusammen, presste die Kiefer aufeinander und wurde knallrot. »Früher oder später wird er schon wieder auftauchen, gesund und munter. Er wird in ein Taxi steigen und nach Hause fahren. Zuerst wird er zu Ihnen zurückkriechen, und dann wird er zu uns zurückkriechen. Er bekommt noch *eine* Chance, verstanden? Morgen früh um Punkt acht Uhr will ich ihn in meinem Büro sehen. Nüchtern. Und er muss sich entschuldigen.«

Plötzlich schossen Helen die Tränen in die Augen. Sie fuhr sich über die Wangen und sagte mit brechender Stimme: »Ich muss ihn finden. Ich muss wissen, ob es ihm gut geht. Können Sie mir helfen?«

»Fangen Sie an zu suchen«, erwiderte Roy. »Im Zentrum von Chicago gibt es Tausende Bars. Früher oder später werden Sie ihn schon finden.« Mit diesen Worten legte Roy Barton einen dramatischen Abgang hin und knallte die Tür hinter sich zu.

Sobald er fort war, trat Al zu Helen, legte ihr die Hand auf die Schulter und sagte: »Roy ist ein arschloch, aber mit einem hat er recht: David sitzt jetzt in einer Bar und

betrinkt sich. Irgendwann wird er sich ein Taxi nehmen und nach Hause fahren.«

Auch Lurch kam näher. »Helen, es ist nicht das erste Mal, dass so etwas passiert. Genau genommen ist es gar nicht mal so ungewöhnlich. Morgen geht es ihm wieder gut.«

»Die Kanzlei hat einen Psychiater angestellt, einen richtigen Profi, der sich um die Verluste kümmert«, fugte Al hinzu.

»Die Verluste?«, fragte Helen. »Ist mein Mann jetzt ein Verlust?«

Lurch zuckte mit den Achseln und sagte: »Ja, aber er kommt schon wieder in Ordnung.«

Al zuckte mit den Achseln und sagte: »Er sitzt in einer Bar. Da wäre ich jetzt auch gerne.«

Bei Abner's hatte inzwischen der große Ansturm zur Mittagszeit eingesetzt. Die Sitznischen und Tische waren voll, und an der Bar standen Leute aus den umliegenden Büros, die ihren Hamburger mit einem Bier hinunterspülten. David war einen Hocker nach rechts gerutscht und saß jetzt direkt neben Miss Spence. Die alte Dame war inzwischen bei ihrem dritten und letzten Pearl Harbor. David war bei seinem zweiten. Als sie ihm den ersten angeboten hatte, hatte er noch abgelehnt und behauptet, Cocktails nicht zu mögen. Sie bestand jedoch darauf, dass er einen trank, und Abner mixte einen und stellte ihn vor David hin. Der Cocktail sah so harmlos aus wie Hustensaft, war aber eine tödliche Mischung aus Wodka, Melonenlikör und Ananassaft.

Wrigley Field – das Stadion der Cubs – war der gemeinsame Nenner. Miss Spence' Vater hatte sie als kleines Mädchen dorthin mitgenommen, und seitdem war sie ein

Fan der Cubs. Sie hatte zweiundsechzig Jahre lang eine Dauerkarte gehabt, ein Rekord, da war sie sich sicher, und die ganz Großen spielen sehen – Rogers Hornsby, Ernie Banks, Ron Santo, Billy Williams, Fergie Jenkins und Ryne Sanberg. Wie alle Fans der Cubs hatte sie Höhen und Tiefen erlebt. Ihre Augen blitzten, als sie vom Fluch des Ziegenbocks erzählte, eine Geschichte, die jeder Anhänger des Klubs kannte. Tränen standen ihr in den Augen, als sie sich an die schicksalhafte Saison 1969 erinnerte. Während sie über die enttäuschten Hoffnungen der Saison 1977 sinnierte, trank sie einen großen Schluck aus ihrem Glas. Und irgendwann ließ sie fallen, dass ihr verstorbener Mann einmal versucht habe, das Team zu kaufen, aber von irgendwem daran gehindert worden sei.

Nach dem zweiten Pearl Harbor war sie schwer angeschlagen. Der dritte gab ihr den Rest. Sie war überhaupt nicht neugierig darauf, wie es um David stand. Stattdessen übernahm sie fast die ganze Zeit das Reden, und David, der sich inzwischen in Zeitlupe bewegte, begnügte sich mit der Rolle des Zuhörers. Von Zeit zu Zeit wagte sich Abner in ihre Nähe und vergewisserte sich, dass es Miss Spence an nichts fehlte.

Um Punkt 12.15 Uhr, als der Ansturm zum Mittagessen am größten war, kam ihr asiatischer Fahrer zurück. Sie leerte ihr Glas, verabschiedete sich von Abner und machte keine Anstalten zu zahlen. Dann bedankte sie sich bei David für dessen Gesellschaft und verließ die Bar, die linke Hand in der Armbeuge ihres Fahrers, die rechte auf ihrem Stock. Sie ging langsam, aber aufrecht. Sie würde wiederkommen.

»Wer war das?«, fragte David, als Abner wieder in seine Nähe kam.

»Erzähle ich Ihnen später. Wollen Sie was essen?«

»Ja. Die Hamburger sehen gut aus. Extra Käse, mit Pommes frites.«

»Bringe ich Ihnen.«

Der Taxifahrer hieß Bowie und redete gern. Als sie das dritte Beerdigungsinstitut verließen, konnte er seine Neugier nicht mehr bremsen. »Ich muss Sie mal was fragen«, sagte er mit einem Blick über die Schulter. »Was hat es denn mit diesen vielen Beerdigungsinstituten auf sich?«

Wally hatte den kompletten Rücksitz mit Traueranzeigen, Stadtplänen und Notizblöcken bedeckt. »Als Nächstes fahren wir zu Wood & Ferguson in der One Hundred and Third Street Street, in der Nähe des Beverly Park«, sagte er, Bowies Frage fürs Erste ignorierend. Sie waren jetzt seit fast zwei Stunden zusammen, und das Taxameter zeigte annähernd einhundertachtzig Dollar an. Nicht gerade wenig für eine Taxifahrt, aber nur Peanuts, wenn man den Betrag vor dem Hintergrund eines Krayoxx-Verfahrens sah. In einigen der Artikel, die Wally von Lyle Marino bekommen hatte, spekulierten Anwälte darauf, dass jede widerrechtliche Tötung in Zusammenhang mit Krayoxx zwei bis vier Millionen Dollar wert sein konnte. Davon würden die Anwälte vierzig Prozent bekommen. Finley & Figg würde das Honorar natürlich teilen müssen, mit Zell & Potter oder einer anderen auf Sammelklagen spezialisierten Kanzlei, die bei dem Verfahren die Federführung übernahm. Doch selbst wenn sie nicht das ganze Honorar bekamen, war das Medikament eine Goldgrube. Jetzt musste er nur noch ein paar Fälle finden. Während sich Wally durch Chicago fahren ließ, war er fest davon überzeugt, dass er von einer Million Anwälten in der Stadt im Moment der einzige war, der so schlau war, die Straßen nach Opfern von Krayoxx abzusuchen.

Einem anderen Artikel zufolge sei gerade erst entdeckt worden, wie gefährlich das Medikament war. Ein weiterer zitierte einen Prozessanwalt, der sagte, in medizinischen Kreisen und in der Öffentlichkeit wisse man noch gar nicht, was für ein »Fiasko« Krayoxx sei. Doch Wally wusste es, und deshalb war es ihm egal, wie viel Geld er für ein Taxi ausgab.

»Ich hatte Sie doch gefragt, was es mit den Beerdigungsinstituten auf sich hat«, versuchte es Bowie noch einmal. Er wollte es unbedingt wissen und ließ sich nicht ignorieren.

»Es ist eins«, verkündete Wally. »Haben Sie schon zu Mittag gegessen?«

»Ich fahre Sie seit zwei Stunden in der Gegend herum. Haben Sie mich was essen sehen?«

»Ich habe Hunger. Da vorne rechts ist ein Taco Bell. Wir nehmen den Drive-in.«

»Sie zahlen, ja?«

»Ja.«

»Ich liebe Taco Bell.«

Bowie bestellte gefüllte Tortillas für sich und einen großen Burrito für seinen Fahrgast. Während sie in der Schlange warteten, sagte Bowie: »Wissen Sie, was ich mich die ganze Zeit frage? ›Was macht dieser Typ in den Beerdigungsinstituten?‹ Es geht mich natürlich nichts an, aber ich fahre jetzt seit achtzehn Jahren Taxi und hatte noch nie einen Fahrgast, der sämtliche Beerdigungsinstitute Chicagos abklappert. Ich hatte noch nie einen Fahrgast mit so vielen Freunden. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Mit einem haben Sie völlig recht«, sagte Wally, der immer noch mit Lyles Unterlagen beschäftigt war. »Es geht Sie nichts an.«

»Wow. Jetzt haben Sie's mir aber gegeben. Und ich dachte, Sie wären nett.«

»Ich bin Anwalt.«

»Das wird ja immer schlimmer. War nur ein Scherz. Mein Onkel ist Anwalt. Und ein Idiot.«

Wally gab ihm einen Zwanzigdollarschein. Bowie nahm die Tüte mit ihrer Bestellung und verteilte das Essen. Als sie wieder auf der Straße waren, stopfte er sich eine Tortilla in den Mund und hörte auf zu reden.

6

Rochelle las gerade einen Liebesroman, als sie Schritte auf der Veranda hörte. Schnell steckte sie das Taschenbuch in eine Schublade und legte die Finger auf die Tastatur, damit der Eindruck entstand, sie wäre fleißig bei der Arbeit, als die Tür aufging. Ein Mann und eine Frau traten zögernd ein und sahen sich nervös, fast ängstlich um. Das war nichts Ungewöhnliches. Rochelle hatte Tausende Mandanten kommen und gehen sehen, und fast alle betraten die Kanzlei mit einem unruhigen, misstrauischen Gesichtsausdruck. Eine Überraschung war das nicht. Wenn sie keine Probleme hätten, wären sie nicht hergekommen, und für die meisten war es der erste Besuch in einer Rechtsanwaltskanzlei.

»Guten Tag«, sagte sie freundlich.

»Wir brauchen einen Anwalt«, sagte der Mann.

»Einen Scheidungsanwalt«, korrigierte die Frau.

Rochelle war sofort klar, dass sie ihn ständig korrigierte und dass er das vermutlich gründlich satthatte. Allerdings waren die beiden schon in den Sechzigern und damit etwas zu alt für eine Scheidung. Sie zwang sich zu einem Lächeln. »Setzen Sie sich doch.« Sie wies auf zwei Stühle in der Nähe. »Ich brauche erst einmal einige Angaben von Ihnen.«

»Können wir ohne Termin mit einem Anwalt sprechen?«, fragte der Mann.

»Ich glaube schon.«

Die beiden gingen zu den Stühlen hinüber und setzten sich und schafften es tatsächlich, die Stühle ein Stück auseinanderzurücken. Das könnte gefährlich werden, dachte Rochelle. Sie zog einen Fragebogen aus der Schublade und suchte sich einen Stift. »Ihre Namen, bitte. Vor- und Zuname.«

»Calvin A. Flander«, kam er seiner Frau zuvor.

»Barbara Marie Scarbro Flander«, sagte sie. »Scarbro ist mein Mädchenname, und vielleicht werde ich ihn wieder annehmen, was ich allerdings noch nicht entschieden habe. Alles andere haben wir bereits geklärt, und wir haben sogar eine Eigentumsregelung unterschrieben, die ich im Internet gefunden habe. Es steht alles hier drin.« Sie hielt einen großen, zugeklebten Umschlag in der Hand.

»Sie hat dich nur nach deinem Namen gefragt«, sagte Mr. Flander.

»Das habe ich schon verstanden.«

»Kann sie ihren alten Namen einfach so zurückhaben? Wissen Sie, es ist jetzt zweiundvierzig Jahre her, seit sie ihn zum letzten Mal benutzt hat, und ich sage ihr die ganze Zeit, dass niemand wissen wird, wer sie ist, wenn sie sich wieder Scarbro nennt.«

»Der Name ist bedeutend besser als Flander«, gab Barbara zurück. »Flander klingt wie ein Land in Europa. Finden Sie nicht auch?«

Beide starrten Rochelle an, die seelenruhig fragte: »Minderjährige Kinder unter achtzehn?«

Sie schüttelten den Kopf. »Zwei erwachsene Kinder«, sagte Mrs. Flander. »Sechs Enkel.«

»Nach Enkeln hat sie nicht gefragt«, sagte Mr. Flander.

»Ich habe es ihr trotzdem gesagt. Was dagegen?«

Rochelle schaffte es, die Geburtsdaten, Adresse, Sozialversicherungsnummern und Berufe in Erfahrung zu brin-

gen, ohne dass es zu Handgreiflichkeiten kam. »Und Sie sind seit zweiundvierzig Jahren miteinander verheiratet?«

Beide nickten trotzig.

Sie hätte gern gefragt, warum sich die beiden scheiden lassen wollten, was schiefgelaufen und ob gar nichts mehr zu retten war, hütete sich aber, das Gespräch in diese Richtung zu lenken. Damit sollten sich die Anwälte herumschlagen. »Sie haben eine Eigentumsregelung erwähnt. Ich nehme an, Sie haben an eine einvernehmliche Scheidung aufgrund unüberbrückbarer Differenzen gedacht?«

»Genau«, sagte Mr. Flander. »Und je eher, desto besser.«

»Steht alles hier drin«, sagte Mrs. Flander, die krampfhaft den Umschlag festhielt.

»Haus, Autos, Bankkonten, Pensionsrücklagen, Kreditkarten, Schulden, auch Möbel und Haushaltsgeräte?«, erkundigte sich Rochelle.

»Alles«, erwiderte er.

»Steht alles hier drin«, wiederholte Mrs. Flander.

»Und Sie sind beide mit der Vereinbarung einverstanden?«

»O ja«, sagte er. »Wir haben schon alles geregelt, jetzt muss nur noch ein Anwalt den Antrag aufsetzen und mit uns zum Gericht gehen. Keine große Sache.«

»Genau so sollte man das auch machen«, sagte Rochelle mit der Autorität ihrer jahrelangen Erfahrung. »Ich werde einen unserer Anwälte holen, der Ihnen alles ganz genau erklärt. Für eine einvernehmliche Scheidung verlangt unsere Kanzlei siebenhundertfünfzig Dollar, von denen die Hälfte bei der ersten Besprechung mit dem Anwalt gezahlt werden muss. Die zweite Hälfte wird an dem Tag fällig, an dem Sie vor Gericht erscheinen.«

Die Flanders reagierten sehr unterschiedlich. Mrs. Flander klappte der Unterkiefer herunter, als hätte Rochelle gerade zehntausend Dollar in bar verlangt. Bei Mr. Flander verengten sich die Augen zu schmalen Schlitzen, und auf der Stirn bildeten sich tiefe Falten, als wäre genau das eingetreten, was er erwartet hatte – ein Haufen schleimiger Anwälte wollte ihn über den Tisch ziehen. Keiner der beiden sagte etwas, bis Rochelle fragte: »Ist was?«

»Was soll das? Ist das eines von diesen Lockvogelangeboten?«, brummte Mr. Flander. »Ihr macht Reklame damit, dass ihr für so eine Scheidung dreihundertneunundneunzig Dollar verlangt, und wenn ihr die Leute in der Kanzlei sitzen habt, wollt ihr plötzlich das Doppelte.«

Rochelles erste Reaktion bestand darin, sich zu fragen, was Wally jetzt schon wieder angestellt hatte. Er machte so viel Werbung an so vielen ungewöhnlichen Orten, dass es unmöglich war, über alles auf dem Laufenden zu sein.

Mr. Flander stand abrupt auf, kramte etwas aus seiner Hosentasche und warf es Rochelle auf den Schreibtisch. »Sehen Sie sich das an«, verlangte er. Es war eine Bingo-karte aus einem Klub für Kriegsveteranen in McKinley Park. Am unteren Rand war eine Werbeanzeige in auffälligem Gelb aufgedruckt: »Finley & Figg, Rechtsanwälte. Einvernehmliche Scheidungen – nichts leichter als das. \$ 399. Rufen Sie an: 773-718-JUSTICE.«

Rochelle war schon so oft überrascht worden, dass sie mittlerweile durch nichts mehr zu erschüttern sein sollte. Aber Bingokarten? Sie hatte erlebt, dass potenzielle Mandanten in Hand- und Hosentaschen gekramt und ihr dann Kirchenblätter, Programme von Footballspielen, Gewinnlose des Rotary Club, Gutscheine und alle mögli-

chen anderen Werbeartikel unter die Nase gehalten hatten, mit denen Rechtsanwalt Figg unablässig den Großraum Chicago überschwemmte, um neue Mandate zu finden. Rochelle musste zugeben, dass es ihm wieder einmal gelungen war, sie zu überraschen.

Die Honorarordnung der Kanzlei war dehnbar wie Gummi, und die Kosten für eine anwaltliche Vertretung konnten sich von einem Moment auf den anderen ändern, je nach Mandant und Situation. Ein gut angezogenes Paar, das mit einem neueren Auto vor der Kanzlei parkte, bekam für eine einvernehmliche Scheidung unter Umständen ein Angebot über tausend Dollar von einem der beiden Partner, während eine Stunde später ein einfacher Arbeiter und seine verhärmte Frau den anderen Partner auf die Hälfte davon herunterhandeln konnten. Zu Rochelles Aufgaben gehörte es, bei Streitigkeiten über die Höhe der Honorare zu vermitteln.

Bingokarten? Nichts leichter als das für dreihundertneunundneunzig Dollar? Oscar würde vor Wut platzen.

»Okay«, sagte sie ganz ruhig, als hätte Werbung auf Bingokarten eine lange Tradition in der Kanzlei. »Jetzt müsste ich noch die Eigentumsregelung sehen.«

Mrs. Flander händigte den Umschlag aus. Rochelle überflog die Vereinbarung und gab sie zurück. »Ich werde nachsehen, ob Mr. Finley in seinem Büro ist«, sagte sie. Die Bingokarte nahm sie mit.

Wie immer war die Tür zu Oscars Büro geschlossen. In der Kanzlei wurde strikt darauf geachtet, dass stets sämtliche Türen geschlossen waren, um die Anwälte zu schützen – voreinander, vor dem Straßenlärm und vor den Pennern, die sich hin und wieder hereinwagten. Von ihrem Schreibtisch in der Nähe der Eingangstür aus hatte Rochelle alle Türen im Auge – Oscars Büro, Wallys Büro,

Küche, Bad, Kopierraum und die kleine Rumpelkammer, die sie als Archiv nutzten. Sie wusste, dass die Anwälte gern an den geschlossenen Türen lauschten, wenn sie einen potenziellen Mandanten ausquetschte. Wally hatte in seinem Büro eine Seitentür nach draußen, die er häufig benutzte, um vor einem aufgebracht Mandanten zu flüchten, Oscar dagegen nicht – er musste also an seinem Schreibtisch sitzen. Und da Wally auf seiner Runde durch die Beerdigungsinstitute war, hatte sie keine andere Wahl.

Rochelle schloss die Tür hinter sich und legte die Bingokarte vor Mr. Finley auf den Schreibtisch. »Das werden Sie mir nicht glauben«, sagte sie.

»Was hat er denn jetzt wieder angestellt?«, fragte Oscar, während er einen Blick auf die Karte warf. »Dreihundertneunundneunzig Dollar?«

»Genau.«

»Ich dachte, wir hätten vereinbart, dass fünfhundert Dollar das Minimum für eine einvernehmliche Scheidung sind?«

»Nein, wir hatten siebenhundertfünfzig Dollar vereinbart, dann sechshundert, dann tausend, dann fünfhundert. Nächste Woche werden wir sicher wieder etwas anderes vereinbaren.«

»Ich mache keine Scheidung für vierhundert Dollar. Ich bin seit dreißig Jahren Anwalt, und ich werde mich nicht für ein derart niedriges Honorar prostituieren. Ist das klar, Ms. Gibson?«

»Das haben Sie schon mal gesagt.«

»Figg soll das machen. Es ist sein Fall. Seine Bingokarte. Ich habe zu viel zu tun.«

»Aber Figg ist nicht da, und Sie haben eigentlich gar nicht so viel zu tun.«

»Wo ist er?«

»Er besucht die Toten, auf einer seiner Beerdigungsrunden.«

»Was hat er denn dieses Mal vor?«

»Ich weiß es noch nicht.«

»Heute Morgen waren es Taser-Waffen.«

Oscar legte die Bingokarte vor sich auf den Schreibtisch und starrte sie an. Er schüttelte den Kopf, brummelte etwas vor sich hin und fragte: »Was für ein verwirrter Geist denkt sich denn so etwas aus? Wer würde Werbung auf Bingokarten machen, die in einem Klub für Kriegsveteranen ausgegeben werden?«

»Figg«, erwiderte sie.

»Ich werde ihn erwürgen müssen.«

»Ich helfe Ihnen dabei.«

»Werfen Sie das Zeug hier auf seinen Schreibtisch. Machen Sie einen Termin. Die beiden können später wiederkommen. Es ist ein Skandal, dass die Leute denken, sie könnten einfach so reinspazieren und ohne Termin mit einem Anwalt sprechen, selbst wenn es nur Figg ist. Lassen Sie mir wenigstens ein bisschen Würde.«

»Okay, sollen Sie haben. Aber die beiden haben ein bisschen was auf der hohen Kante und fast keine Schulden. Sie sind in den Sechzigern, Kinder schon aus dem Haus. Ich würde vorschlagen, Sie teilen die beiden auf, nehmen die Frau und schlagen noch ein zusätzliches Honorar heraus.«

Um drei Uhr nachmittags war Abner's wieder ein Ort der Ruhe. Eddie war irgendwie mit den Menschen verschwunden, die zum Mittagessen gekommen waren, und David Zinc saß allein an der Bar. In einer der Nischen betranken sich vier Männer mittleren Alters, während sie Pläne für einen Angelurlaub in Mexiko machten.

Abner spülte Gläser in einem kleinen Becken neben den Zapfhähnen für das Bier. Er redete über Miss Spence. »Ihr letzter Mann war Angus Spence. Kommt Ihnen der Name bekannt vor?«

David schüttelte den Kopf. Im Moment kam ihm gar nichts bekannt vor. Das Licht brannte, aber es war niemand zu Hause.

»Angus war der Milliardär, den niemand kannte. Er besaß jede Menge Kalibergwerke in Kanada und Australien. Vor zehn Jahren ist er gestorben und hat ihr eine Menge Geld hinterlassen. Sie wäre auf der Forbes-Liste, aber sie können ihr Vermögen nicht finden. Der Alte war viel zu schlau. Sie lebt in einem Penthouse am Central Park und kommt jeden Tag, um ihre drei Pearl Harbor zu trinken. Um 12.15 Uhr, wenn es hier über Mittag voll wird, geht sie wieder – ich nehme an, nach Hause, um ihren Rausch auszuschlafen.«

»Ich finde sie süß.«

»Sie ist vierundneunzig.«

»Sie hat ihre Rechnung nicht gezahlt.«

»Sie bekommt keine Rechnung. Sie schickt mir jeden Monat tausend Dollar. Sie will diesen Barhocker, drei Drinks und ihre Ruhe. Ich habe noch nie erlebt, dass sie sich mit jemandem unterhalten hat. Sie sind ein Glückspilz.«

»Sie will meinen Körper.«

»Na dann – Sie wissen ja, wo Sie Miss Spence finden.«

David trank einen kleinen Schluck von seinem Guinness. An Rogan Rothberg konnte er sich nur noch vage erinnern. Bei Helen war er sich da nicht so sicher, aber es war ihm egal. Er hatte beschlossen, sich volllaufen zu lassen und jeden Moment davon zu genießen. Morgen würde es ein bitteres Erwachen geben, doch damit würde er

schon fertig werden. Jetzt konnte ihn nichts, absolut nichts davon abhalten, sich ins Vergessen zu trinken.

Abner stellte eine Tasse Kaffee vor ihn und sagte: »Ganz frisch aufgebrüht.«

David ignorierte den Kaffee. »Dann arbeiten Sie also auf Vorschuss? Genau wie eine Kanzlei. Was würde ich für tausend Dollar im Monat bekommen?«

»Bei der Geschwindigkeit, mit der Sie trinken, müssen Sie aber noch was drauflegen. Haben Sie Ihre Frau schon angerufen?«

»Abner, Sie sind Barkeeper, kein Eheberater. Heute ist ein großer Tag für mich, ein Tag, der mein Leben für immer verändern wird. Ich bin gerade mitten in einem Nervenzusammenbruch oder in einer Krise oder was immer das auch ist. Mein Leben wird nie wieder so sein wie früher, also lassen Sie mich diesen Moment genießen.«

»Wenn Sie möchten, rufe ich Ihnen ein Taxi.«

»Ich gehe nirgendwohin.«

Für das erste Gespräch mit einem Mandanten zog Oscar immer sein dunkles Jackett über und rückte seine Krawatte gerade. Es war wichtig, von Anfang an den Ton zu bestimmen, und ein Anwalt in einem schwarzen Anzug bedeutete Macht, Wissen und Autorität. Oscar glaubte fest daran, dass seine Kleidung auch den Eindruck vermittelte, seine Arbeit wäre nicht für ein Almosen zu haben, obwohl es in der Regel so war.

Er starrte auf die Eigentumsregelung und runzelte die Stirn, als wäre sie von zwei Idioten aufgesetzt worden. Die Flanders saßen ihm gegenüber auf der anderen Seite seines Schreibtisches. Von Zeit zu Zeit ging ihr Blick zu der Wand hinter ihm, an der ein wildes Sammelsurium hing: gerahmte Fotos mit einem breit grinsenden

Mr. Finley, der unbekanntenen Prominenten die Hand schüttelte, gerahmte Diplome, die den Eindruck erwecken sollten, dass Mr. Finley eine hervorragende Ausbildung genossen hatte und hoch qualifiziert war, und ein paar Plaketten, die eindeutig ein Beweis dafür waren, dass seine Leistungen im Laufe der Jahre weithin anerkannt worden waren. An den anderen Wänden standen Regale, die mit dicken Jurabüchern und Abhandlungen vollgepackt waren, ein weiterer Beweis dafür, dass Mr. Finley wusste, was er tat.

»Wie viel ist das Haus wert?«, fragte er, ohne aufzusehen.

»Etwa zweihundertfünfzigtausend«, erwiderte Mr. Flander.

»Ich glaube, es ist mehr wert«, fügte Mrs. Flander hinzu.

»Jetzt ist kein guter Zeitpunkt, um ein Haus zu verkaufen«, sagte Oscar weise, obwohl jeder Hausbesitzer in den Vereinigten Staaten wusste, dass der Markt gerade am Boden war. Schweigen, während der weise Mann die Unterlagen der Flanders studierte.

Oscar ließ die Schriftstücke sinken und starrte über seine Lesebrille – billig im Drugstore erstanden – in die erwartungsvollen Augen von Mrs. Flander. »Sie bekommen die Waschmaschine und den Trockner, außerdem die Mikrowelle, das Laufband und den Flachbildfernseher?«

»Ja.«

»Genau genommen bekommen Sie etwa achtzig Prozent der Möbel und Haushaltsgeräte, richtig?«

»Ich glaube schon. Was ist daran falsch?«

»Nichts, bis auf die Tatsache, dass er fast das ganze Bargeld bekommt.«

»Ich halte das für gerecht«, sagte Mr. Flander.

»Das glaube ich Ihnen.«

»Halten Sie es für gerecht?«, fragte sie.

Oscar zuckte die Achseln, als ginge ihn das nichts an. »Ich würde sagen, das ist recht typisch. Aber Bargeld ist wichtiger als ein Haufen gebrauchter Möbel. Sie werden vermutlich in eine Wohnung ziehen, die erheblich kleiner ist als Ihr Haus, und gar nicht genug Platz für Ihre alten Sachen haben. Er dagegen hat dann Geld auf dem Konto.«

Mrs. Flander warf ihrem zukünftigen Exehemann einen finsternen Blick zu. Oscar holte zum nächsten Schlag aus. »Und Ihr Auto ist drei Jahre älter. Sie bekommen also das alte Auto und die alten Möbel.«

»Das war seine Idee«, sagte sie.

»War es nicht. Darauf haben wir uns geeinigt.«

»Du wolltest das Konto mit den Pensionsrücklagen und das neuere Auto.«

»Weil das schon immer mein Auto gewesen ist.«

»Nein. Weil du schon immer das bessere Auto hattest.«

»Das ist doch gar nicht wahr, Barbara. Jetzt fang nicht schon wieder an zu übertreiben.«

Barbara wurde lauter. »Und du, Cal, fang bloß nicht an, vor dem Anwalt zu lügen. Wir waren uns einig, dass wir herkommen, die Wahrheit sagen und vor dem Anwalt nicht streiten. Stimmt doch, oder?«

»Ja, sicher, aber wie kannst du hier sitzen und behaupten, ich hätte schon immer das bessere Auto gehabt? Hast du den Toyota Camry vergessen?«

»Um Himmels willen, Cal, das ist zwanzig Jahre her.«

»Es zählt trotzdem.«

»Also gut. Ja, ich erinnere mich an den Camry, und ich erinnere mich auch an den Tag, an dem du ihn zu Schrott gefahren hast.«

Rochelle hörte die Stimmen der beiden und lächelte

ersonnen. Sie blätterte eine Seite ihres Buches um. AJ, der neben ihr schlief, stand plötzlich auf und knurrte leise. Rochelle warf einen Blick auf ihn, dann erhob sie sich langsam und ging zum Fenster. Sie verstellte die Lamellen der Jalousie, damit sie nach draußen sehen konnte. Jetzt hörte sie es – das Jaulen einer Sirene in einiger Entfernung. Je näher es kam, desto lauter knurrte der Hund.

Auch Oscar stand am Fenster und sah wie beiläufig zu der Kreuzung, in der Hoffnung, einen Blick auf den Rettungswagen zu erhaschen. Alte Gewohnheiten ließen sich nur schwer ablegen, was er im Grunde gar nicht wollte. Er, Wally und inzwischen auch Rochelle und vielleicht Tausende andere Anwälte in der Stadt konnten einen Adrenalinstoß nicht unterdrücken, wenn sie die Sirene eines Rettungswagens hörten. Sah Oscar einen Notarzt, der an ihm vorbei die Straße hinunterfuhr, brachte ihn das immer zum Lächeln.

Die Flanders lächelten nicht. Sie schwiegen, starrten ihn finster an und hassten einander. Als die Sirene leiser wurde, kehrte Oscar zu seinem Stuhl zurück und sagte: »Hören Sie, wenn Sie sich nur streiten wollen, kann ich Sie nicht beide vertreten.«

Die Flanders waren kurz davor, aufzustehen und zu verschwinden. Dann konnten sie getrennte Wege gehen und sich jeder einen angeseheneren Anwalt suchen. Doch ein, zwei Sekunden lang zögerten sie. Mr. Flander kapitulierte als Erster. Er sprang auf und stürmte zur Tür. »Kein Problem, Finley. Ich suche mir einen richtigen Anwalt.« Er riss die Tür auf und knallte sie hinter sich zu. Dann marschierte er an Rochelle und dem Hund vorbei, die gerade wieder zum Schreibtisch gingen. Er knallte auch die Kanzleitür hinter sich zu und verabschiedete sich für immer von Finley & Figg.

Die Happy Hour dauerte von siebzehn bis neunzehn Uhr, doch Abner war der Meinung, sein neuer bester Freund sollte gehen, bevor sie anfang. Er bestellte ein Taxi, tauchte ein sauberes Geschirrtuch in kaltes Wasser, ging auf die andere Seite der Bar und rüttelte ihn sanft. »David, aufwachen, es ist schon fast fünf.« David war seit einer Stunde komplett weggetreten. Wie alle guten Barkeeper wollte Abner den Leuten, die nach der Arbeit etwas bei ihm trinken wollten, den Anblick eines Betrunkenen, der mit der Wange auf dem Tresen lag und schnarchte, ersparen. Er fuhr David mit dem nassen Geschirrtuch über das Gesicht und sagte: »Na los, Großer. Die Party ist vorbei.«

David wurde schlagartig wach. Augen und Mund waren weit aufgerissen, als er Abner anstarrte. »Was, was, was?«, stotterte er.

»Es ist fast fünf. Zeit, nach Hause zu gehen, David. Ihr Taxi steht vor der Tür.«

»Fünf Uhr!«, rief David überrascht. Außer ihm waren noch ein halbes Dutzend andere Gäste in der Bar, die ihn voller Mitgefühl ansahen. Morgen würde es ihnen vielleicht ähnlich ergehen ... David stand auf, und mit Abners Hilfe gelang es ihm, den Mantel anzuziehen und den Aktenkoffer zu finden. »Wie lange bin ich schon hier?«, fragte er, während er sich verwirrt umsah, als hätte er gerade erst begriffen, wo er sich befand.

»Ziemlich lange«, erwiderte Abner. Er steckte eine Visitenkarte in Davids Manteltasche. »Rufen Sie mich morgen an, dann regeln wir das mit der Rechnung.« Arm in Arm schwankten sie zur Tür. Das Taxi wartete am Bordstein. Abner öffnete die Fondtür, bugsiierte David hinein, sagte zu dem Taxifahrer: »Er gehört Ihnen«, und machte die Tür zu.

David starrte ihm nach, bis er in der Bar verschwunden war. Dann sah er den Taxifahrer an. »Wie heißen Sie?«

Der Taxifahrer erwiderte etwas Unverständliches, woraufhin David ihn anfuhr: »Sprechen Sie Englisch?«

»Wohin?«

»Das ist jetzt wirklich eine brillante Frage. Kennen Sie ein paar gute Bars in der Gegend?«

Der Fahrer schüttelte den Kopf.

»Ich will noch nicht nach Hause, denn zu Hause ist *sie*, und ... auweia.« Das Innere des Taxis hatte angefangen, sich zu drehen. Hinter ihnen hupte jemand. Der Wagen rollte an, der Fahrer fädelt in den Verkehr ein. »Nicht so schnell«, stöhnte David mit geschlossenen Augen. Sie fuhren keine zwanzig Stundenkilometer. »Nach Norden.«

»Ich brauche eine Adresse«, entgegnete der Taxifahrer, während er auf die South Dearborn abbog. Es war Hauptverkehrszeit, und wegen des dichten Verkehrs kam er nur langsam voran.

»Ich glaube, mir wird schlecht.« David schluckte schwer und hatte Angst, die Augen aufzumachen.

»Bitte nicht in meinem Wagen.«

Zwei Häuserblocks lang standen sie im Stau und kamen nur schrittweise voran. David gelang es, seinen Magen zu beruhigen. »Sir? Eine Adresse«, beharrte der Taxifahrer.

David öffnete das linke Auge und sah aus dem Fenster. Neben dem Taxi stand ein Stadtbus, vollgestopft mit mü-

den Arbeitern, und wartete mit spuckendem Auspuff darauf, dass es weiterging. An der Seitenwand des Busses war eine große Werbeanzeige angebracht, in der die Dienste der Rechtsanwälte Finley & Figg angepriesen wurden. »Alkohol am Steuer? Rufen Sie die Experten an. 773-718-JUSTICE.« Die Adresse folgte in einer kleineren Schriftgröße. David machte sein rechtes Auge auf, und für einen kurzen Moment sah er das lächelnde Gesicht von Wally Figg vor sich. Er starrte auf das Wort »Alkohol« und fragte sich, ob diese Anwälte ihm irgendwie helfen konnten. Hatte er so eine Werbung schon einmal gesehen? Hatte er schon einmal von dieser Kanzlei gehört? Er war sich nicht sicher. Nichts war mehr klar, nichts ergab mehr einen Sinn. Plötzlich drehte sich das Taxi wieder, dieses Mal noch schneller.

»Vier-achtzehn Preston Avenue«, sagte er. Dann wurde ihm schwarz vor Augen.

Rochelle hatte es nie eilig, das Büro zu verlassen, weil sie nicht nach Hause wollte. Die Atmosphäre in der Kanzlei war zwar manchmal angespannt, doch dort ging es noch weitaus harmloser zu als in ihrer überfüllten, chaotischen Wohnung.

Die Scheidung der Flanders hatte einen schwierigen Start, doch dank Oscars geschicktem Manöver lief jetzt alles wie gewohnt. Mrs. Flander hatte die Kanzlei mit ihrer Vertretung beauftragt und siebenhundertfünfzig Dollar als Vorschuss gezahlt. Letzten Endes würde man sich einigen und doch eine einvernehmliche Scheidung beantragen, allerdings erst, nachdem Oscar ihr zweitausend Dollar abgenommen hatte. Trotzdem schäumte er vor Wut wegen der Bingokarte und lag auf der Lauer, um seinen Juniorpartner abzupassen.

Wally kam um 17.30 Uhr in die Kanzlei zurück, nachdem er den ganzen Tag nach Opfern von Krayoxx gesucht hatte. Gefunden hatte er nur Chester Marino, doch ließ er sich nicht entmutigen. Er war an etwas ganz Großem dran. Die Mandanten waren dort draußen, und er würde sie finden.

»Oscar telefoniert gerade«, sagte Rochelle. »Und er ist stinksauer.«

»Was ist passiert?«, fragte Wally.

»Eine Bingokarte ist passiert. Dreihundertneundneunzig Dollar.«

»Gut, was? Mein Onkel spielt in dem Klub Bingo.«

»Brillant.« Sie erzählte ihm die Kurzfassung von Flander gegen Flander.

»Da sehen Sie's. Es hat funktioniert«, sagte Wally stolz. »Man muss die Leute hier reinbringen, Ms. Gibson, meine Rede, schon immer. Die dreihundertneundneunzig Dollar sind der Köder, und wenn wir sie am Haken haben, brauchen wir nur noch die Angel einzuholen. Oscar hat das ganz hervorragend gemacht.«

»Und was ist mit irreführender Werbung?«

»Das meiste von dem, was wir tun, ist irreführende Werbung. Haben Sie schon mal was von Krayoxx gehört? Dem Cholesterinsenker?«

»Schon möglich. Warum?«

»Krayoxx bringt Leute um, und uns wird es reich machen.«

»Ich glaube, das habe ich schon mal gehört. Er hat aufgehört zu telefonieren.«

Wally ging schnurstracks zu Oscars Büro, klopfte, während er die Tür aufstieß, und sagte: »Dann gefallen dir meine Bingokarten also.«

Oscar stand hinter seinem Schreibtisch, die Krawatte

gелockert, hundemüde. Er brauchte dringend einen Drink. Zwei Stunden zuvor hatte er sich mit Wally streiten wollen. Jetzt wollte er nur noch gehen. »Wally, ich bitte dich: Bingokarten?«

»Wir sind die erste Kanzlei in Chicago, die Werbung auf Bingokarten macht.«

»Wir waren schon ein paarmal die Ersten, trotzdem sind wir immer noch pleite.«

»Diese Zeiten sind vorbei, mein Freund.« Wally griff in seinen Aktenkoffer. »Schon mal was von einem Medikament namens Krayoxx gehört?«

»Ja. Meine Frau nimmt es.«

»Oscar, das Zeug bringt Leute um.«

Oscar fing an zu lächeln, hatte sich aber sofort wieder in der Gewalt. »Woher weißt du das?«

Wally ließ einen Stapel Papier mit Recherchen zu dem Medikament auf den Schreibtisch fallen. »Da sind deine Hausaufgaben: Alles über Krayoxx. Letzte Woche hat eine große, auf Sammelklagen spezialisierte Kanzlei in Fort Lauderdale den Hersteller Varrick wegen Krayoxx verklagt. Sie behaupten, dass das Medikament das Risiko für Herzinfarkte und Schlaganfälle gewaltig erhöhe, und sie haben Gutachter, die das beweisen können. Varrick hat mehr Scheiße auf den Markt gebracht als jede andere große Pharmafirma, und auch mehr Schadenersatz gezahlt als alle anderen. Milliarden. Es sieht so aus, als wäre Krayoxx der neueste Rohrkrepierer von denen. Die Sache ist gerade erst publik geworden. Oscar, das ist eine großartige Gelegenheit, und wenn wir es schaffen, ein Dutzend Krayoxx-Mandate zu bekommen, sind wir reich.«

»Wally, das habe ich alles schon mal gehört.«

Als das Taxi anhielt, war David wieder wach, aber nicht

ganz Herr seiner Sinne. Mit etwas Mühe gelang es ihm, zwei Zwanzigdollarscheine auf den Vordersitz zu werfen, und mit noch mehr Mühe gelang es ihm, sich aus dem Taxi zu wuchten. Er sah zu, wie der Wagen wegfuhr, dann erbrach er sich in den Rinnstein.

Danach ging es ihm viel besser.

Rochelle räumte gerade ihren Schreibtisch auf und lauschte dem Gezänk der beiden Partner, als sie schwere Schritte auf der Veranda hörte. Mit einem dumpfen Knall prallte etwas gegen die Tür, dann wurde sie aufgestoßen. Der junge Mann, der auf unsicheren Beinen hereinkam, hatte ein gerötetes Gesicht und einen irren Blick, war aber gut angezogen.

»Kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie mit erheblichem Misstrauen.

David starrte sie an, nahm sie aber nicht wahr. Heftig schwankend sah er sich um und versuchte, sich mit zusammengekniffenen Augen auf seine Umgebung zu konzentrieren.

»Sir?«, sagte sie.

»Hier gefällt es mir«, sagte er. »Hier gefällt es mir sehr, sehr gut.«

»Wie schön. Könnte ich ...«

»Ich suche einen Job, und hier will ich arbeiten.«

AJ witterte Ärger und trottete hinter Rochelles Schreibtisch hervor. »Ist der niedlich!«, rief David und kicherte.

»Ein Hund. Wie heißt er?«

»AJ.«

»AJ. Natürlich. Helfen Sie mir bitte. Wofür steht AJ?«

»Ambulanzjäger.«

»Hier gefällt es mir. Hier gefällt es mir sehr, sehr gut. Beißt er?«

»Fassen Sie ihn nicht an.«

Die beiden Partner waren schweigend in der Tür von Oscars Büro erschienen. Rochelle warf ihnen einen nervösen Blick zu.

»Hier will ich arbeiten«, wiederholte David. »Ich brauche einen Job.«

»Sind Sie Anwalt?«, fragte Wally.

»Sind Sie Figg oder Finley?«

»Ich bin Figg. Er ist Finley. Sind Sie Anwalt?«

»Ich glaube, ja. Bis acht Uhr heute Morgen habe ich für Rogan Rothberg gearbeitet, als einer von sechshundert. Aber ich habe gekündigt, ich bin ausgerastet, zusammengebrochen, und dann bin ich in eine Bar gegangen. Es war ein langer Tag.« David lehnte sich an die Wand, um nicht umzufallen.

»Und warum glauben Sie, dass wir einen Anwalt einstellen wollen?«, fragte Oscar.

»Einstellen? Ich dachte eher daran, als Partner in die Kanzlei einzusteigen.« David krümmte sich vor Lachen. Außer ihm lachte niemand. Sie wussten nicht, was sie tun sollten. Später würde Wally zugeben, dass er überlegt hatte, die Polizei zu rufen.

Als das Gelächter aufgehört hatte, richtete sich David auf und sagte noch einmal: »Hier gefällt es mir.«

»Warum haben Sie bei dieser großen Kanzlei gekündigt?«, fragte Wally.

»Oh, dafür gibt es eine Menge Gründe. Sagen wir einfach, ich hasse die Arbeit, ich hasse die Leute, mit denen ich arbeite, und ich hasse die Mandanten.«

»Dann passen Sie gut hierher«, bemerkte Rochelle trocken.

»Wir brauchen niemanden.«

»Ach, bitte. Ich habe in Harvard studiert. Ich werde Teilzeit arbeiten – fünfzig Stunden die Woche, die Hälfte

von dem, was ich bis jetzt gearbeitet habe. Haben Sie den verstanden? Teilzeit?« Er lachte wieder. Als Einziger.

»Tut mir leid, Junge«, sagte Wally, der dachte, damit wäre die Sache erledigt.

Ganz in der Nähe drückte ein Autofahrer auf die Hupe, ein lang gezogener, durchdringender Ton, der das nahende Desaster ankündigte. Ein zweiter Fahrer trat auf die Bremse. Noch eine Hupe, noch mehr kreischende Bremsen, und für eine Sekunde hielt die Kanzlei Finley & Figg kollektiv den Atem an. Es folgte ein gewaltiger Aufprall, lauter als sonst, und sofort war klar, dass gerade mehrere Autos auf der Kreuzung Preston, Beech und Thirty-eighth ineinandergefahren waren. Oscar griff sich seinen Mantel, Rochelle ihren Pullover, und gemeinsam folgten sie Wally ins Freie. Den Betrunkenen ließen sie im Haus zurück, wo er allein auf sich achtgeben musste.

Die anderen Kanzleien in der Preston Avenue leerten sich, als Anwälte und ihre Mitarbeiter auf die Straße stürzten, um das Chaos zu inspizieren und den Verletzten Trost anzubieten.

An der Massenkarambolage waren mindestens vier Autos beteiligt, die alle schwer beschädigt waren. Ein Wagen lag mit sich drehenden Rädern auf dem Dach. Panik war ausgebrochen, und in die Schreie der Menschen mischten sich Sirenen. Wally rannte zu einem völlig zerbeulten Ford. Die Beifahrertür war weggerissen worden, und ein Mädchen im Teenageralter versuchte, aus dem Auto zu steigen. Sie war halb bewusstlos und blutüberströmt. Er nahm sie am Arm und führte sie von dem Wrack weg. Rochelle half ihm dabei, das Mädchen auf eine Bank an einer Bushaltestelle zu setzen. Dann kehrte Wally in das Chaos zurück, um nach weiteren Mandanten zu suchen. Oscar hatte bereits einen Augenzeugen gefun-

den, jemanden, der bei der Schuldfrage helfen konnte und daher ein überzeugendes Argument für weitere Mandanten war. Finley & Figg wusste, was bei einem Verkehrsunfall zu tun war.

Die Mutter des Teenagers hatte im Fond des Wagens gesessen, und Wally kam auch ihr zu Hilfe. Er führte sie zu der Bank an der Bushaltestelle, geradewegs in die Arme von Rochelle. Vince Gholston, ihr Rivale von der anderen Straßenseite, schlich sich an, doch Wally entging nichts. »Bleib weg, Gholston«, brüllte er. »Das sind unsere Mandanten.«

»Irrtum, Figg. Sie haben noch nichts unterschrieben.«

»Bleib bloß weg, du Idiot.«

Als Passanten an den Unfallort eilten, bildete sich schnell eine Menschenmenge. Der Verkehr war zum Erliegen gekommen, und viele Fahrer stiegen aus, um nachzusehen, was los war. Jemand rief: »Hier riecht es nach Gas!«, was die Panik sofort steigerte. Die Insassen des auf dem Dach liegenden Autos, eines Toyota, versuchten verzweifelt, sich zu befreien. Ein kräftiger Mann, der Stiefel trug, trat gegen ein Fenster, konnte es aber nicht zum Bersten bringen. Die Menschen schrien und brüllten. Die Sirenen kamen näher. Wally hatte einen Buick ins Visier genommen, dessen Fahrer bewusstlos schien. Oscar verteilte Visitenkarten an alle.

Mitten in diesem Chaos war plötzlich die dröhnende Stimme eines jungen Mannes zu hören. »Bleiben Sie von unseren Mandanten weg!«, brüllte er, und aller Augen richteten sich auf ihn. Es war eine erstaunliche Szene. David Zinc stand neben der Bushaltestelle, ein großes, schartiges Metallstück von einem der Autowracks in der Hand, und fuchtelte damit vor dem Gesicht eines sehr erschrockenen Vince Gholston herum, der entsetzt zurückwich.

»Das sind unsere Mandanten!«, sagte David wütend. Er sah völlig irre aus, und niemand bezweifelte, dass er seine Waffe benutzen würde, wenn es notwendig war.

Oscar ging zu Wally. »Der Junge hat vielleicht doch Potenzial.«

Wally sah voller Bewunderung zu David hinüber. »Wir stellen ihn ein.«

8

Als Helen Zinc in die Einfahrt von 418 Preston bog, fiel ihr als Erstes nicht das etwas heruntergekommene Äußere der Kanzlei Finley & Figg auf, sondern die blinkende Neonwerbung an dem Haus daneben, auf der Massagen angepriesen wurden. Sie schaltete die Scheinwerfer aus, stellte den Motor ab und blieb noch einen Moment sitzen, um ihre Gedanken zu ordnen. Ihrem Mann ging es gut. Einem gewissen Wally Figg zufolge, einem einigermaßen freundlichen Menschen, der sie vor einer Stunde angerufen hatte, hatte er nur »ein paar Drinks intus«. Mr. Figg »kümmerte« sich um ihren Mann, was auch immer das bedeuten mochte. Die Digitaluhr im Armaturenbrett zeigte 20:20 Uhr an, also hatte sie sich jetzt fast zwölf Stunden lang Sorgen darüber gemacht, wo David war und wie es ihm ging. Jetzt, wo sie wusste, dass er noch lebte, überlegte sie sich, wie sie ihn am besten umbringen konnte.

Sie sah sich um, musterte die Umgebung und stellte fest, dass ihr die Gegend nicht gefiel. Dann stieg sie aus dem BMW und ging langsam zur Haustür. Sie hatte Mr. Figg gefragt, wie ihr Mann von den Glas- und Stahltürmen im Stadtzentrum Chicagos in das Arbeiterviertel an der Preston Avenue gekommen sei. Mr. Figg hatte gesagt, er wisse es selbst nicht so genau, und es sei am besten, wenn sie sich später darüber unterhielten.

Helen stieß die Haustür auf. Eine billige Klingel ertön-

te. Ein Hund knurrte leise, machte aber keinen Versuch, sie anzugreifen.

Rochelle Gibson und Oscar Finley waren nach Hause gegangen. Wally saß am Tisch, schnitt Traueranzeigen aus alten Zeitungen aus und verspeiste sein Abendessen, das aus einer Tüte Kartoffelchips und einer Diätlimonade bestand. Schnell stand er auf, wischte sich die Hände an der Hose ab und lächelte. »Sie müssen Helen sein«, sagte er.

»Stimmt«, erwiderte sie. Als er ihr seine Hand entgegenstreckte, wäre sie um ein Haar zusammengezuckt.

»Wally Figg«, sagte er, während er sie musterte. Ein sehr hübsches Mädchen. Kurze kastanienbraune Haare, braune Augen hinter einer schicken Designerbrille, eins dreiundsiebzig, gut angezogen. Sie gefiel Wally. Er drehte sich um und deutete in Richtung des vollgestellten Tisches. Dahinter stand ein altes Ledersofa an der Wand, auf dem David lag, fertig mit sich und der Welt und in tiefer Bewusstlosigkeit. Sein rechtes Hosenbein war zerrissen – eine Blessur von der Massenkarambolage und ihrem Nachspiel –, doch abgesehen davon schien er in Ordnung zu sein.

Helen ging ein paar Schritte auf ihn zu und sah ihn sich an. »Sind Sie sicher, dass er noch lebt?«

»O ja, ganz sicher. Bei einem Verkehrsunfall ist er in eine Rauferei geraten und hat sich das Hosenbein zerrissen.«

»Eine Rauferei?«

»Ein Kerl namens Gholston, so ein Kotzbrocken von der anderen Straßenseite, hat nach der Karambolage versucht, uns einen unserer Mandanten zu stehlen, aber David hat ihn mit einem Stück Metall in die Flucht geschlagen. Dabei muss er sich die Hose zerrissen haben.«

Helen, die für einen Tag schon genug durchgemacht hatte, schüttelte ungläubig den Kopf.

»Möchten Sie etwas trinken? Kaffee, Wasser, Scotch?«

»Ich trinke keinen Alkohol«, antwortete sie.

Wally sah sie an. Dann ging sein Blick zu David und wieder zu ihr zurück. Das muss eine sonderbare Ehe sein, dachte er. »Ich auch nicht«, sagte er stolz. »Es gibt frischen Kaffee. Ich habe eine Kanne für David gekocht, und vor seinem kleinen Nickerchen hat er zwei Tassen getrunken.«

»Ja, danke«, erwiderte sie.

Sie tranken den Kaffee am Tisch und unterhielten sich leise miteinander. »Wenn ich es richtig verstanden habe«, sagte Wally, »ist er heute Morgen auf dem Weg zur Arbeit ausgerastet. Im Fahrstuhl. Er ist durchgedreht, hat das Gebäude verlassen und ist in einer Bar gelandet, wo er sich fast den ganzen Tag lang betrunken hat.«

»Das habe ich mir auch schon zusammengereimt. Aber wie ist er hergekommen?«

»So weit bin ich noch nicht, aber eines weiß ich, Helen. Er sagt, er will auf gar keinen Fall zurück, er will hierbleiben und für uns arbeiten.«

Während sie sich in dem großen, offenen Raum umsah, in dem eine hoffnungslose Unordnung herrschte, fiel es ihr schwer, sich eine Kanzlei vorzustellen, die noch erfolgloser aussah. »Ist das Ihr Hund?«, fragte sie.

»Das ist AJ, der Bürohund. Er lebt hier.«

»Wie viele Anwälte hat die Kanzlei?«

»Nur zwei. Wir sind ein Boutiquekanzlei. Ich bin der Juniorpartner, Oscar Finley ist der Seniorpartner.«

»Und was für eine Art von Arbeit würde David hier machen?«

»Wir haben uns auf Personenschäden und Todesfälle spezialisiert.«

»Wie diese Anwälte, die im Fernsehen Werbung machen?«

»Wir machen keine Fernsehwerbung«, sagte Wally selbstgefällig. Wenn sie wüsste. Er arbeitete ständig an Skripten. Andauernd stritt er sich mit Oscar, der dafür kein Geld ausgeben wollte. Voller Neid musste Wally mit ansehen, wie andere auf Personenschäden spezialisierte Anwälte den Äther mit Spots überfluteten, die seiner Meinung nach fast immer grottenschlecht waren. Wie viele Honorare ihnen entgangen waren, weil ihnen die Mandate von weniger talentierten Anwälten weggeschnappt worden waren, die das Risiko eingingen und in Fernsehwerbung investierten, wollte er sich gar nicht erst vorstellen.

David gab ein lautes Gurgeln von sich, gefolgt von einem kurzen Prusten, und obwohl er wenigstens Geräusche machte, deutete nichts daraufhin, dass er bald wieder bei Bewusstsein sein würde.

»Glauben Sie, dass er sich morgen früh noch an etwas erinnern kann?«, fragte Helen mit einem besorgten Blick auf ihren Mann.

»Schwer zu sagen.« Wallys Flirt mit dem Alkohol war lang und hässlich gewesen, und es hatte viele Vormittage gegeben, an denen er mit umnebelten Sinnen versucht hatte, sich an das zu erinnern, was in der Nacht zuvor passiert war. Er trank einen Schluck Kaffee. »Es geht mich ja nichts an, aber macht er das öfter? Er sagt, er will hier arbeiten, und ... na ja, wir sollten schon wissen, ob er ein Problem mit der Flasche hat.«

»Er trinkt nicht viel. Er hat noch nie viel getrunken. Bei einer Party vielleicht mal, aber er arbeitet zu hart, um viel trinken zu können. Und da ich das Zeug nicht anrühre, haben wir auch nichts im Haus.«

»Bin nur neugierig. Ich hatte selbst so meine Probleme.«

»Das tut mir leid.«

»Nein, ist schon okay. Ich habe seit sechzig Tagen keinen Tropfen mehr angerührt.«

Helen konnte das nicht beeindrucken, vielmehr machte sie sich Sorgen deshalb. Wally kämpfte noch gegen die Flasche, und ein Sieg lag in weiter Ferne. Plötzlich hatte sie genug von der Unterhaltung und der Kanzlei. »Ich sollte ihn wohl mit nach Hause nehmen.«

»Ja, vermutlich sollten Sie das. Aber Sie können ihn auch hier bei AJ lassen.«

»O ja, das ist genau das, was er verdient hat. Er sollte morgen früh auf dem Sofa hier aufwachen, angezogen, mit rasenden Kopfschmerzen, einer Magenverstimmung und trockenem Mund, und keine Ahnung haben, wo er ist. Das würde ihm recht geschehen, finden Sie nicht auch?«

»Schon, aber ich möchte nicht wieder hinter ihm herputzen.«

»Er hat bereits ...«

»Zweimal. Einmal auf der Veranda, einmal im Bad.«

»Tut mir leid.«

»Schon okay. Aber er muss jetzt nach Hause.«

»Ich weiß. Wecken wir ihn.«

Als David wach war, plauderte er angeregt mit seiner Frau, als wäre nichts geschehen. Er verließ die Kanzlei ohne Hilfe und ging die Treppe an der Veranda hinunter zum Wagen. Dann brüllte er Wally einen lauten Abschiedsgruß und ein Dankeschön entgegen und bot sogar an, das Steuer zu übernehmen. Helen lehnte ab. Sie verließen Preston und fuhren Richtung Norden.

Fünf Minuten lang herrschte Stille im Wagen. Dann fing Helen an, ihn wie beiläufig auszufragen: »David, ich glaube, ich weiß jetzt so ungefähr, wie es gelaufen ist, aber ein paar Details wären nicht schlecht. Wo war die Bar?«

»Abner's. Ein paar Häuserblocks vom Büro entfernt.«

»Bist du schon mal dort gewesen?«

»Nein, aber sie ist toll. Wir sollten mal zusammen hingehen.«

»Sicher. Wie wäre es mit morgen? Und wann hast du Abner's heute betreten?«

»Zwischen halb acht und acht. Ich bin aus dem Büro geflüchtet, ein paar Blocks gerannt, und dann habe ich Abner's gefunden.«

»Und dann hast du angefangen zu trinken?«

»Ja.«

»Weißt du noch, was du getrunken hast?«

»Hm, lass mich überlegen.« Er versuchte, sich zu erinnern. »Zum Frühstück hatte ich vier von Abners Bloody Marys. Die sind wirklich gut. Dann hatte ich einen Teller Zwiebelringe und ein paar Bier. Mit Miss Spence hatte ich zwei von ihren Pearl Harbors, aber die würde ich nicht noch mal trinken.«

»Miss Spence?«

»Richtig. Sie kommt jeden Tag, immer der gleiche Barhocker, der gleiche Drink, immer das Gleiche.«

»Hat sie dir gefallen?«

»Ich bete sie an. Sie ist süß. Ein ganz heißer Feger.«

»Verstehe. Ist sie verheiratet?«

»Nein, Witwe. Sie ist vierundneunzig und ein paar Milliarden schwer.«

»Noch andere Frauen?«

»Nein, nur Miss Spence. Um die Mittagszeit herum ist

sie gegangen, und dann ... Lass mich überlegen. Ich habe einen Hamburger und Pommes frites gegessen, dann wieder Bier getrunken und irgendwann ein kleines Nickerchen gemacht.«

»Das heißt, bei dir sind die Lichter ausgegangen?«

»Ist mir egal, wie du es nennst.«

Während sie fuhr und er durch die Windschutzscheibe starrte, entstand eine Pause.

»Und wie bist du von der Bar zur Kanzlei gekommen?«

»Mit einem Taxi. Ich habe dem Typen vierzig Dollar gezahlt.«

»Wo bist du in das Taxi gestiegen?«

Pause. »Daran kann ich mich nicht erinnern.«

»Wir machen Fortschritte. Und nun die große Frage: Wie hast du Finley & Figg gefunden?«

David schüttelte den Kopf, als er darüber nachdachte. Schließlich sagte er: »Ich habe keine Ahnung.«

Sie mussten über so vieles reden. Die Trinkerei – obwohl sie Wally das Gegenteil versichert hatte, fragte sie sich, ob David ein Problem damit hatte. Rogan Rothberg – würde er zurückkehren? Sollte sie Roy Bartons Ultimatum erwähnen? Finley & Figg – war es ihm ernst mit der Kanzlei? Helen ging so vieles im Kopf herum, sie hatte so viel zu sagen und eine lange Liste mit Beschwerden. Doch gleichzeitig konnte sie nicht anders, als die ganze Situation ziemlich amüsant zu finden. Sie hatte ihren Mann noch nie so betrunken gesehen, und aus der Tatsache, dass er den glitzernden Büroturm in der Innenstadt verlassen und im Hinterland gelandet war, würde in ihrer Familie bald eine Anekdote von monumentalen Ausmaßen werden. Es ging ihm gut, und das war im Grunde genommen alles, was zählte. Und verrückt war er wohl nicht. Ein Nervenzusammenbruch ließ sich behandeln.

»Ich habe eine Frage«, sagte David, während seine Augenlider immer schwerer wurden.

»Und ich habe eine Menge Fragen«, erwiderte sie.

»Ich weiß, aber ich will jetzt nicht darüber reden. Spar dir das für morgen auf, wenn ich wieder nüchtern bin, ja? Es ist nicht fair, auf mich einzuschlagen, wenn ich betrunken bin.«

»Na gut. Was willst du mich fragen?«

»Sind deine Eltern zufällig bei uns zu Hause?«

»Ja. Schon eine ganze Weile. Sie machen sich große Sorgen.«

»Wie nett von ihnen. Hör zu: Ich werde unser Haus nicht betreten, solange deine Eltern dort sind. Ich will nicht, dass sie mich so sehen. Ist das klar?«

»David, sie haben dich gern. Wir haben uns Sorgen um dich gemacht.«

»Warum machen sich alle Sorgen um mich? Ich habe dir zweimal eine SMS geschickt, dass es mir gut geht. Du wusstest, dass ich noch am Leben bin. Was soll die Panik?«

»Hör bloß damit auf.«

»Ich hatte einen schlechten Tag. Das ist doch keine große Sache.«

»Einen schlechten Tag?«

»Eigentlich war es ein verdammt guter Tag, wenn ich es mir recht überlege.«

»Warum streiten wir nicht morgen, David? Das wolltest du doch, oder?«

»Ja, aber ich steige erst aus dem Auto, wenn sie weg sind. Bitte.«

Sie befanden sich auf dem Stevenson Expressway, und der Verkehr wurde immer dichter. Beide schwiegen, während es zentimeterweise vorwärtsging. David versuchte,

wach zu bleiben. Schließlich griff Helen zu ihrem Mobiltelefon und rief ihre Eltern an.

9

Etwa einmal im Monat kam Rochelle Gibson in Erwartung ihrer üblichen ruhigen Minuten in die Kanzlei, um festzustellen, dass die Tür bereits aufgeschlossen, der Kaffee durchgelaufen und der Hund gefüttert war, während Mr. Figg wie ein aufgeregtes Huhn hin und her rannete, weil er sich wieder einmal etwas ausgedacht hatte, um Menschen, die bei einem Unfall verletzt worden waren, als Mandanten zu gewinnen. Es machte sie wahnsinnig. Nicht nur dass es ihr die wenigen friedlichen Momente an einem ansonsten hektischen Tag ruinierte, es bedeutete auch mehr Arbeit.

Kaum war sie zur Tür hereingekommen, überfiel Wally sie vom Tisch aus mit einem dröhnenden »Oh, guten Morgen, Ms. Gibson!«, als würde es ihn überraschen, dass sie an einem Donnerstag um 7.30 Uhr zur Arbeit erschien.

»Guten Morgen, Mr. Figg«, erwiderte sie weitaus weniger enthusiastisch. Um ein Haar hätte sie »Und was machen *Sie* so früh hier?« hinzugefügt, doch sie biss sich auf die Zunge. Sie würde früh genug erfahren, was er vorhatte.

Rochelle machte es sich mit Kaffee, Joghurt und der Zeitung an ihrem Schreibtisch gemütlich und versuchte, ihn zu ignorieren.

»Gestern Abend habe ich Davids Frau kennengelernt«, sagte Wally. »Sehr hübsch und sehr nett. Sie sagte, er

würde nicht übermäßig trinken, hin und wieder vielleicht mal einen zu viel. Ich glaube, manchmal setzt ihm der Druck zu. Ich kenne das aus eigener Erfahrung. Es ist immer der Druck.«

Wenn Wally trank, brauchte er keine Entschuldigung. Er soff wie ein Loch, wenn der Tag anstrengend gewesen war, und trank Wein zum Mittagessen, wenn der Tag gut lief. Er trank, wenn er unter Stress stand, und er trank auf dem Golfplatz. Rochelle bekam alles mit. Außerdem führte sie eine Liste – einundsechzig Tage ohne Alkohol. Das war die Geschichte von Wallys Leben – immer wurde etwas gezählt. Die Tage ohne Alkohol. Die Tage, bis er seinen Führerschein wiederbekam. Die Tage, bis seine Scheidung durch war. Leider auch die Tage, bis er aus der Suchtklinik kam.

»Wann hat sie ihn geholt?«, fragte sie, ohne den Blick von der Zeitung zu nehmen.

»Nach acht. Er ist ohne Hilfe hier rausgegangen, hat sogar gefragt, ob er fahren kann. Sie sagte Nein.«

»War sie sauer?«

»Sie hat's eigentlich ganz locker genommen. Vermutlich war sie so erleichtert, dass ihr alles andere egal war. Die große Frage ist natürlich, ob er sich an etwas erinnern wird. Und wenn, stellt sich die Frage, ob er uns wiederfindet. Wird er tatsächlich die Kanzlei verlassen und auf das große Geld verzichten? Ich habe meine Zweifel.«

Auch Rochelle hatte ihre Zweifel, doch sie versuchte, ihre Unterhaltung auf das Nötigste zu beschränken. Finley & Figg war nicht der richtige Ort für einen Anwalt mit Harvard-Abschluss, und offen gestanden wollte sie nicht, dass ein dritter Anwalt ihr das Leben schwer machte. Sie hatte mit den beiden Partnern schon alle Hände voll zu tun.

»Ich könnte ihn gut gebrauchen«, fuhr Wally fort, und Rochelle wusste sofort, dass er wieder etwas ausgeheckt hatte. »Haben Sie mal von einem Medikament namens Krayoxx gehört?«

»Haben Sie mich bereits gefragt.«

»Krayoxx verursacht Herzinfarkte und Schlaganfälle, und das kommt jetzt allmählich ans Licht. Die erste Klage geht gerade los, es könnten Zehntausende Fälle werden, bevor es vorbei ist. Die auf Sammelklagen spezialisierten Kanzleien sind ganz aus dem Häuschen. Gestern habe ich mit einer großen Kanzlei in Fort Lauderdale gesprochen. Sie haben schon eine Sammelklage eingereicht und suchen nach weiteren Fällen.«

Rochelle blätterte eine Seite um, als hätte sie nicht zugehört.

»Jedenfalls werde ich in den nächsten Tagen nach weiteren Krayoxx-Fällen suchen, und dafür könnte ich etwas Hilfe gebrauchen. Ms. Gibson, hören Sie mir eigentlich zu?«

»Natürlich.«

»Wie viele Namen sind in unserer Mandantenkartei, sowohl aktiv als auch abgeschlossen?«

Rochelle aß einen Löffel Joghurt und tat genervt. »Wir haben etwa zweihundert aktive Fälle.«

Bei Finley & Figg war ein aktiver Fall nicht zwangsläufig ein Fall, der auch bearbeitet wurde. Meistens handelte es sich schlicht um einen vernachlässigten Fall, bei dem sich niemand die Mühe gemacht hatte, ihn abzuschließen. Wally hatte in der Regel etwa dreißig Fälle, die er im Laufe einer Woche immer mal wieder zur Hand nahm – Scheidungen, Testamente, Nachlässe, Alkohol am Steuer, kleinere Vertragsstreitigkeiten –, und weitere fünfzig, die er geflissentlich ignorierte. Oscar, der eher bereit war,

einen neuen Mandanten anzunehmen, und auch etwas besser organisiert, hatte etwa einhundert offene Fälle. Dazu kamen ein paar, die verlegt, versteckt worden oder verloren gegangen waren, sodass es immer um die zweihundert aktive Fälle waren.

»Und abgeschlossene?«

Ein Schluck Kaffee, ein genervtes Stöhnen. »Als ich das letzte Mal nachgesehen habe, stand im Computer, dass seit 1991 dreitausend Fälle abgeschlossen wurden. Was oben ist, weiß ich nicht.«

Oben war der »Friedhof«, das Lager für alles Mögliche – alte Jurabücher, veraltete Computer und Textverarbeitungssysteme, unbenutztes Büromaterial und Dutzende Kartons mit Fällen, die Oscar abgeschlossen hatte, bevor Wally als Juniorpartner in die Kanzlei gekommen war.

»Dreitausend«, sagte Wally mit einem zufriedenen Grinsen, als wäre diese Zahl ein eindeutiger Beweis für eine lange, erfolgreiche Karriere. »Mein Plan sieht folgendermaßen aus: Ich habe einen Brief aufgesetzt, den ich auf dem Briefpapier der Kanzlei ausdrucken werde. Er geht an alle Mandanten, aktuelle und ehemalige, aktive und abgeschlossene. An jeden Namen in unserer Datenbank.«

Rochelle dachte an die vielen unzufriedenen Menschen, die Finley & Figg das Mandat entzogen hatten. An die nicht bezahlten Rechnungen, die wütenden Briefe, die Drohungen, die Kanzlei wegen Verletzung der Anwaltpflichten zu verklagen. Sie führte sogar eine Akte mit dem Namen »Drohungen«. Im Laufe der Jahre waren etwa ein halbes Dutzend Exmandanten so erbost gewesen, dass sie ihre Gefühle zu Papier gebracht hatten. Zwei stellten Überfälle aus dem Hinterhalt und Prügel in Aussicht. Einer erwähnte ein Scharfschützengewehr.

Warum ließ Wally diese armen Leute nicht einfach in

Ruhe? Sie hatten doch schon genug gelitten, damals, als sie sich von der Kanzlei vertreten ließen.

Wally sprang auf und ging mit dem Brief in der Hand zu ihr. Ihr blieb nichts anderes übrig, als ihn zu lesen.

Sehr geehrter Herr..

Warnung vor Krayoxx! Es hat sich herausgestellt, dass dieser von Varrick Labs hergestellte Cholesterinsenker zu Herzinfarkten und Schlaganfällen führt. Das Medikament ist schon seit sechs Jahren auf dem Markt, doch erst jetzt gibt es wissenschaftliche Beweise dafür, dass es tödliche Nebenwirkungen hat. Wenn Sie Krayoxx einnehmen, sollten Sie sofort damit aufhören.

Die Kanzlei Finley & Figg ist tonangebend im Krayoxx-Verfahren. In Kürze werden wir uns in einem komplexen Verfahren einer überregionalen Sammelklage anschließen, um Varrick zur Rechenschaft zu ziehen.

Dazu brauchen wir Ihre Unterstützung! Wenn Sie Krayoxx einnehmen oder jemanden kennen, der Krayoxx einnimmt, haben wir unter Umständen einen Fall. Und wenn Sie jemanden kennen, der Krayoxx eingenommen und einen Herzinfarkt oder Schlaganfall erlitten hat, rufen Sie uns bitte sofort an. Innerhalb weniger Stunden wird ein Anwalt von Finley & Figg zu Ihnen nach Hause kommen.

Zögern Sie nicht. Rufen Sie sofort an. Wir rechnen mit Entschädigungen in enormer Höhe.

Mit freundlichen Grüßen, Wallis T. Figg

»Hat Oscar das schon gesehen?«, fragte sie.

»Noch nicht. Gut, was?«

»Stimmt das?«

»Und ob es stimmt, Ms. Gibson. Das ist eine Sternstunde in der Geschichte der Kanzlei.«

»Schon wieder eine Goldgrube?«

»Größer als eine Goldgrube.«

»Und Sie wollen dreitausend Briefe verschicken?«

»Genau. Sie drucken sie aus, ich unterschreibe sie, wir stecken sie in Briefumschläge, und dann gehen sie mit der Post von heute raus.«

»Das sind über tausend Dollar allein für das Porto.«

»Ms. Gibson, ein Krayoxx-Fall wird im Schnitt etwa zweihunderttausend Dollar an Anwaltshonoraren bringen, und das ist zurückhaltend geschätzt. Es könnten auch vierhunderttausend pro Fall werden. Wenn wir zehn Fälle finden, ist die Rechnung ganz einfach.«

Rochelle rechnete, und ihr Widerstand begann zu schmelzen. Ihre Gedanken wanderten. In den juristischen Fachzeitschriften und Rundschreiben, die über ihren Schreibtisch gingen, hatte sie zahllose Berichte über aufsehenerregende Urteile und Entschädigungssummen gelesen. Die Anwälte hatten Millionen dabei verdient.

Dabei würde mit Sicherheit ein schöner Bonus für sie herauspringen.

»In Ordnung«, sagte Rochelle und schob die Zeitung zur Seite.

Kurze Zeit später stritten sich Oscar und Wally zum zweiten Mal wegen Krayoxx. Als Oscar die Kanzlei um neun Uhr betreten hatte, war ihm natürlich nicht entgangen, dass am Empfang hektisch gearbeitet wurde. Rochelle saß am Computer. Der Drucker lief auf Hochtouren. Wally unterschrieb am laufenden Band Briefe. Selbst AJ war wach und sah ihnen zu.

»Was ist denn hier los?«, wollte Oscar wissen.

»Kapitalismus bei der Arbeit«, antwortete Wally vergnügt.

»Was zum Teufel soll das denn bedeuten?«

»Wir schützen die Rechte der Verletzten. Wir dienen unseren Mandanten. Wir sorgen dafür, dass gefährliche Produkte vom Markt genommen werden. Wir ziehen die Täter in den Chefetagen zur Verantwortung.«

»Wir suchen neue Mandanten«, sagte Rochelle.

Oscar sah sie angewidert an, ging in sein Büro und knallte die Tür hinter sich zu. Noch bevor er den Mantel ausziehen und den Regenschirm wegstellen konnte, stand Wally vor seinem Schreibtisch. Er knabberte an einem Muffin und schwenkte einen der Briefe hin und her. »Das musst du lesen, Oscar«, sagte er. »Es ist brilliant.«

Oscar las, und die Falten auf seiner Stirn wurden mit jedem Absatz tiefer. Als er fertig war, sagte er: »Nicht schon wieder, Wally. Wie viele von denen gehen raus?«

»Dreitausend. Unsere gesamte Mandantenkartei.«

»Was? Denk an das Porto. Denk an die vergeudete Zeit. Es ist doch immer das Gleiche. Den gesamten nächsten Monat wird es nur um Krayoxx hier und Krayoxx da gehen, und du wirst Hunderte Stunden damit vertun, nach wertlosen Fällen zu suchen, und so weiter und so weiter. Das hatten wir doch alles schon mal. Wally, ich bitte dich: Tu etwas Produktives.«

»Zum Beispiel?«

»Zum Beispiel irgendwo in einer Notaufnahme warten, bis ein echter Fall hereinkommt. Ich muss dir doch nicht sagen, wie man gute Fälle findet.«

»Ich bin diesen Scheiß leid, Oscar. Ich will endlich Geld verdienen. Wir sollten zur Abwechslung mal in größeren Dimensionen denken.«

»Meine Frau nimmt Krayoxx seit zwei Jahren. Sie ist begeistert davon.«

»Hast du ihr gesagt, dass sie aufhören soll? Dass das Zeug tödlich ist?«

»Natürlich nicht.«

Als ihre Stimmen immer lauter wurden, schlich Rochelle zu Oscars Büro und machte die Tür leise zu. Sie war gerade wieder auf dem Weg zu ihrem Schreibtisch, als die Eingangstür geöffnet wurde. Es war David Zinc, nüchtern, mit einem breiten Lächeln, einem schicken Anzug, einem Kaschmirmantel und zwei zum Bersten vollgestopften Aktenkoffern.

»Na, wenn das nicht Mr. Harvard ist«, sagte Rochelle.

»Ich bin wieder da.«

»Überrascht mich, dass Sie uns wiedergefunden haben.«

»Es war nicht leicht. Wo ist mein Büro?«

»Lassen Sie mich einen Moment überlegen ... Ich glaube, wir haben gar keines für Sie. Vielleicht sollten Sie sich besser mit den beiden Chefs darüber unterhalten.« Sie wies mit dem Kopf auf Oscars Tür, hinter der laute Stimmen zu hören waren.

»Sie sind also da?«

»Ja. Für gewöhnlich beginnen sie den Tag damit, sich zu streiten.«

»Verstehe.«

»Harvard, hören Sie mal: Wissen Sie eigentlich, was Sie da tun? Das hier ist eine völlig andere Welt. Sie verlassen die Glitzerwelt des Wirtschaftsrechts und spielen ab jetzt in der Provinzliga. Sie könnten hier einiges abbekommen, und Geld verdienen werden Sie mit Sicherheit nicht.«

»Für eine große Kanzlei habe ich schon gearbeitet, Ms. Gibson, und eher springe ich von einer Brücke, als dorthin zurückzugehen. Geben Sie mir einfach ein kleines Zimmerchen für mich und meine Sachen, dann sehen wir weiter.«

Die Tür ging auf, und Wally und Oscar kamen heraus.

Sie erstarrten, als sie David vor Rochelles Schreibtisch stehen sahen.

Wally lächelte. »Guten Morgen, David. Sie sehen aber erstaunlich munter aus.«

»Danke. Ich würde mich gerne für meinen Auftritt gestern entschuldigen.« Während er sprach, nickte er allen drei zu. »Sie haben mich am Ende einer etwas ungewöhnlichen Episode erlebt, aber es war trotzdem ein ungemein wichtiger Tag in meinem Leben. Ich habe bei der großen Kanzlei gekündigt, und jetzt bin ich hier und möchte gleich anfangen zu arbeiten.«

»Was für eine Art von Arbeit haben Sie sich denn vorgestellt?«, fragte Oscar.

David zuckte leicht mit den Achseln, als hätte er keine Ahnung. »In den letzten fünf Jahren habe ich im Kerker der Anleiheemissionen geschuftet, mit dem Schwerpunkt auf zweit- und drittrangigen Sekundärmarkt-Spreads, hauptsächlich für multinationale Unternehmen aus dem Ausland, die ihre Steuern lieber woanders in der Welt zahlen. Wenn Sie jetzt keine Ahnung haben, was das ist, brauchen Sie sich deshalb keine Gedanken zu machen. Das weiß sowieso niemand. Es bedeutet, dass ein kleines Team von Idioten fünfzehn Stunden am Tag in einem fensterlosen Raum sitzt und Papier, Papier, Papier produziert. Ich habe noch nie einen Gerichtssaal von innen gesehen, ich war noch nicht einmal in einem Gerichtsgebäude, ich habe noch nie einen Richter getroffen, wenn er seine Robe trägt, und ich habe noch nie jemandem geholfen, der einen richtigen Anwalt brauchte. Um Ihre Frage zu beantworten, Mr. Finley: Ich mache alles. Betrachten Sie mich als Anfänger, der gerade seinen Abschluss in Jura gemacht hat und im Dunkeln nicht mal seinen eigenen Hintern findet. Aber ich lerne schnell.«

Als Nächstes wären die Gehaltsverhandlungen an der Reihe gewesen, doch die Partner wollten in Rochelles Anwesenheit nicht über Geld reden. Sie würde natürlich der Meinung sein, dass jeder, den sie einstellten, Anwalt oder nicht, weniger bekommen sollte als sie.

»Wir haben oben noch etwas Platz«, sagte Wally.

»Ich nehm's.«

»Das ist eine Rumpelkammer«, sagte Oscar.

»Ich nehm's«, wiederholte David, während er nach seinen beiden Aktenkoffern griff.

»Ich bin seit Jahren nicht mehr oben gewesen.« Rochelle verdrehte die Augen. Offensichtlich behagte ihr die plötzliche Personalerweiterung der Kanzlei nicht.

Eine schmale Tür neben der Küche führte zu einer Treppe. David folgte Wally, während Oscar das Schlusslicht bildete. Wally freute sich, weil er jetzt jemanden hatte, der ihm bei der Suche nach Krayox-Mandaten helfen konnte. Oscar dachte nur daran, was an Gehaltszahlungen, Einkommensteuer, Arbeitslosenversicherung und – Gott bewahre – Krankenversicherungskosten auf die Kanzlei zukam. Finley & Figg hatte nur wenig an zusätzlichen Leistungen zu bieten – keinen Rentenplan, keine Pensionsrücklagen, kein gar nichts, was die Altersversorgung anging, und Kranken- oder Zahnversicherung schon mal gar nicht. Rochelle beschwerte sich seit Jahren, weil sie sich selbst krankenversichern musste, genau wie die beiden Partner. Was, wenn David erwartete, dass sie ihm eine Krankenversicherung finanzierten?

Während Oscar die Treppe hochging, spürte er die Last der höheren Fixkosten auf seinen Schultern. Mehr Ausgaben in der Kanzlei bedeuteten, dass sie weniger mit nach Hause nehmen konnten. Seine Pensionierung rückte in immer weitere Ferne.

Die Rumpelkammer war tatsächlich eine Rumpelkammer, eine dunkle, staubige Müllkippe mit Spinnweben, ausrangierten Möbeln und Kartons voller Akten. »Das gefällt mir«, sagte David, als Wally das Licht einschaltete.

Er muss verrückt sein, dachte Oscar.

Aber es gab einen kleinen Schreibtisch mit zwei Stühlen. David sah nur das Potenzial. Und der Raum hatte zwei Fenster. Tageslicht würde eine willkommene Abwechslung in seinem Leben sein. Wenn es draußen dunkel war, würde er zu Hause bei Helen sein und daran arbeiten, die Familie zu vergrößern.

Oscar wischte eine große Spinnwebe beiseite und sagte: »David, wir können Ihnen ein kleines Gehalt zahlen, aber Sie werden sich eigene Mandanten suchen müssen. Das wird nicht einfach sein, zumindest am Anfang.«

Am Anfang? Oscar versuchte seit dreißig Jahren, von seinen mageren Anwaltshonoraren zu leben.

»Was bieten Sie mir an?«, fragte David.

Oscar sah Wally an, Wally sah die Wand an. Die beiden hatten seit fünfzehn Jahren keinen Anwalt mehr eingestellt, hatten es nicht einmal in Erwägung gezogen. Dass David wiedergekommen war, hatte sie vollkommen überrascht.

Als Seniorpartner fühlte sich Oscar verpflichtet, die Initiative zu ergreifen. »Wir können Ihnen tausend Dollar pro Monat zahlen, und Sie behalten die Hälfte von dem, was Ihre Mandanten einbringen. Nach sechs Monaten reden wir noch einmal darüber.«

»Am Anfang wird es ziemlich hart sein, da draußen herrscht ein erbitterter Konkurrenzkampf«, meldete sich Wally zu Wort.

»Wir können Ihnen ein paar von unseren Fällen geben«, fügte Oscar hinzu.

»Wir geben Ihnen einen Anteil am Krayoxx-Verfahren«, sagte Wally, als würden sie bereits gewaltige Honorare einfahren.

»An was?«, fragte David.

»Vergessen Sie's«, sagte Oscar mit einem Stirnrunzeln.

»Ich habe in den letzten fünf Jahren sehr gut verdient«, sagte David lächelnd. Er war bei Weitem nicht so nervös wie die beiden Partner. »Eine Menge davon habe ich ausgegeben, aber auf meinem Bankkonto liegt ein schöner Batzen. Machen Sie sich um mich keine Sorgen. Ich bin einverstanden.« Und damit schüttelte er zuerst Oscar und dann Wally die Hand.

10

David putzte eine Stunde lang. Er wischte den Staub von Schreibtisch und Stühlen. In der Küche fand er einen alten Staubsauger, mit dem er den Dielenboden reinigte. Er füllte drei große Säcke mit Abfall und stellte sie auf die kleine Veranda auf der Rückseite des Hauses. Von Zeit zu Zeit blieb er stehen und starrte verzückt auf die Fenster und das Tageslicht, was er bei Rogan Rothberg nie getan hatte. An einem klaren Tag war die Aussicht über den Lake Michigan gigantisch, aber er hatte in seinem ersten Jahr bei der Kanzlei gelernt, dass die Zeit, die man dafür aufwendete, aus dem Trust Tower nach draußen zu starren, niemandem in Rechnung gestellt werden konnte. Junganwälte wurden in bunkerähnliche Großraumbüros gesteckt, wo sie rund um die Uhr schufteten und mit der Zeit nicht mehr an Sonnenschein und Tagträume dachten. Und jetzt konnte David gar nicht mehr von den Fenstern wegbleiben. Die Aussicht war allerdings nicht berauschend. Wenn sein Blick nach unten ging, sah er den Massagesalon und dahinter die Kreuzung Preston, Beech und Thirty-eighth, die Stelle, an der er diesem Kotzbrocken Gholston mit einem Stück Metall gedroht und ihn in die Flucht geschlagen hatte. Hinter der Kreuzung lag ein weiterer Block mit umgebauten Bungalows.

Trotzdem gefiel David die Aussicht. Sie stand für einen aufregenden Umbruch in seinem Leben, für eine neue Herausforderung. Sie bedeutete Freiheit.

Alle zehn Minuten kam Wally vorbei und sah nach dem Rechten, bis irgendwann klar wurde, dass er etwas auf dem Herzen hatte. Nach einer Stunde sagte er schließlich: »David, ich habe um elf einen Termin im Gericht. Eine Scheidungssache. Da Sie ja noch nie dort gewesen sind, könnten Sie mitkommen. Ich stelle Sie dem Richter vor.«

Das Putzen war langweilig geworden. »Na, dann los«, entgegnete David.

Als sie die Kanzlei durch die Hintertür verließen, sagte Wally: »Gehört der Audi SUV Ihnen?«

»Ja.«

»Würden Sie fahren? Ich übernehme das Reden.«

»Klar.«

Als sie auf die Preston bogen, sagte Wally: »David, um die Wahrheit zu sagen: Vor einem Jahr wurde ich betrunken am Steuer erwischt, und meinen Führerschein habe ich immer noch nicht wieder. So, jetzt habe ich es gesagt. Für mich ist Ehrlichkeit das Wichtigste.«

»Okay. Mich haben Sie ja schon mal betrunken gesehen.«

»Ja. Aber Ihre hübsche Frau hat gesagt, dass Sie nicht viel trinken. Ich dagegen habe eine Menge Erfahrung mit Alkohol. Ich bin jetzt seit einundsechzig Tagen trocken. Jeder Tag ist eine neue Herausforderung. Ich gehe zu den Treffen der Anonymen Alkoholiker, und in einer Suchtklinik war ich auch schon ein paarmal. Was möchten Sie sonst noch wissen?«

»Ich habe nicht damit angefangen.«

»Oscar genehmigt sich jeden Abend ein paar harte Drinks. Bei der Frau braucht er das auch, das können Sie mir glauben. Aber er hat es unter Kontrolle. Es gibt Leute, die schaffen das. Sie können nach zwei oder drei Drinks

aufhören. Sie können ein paar Tage, sogar ein paar Wochen ohne Alkohol auskommen, alles kein Problem. Andere dagegen hören erst auf, wenn sie umkippen, so wie Sie gestern.«

»Danke, Wally. Wo fahren wir eigentlich hin?«

»Stadtzentrum, Daley Center, 50 West Washington. Ich habe immer mal wieder trockene Phasen. Wissen Sie, dass ich schon vier- oder fünfmal aufgehört habe?«

»Woher soll ich das wissen?«

»Jedenfalls ist jetzt Schluss mit dem Alkohol.«

»Was gibt es an Oscars Frau auszusetzen?«

Wally pffiff vor sich hin und sah für einen Moment aus dem Beifahrerfenster. »Ein zäher Brocken. Gehört zu den Leuten, die in einem hübscheren Teil der Stadt aufgewachsen sind. Ihr Vater ging in Anzug und Krawatte zur Arbeit, nicht in einem Blaumann, und daher hat man ihr eingebläut, sie sei etwas Besseres. Die Arroganz in Person. Sie hat einen Riesenfehler gemacht, als sie Oscar geheiratet hat, nur weil er Anwalt ist. Anwälte verdienen eine Menge Geld, stimmt's? Na ja, nicht ganz. Oscar hat nie genug verdient, um ihre Ansprüche zu erfüllen, und das wirft sie ihm pausenlos vor, weil sie mehr Geld haben will. Ich hasse diese Frau. Sie werden sie nicht kennenlernen, weil sie sich weigert, die Kanzlei zu betreten. Und das ist mir auch ganz recht so.«

»Warum lässt er sich nicht scheiden?«

»Das sage ich ihm seit Jahren. Ich habe kein Problem mit Scheidung. Habe schon vier hinter mir.«

»Vier Scheidungen?«

»Genau, und es war jedes Mal die Mühe wert. Sie wissen ja, was man sagt – eine Scheidung ist deshalb so teuer, weil sie es wert ist.« Wally lachte über die lahme Pointe.

»Sind Sie jetzt gerade verheiratet?«, fragte David, vorsichtig geworden.

»Nein. Ich bin wieder auf der Jagd«, erwiderte Wally selbstgefällig, als wäre keine Frau vor ihm sicher. David konnte sich nicht vorstellen, dass jemand, der so unattraktiv war wie Wally, in einer Bar saß und Frauen anbagerte. In weniger als fünfzehn Minuten hatte er erfahren, dass Wally ein trockener Alkoholiker mit vier Exfrauen, mehreren Aufenthalten in einer Suchtklinik und mindestens einer Verurteilung wegen Alkohol am Steuer war. Er beschloss, ab jetzt keine Fragen mehr zu stellen.

Beim Frühstück mit Helen hatte er ein wenig im Internet recherchiert und herausgefunden, dass erstens Finley & Figg vor zehn Jahren von einer ehemaligen Sekretärin wegen sexueller Belästigung verklagt worden war und sich außergerichtlich mit ihr geeinigt hatte; zweitens Oscar einmal von der Anwaltskammer abgemahnt worden war, weil er einem Mandanten in einer Scheidungsklage ein zu hohes Honorar berechnet hatte; drittens Wally vorher bereits zweimal wegen »unlauterer Mandantenwerbung« von der Anwaltskammer abgemahnt worden war, weil er die Verletzten von Verkehrsunfällen allzu aggressiv bedrängt hatte, wozu auch ein offenbar ziemlich unangenehmer Vorfall zählte, bei dem Wally in OP-Kleidung in das Krankenzimmer eines schwer verletzten Teenagers eingedrungen war, der eine Stunde später gestorben war; viertens mindestens vier ehemalige Mandanten die Kanzlei wegen Verletzung der Anwaltpflichten verklagt hatten, allerdings war unklar, ob einer von ihnen Schadenersatz erhalten hatte; und fünftens die Kanzlei namentlich in einem vernichtenden Artikel erwähnt wurde, der von einem Professor für Rechtsethik verfasst worden war und anwaltliche Werbung an den Pranger stellte. Und das

alles in der Zeit, in der er gefrühstückt hatte.

Helen war entsetzt gewesen, doch David sah das Ganze zynisch und hatte argumentiert, dass dieses fragwürdige Verhalten bei Weitem nicht an das der ehrenwerten Anwälte von Rogan Rothberg heranreiche, die bei der Ausübung ihres Berufs über Leichen gingen. Er brauchte nur den Fall Strick River zu erwähnen, schon hatte er die Diskussion gewonnen. Der Strick River in Wisconsin war von einem berüchtigten Chemieunternehmen, das zu Rogan Rothbergs Mandanten zählte, verseucht worden. Nach jahrzehntelangen Rechtsstreitigkeiten und geschickten juristischen Schachzügen wurden die giftigen Substanzen dort nach wie vor eingeleitet.

Wally wühlte in seinem Aktenkoffer herum.

Die Skyline Chicagos kam in Sicht, und David starrte die hohen, majestätisch wirkenden Gebäude im Stadtzentrum an. Der Trust Tower stand genau in der Mitte. »Da wäre ich jetzt gerade«, sagte er leise, fast zu sich selbst.

Wally hob den Kopf, und als er die Skyline sah, war ihm klar, was David gerade dachte. »Welcher?«

»Trust Tower.«

»Ich habe mal einen Sommer lang im Sears Tower gearbeitet, als Aushilfe, nach dem zweiten Jahr meines Jura-Studiums. Martin & Wheeler. Und ich dachte, das wäre das, was ich wollte.«

»Was ist passiert?«

»Ich habe die Anwaltsprüfung nicht geschafft.«

David fugte das der immer länger werdenden Liste mit Wallys Schwächen hinzu.

»Sie werden es nicht vermissen, oder?«, fragte Wally.

»Nein, ich breche schon in Schweiß aus, wenn ich das Gebäude nur sehe. Noch näher möchte ich ihm nicht kommen.«

»Biegen Sie auf der Washington nach links ab. Wir sind gleich da.«

Im Richard J. Daley Center gingen sie durch die Sicherheitsscanner und nahmen den Fahrstuhl in den fünfzehnten Stock. Es wimmelte nur so von Anwälten und Prozessparteien, Angestellten und Polizisten, die entweder geschäftig hin und her eilten oder in kleinen Grüppchen zusammenstanden und sich unterhielten. Gerechtigkeit drohte, und alle schienen sie zu fürchten.

David hatte keine Ahnung, wo es hinging oder was er tun sollte, daher hielt er sich dicht bei Wally, der sich hier wie zu Hause zu fühlen schien. David hatte seinen Aktenkoffer dabei, der jedoch lediglich einen Notizblock enthielt. Sie liefen an einem Gerichtssaal nach dem anderen vorbei.

»Und Sie sind tatsächlich noch nie in einem Gerichtssaal gewesen?«, fragte Wally, während das Klacken ihrer Schuhe auf dem abgenutzten Marmorfußboden durch die Gänge hallte.

»Nicht seit dem Studium.«

»Unglaublich. Was haben Sie eigentlich in den letzten fünf Jahren gemacht?«

»Das wollen Sie nicht wissen.«

»Ja, das glaube ich auch. Da sind wir«, sagte Wally und zeigte auf eine schwere Doppeltür. Auf einem Schild stand: »Bezirksgericht Cook County – Abteilung für Scheidungssachen, Richter Charles Bradbury«.

»Wer ist Bradbury?«, fragte David.

»Sie werden ihn gleich kennenlernen.«

David öffnete die Tür, und sie traten ein. Auf den Bänken saßen einige Zuschauer. Die Anwälte hatten ganz vorn Platz genommen, sie wirkten gelangweilt und warte-

ten. Der Zeugenstuhl war leer; es war gerade keine Verhandlung im Gange. Richter Bradbury sah ein Dokument durch und ließ sich viel Zeit damit. David und Wally setzten sich in die zweite Reihe. Wally sah sich im Gerichtssaal um, entdeckte seine Mandantin, lächelte und nickte.

Er flüsterte David zu: »Das hier nennt man einen Tag der offenen Tür, im Gegensatz zu einem Verhandlungstag. An solchen Tagen kann man sich Anträge bewilligen und Routinesachen genehmigen lassen, diesen ganzen Mist eben. Die Dame in dem kurzen gelben Kleid da drüben ist unsere Mandantin DeeAnna Nuxhall, und sie glaubt, dass sie heute mal wieder geschieden wird.«

»Mal wieder?«, fragte David mit einem Blick in ihre Richtung. DeeAnna blinzelte ihm zu. Gefärbte Blondine, gewaltige Brüste, Beine bis zum Hals.

»Bei *einer* Scheidung habe ich sie schon vertreten. Das heute wäre meine zweite. Aber ich glaube, vorher gab es noch zwei.«

»Sie sieht aus wie eine Stripperin.«

»Es würde mich nicht wundern, wenn sie eine wäre.«

Richter Bradbury war gerade dabei, einige Dokumente zu unterschreiben. Anwälte traten an die Richterbank, unterhielten sich mit ihm, bekamen, was sie wollten, und gingen wieder. Fünfzehn Minuten verstrichen, und Wally wurde langsam unruhig.

»Mr. Figg«, sagte der Richter schließlich.

Wally und David gingen durch die Schranke und an den Tischen vorbei und traten vor die Richterbank, die so niedrig war, dass die Anwälte fast auf Augenhöhe mit dem Richter sprechen konnten.

Bradbury schob das Mikrofon zur Seite, sodass sie sich unterhalten konnten, ohne dass die anderen etwas davon mitbekamen. »Was gibt es Neues?«

»Euer Ehren, wir haben einen neuen Kollegen«, sagte Wally stolz. »Darf ich Ihnen David Zinc vorstellen?« David streckte die Hand aus, die der Richter herzlich schüttelte.

»Willkommen in meinem Gerichtssaal.«

»David war bis jetzt bei einer großen Kanzlei in der Innenstadt. Und nun möchte er das wahre Gesicht von Justitia kennenlernen«, sagte Wally.

»Von Figg werden Sie allerdings nicht viel lernen«, sagte Bradbury schmunzelnd.

»David hat in Harvard studiert.« Wally platzte schier vor Stolz.

»Und was machen Sie dann hier?«, fragte der Richter. Er schien es todernst zu meinen.

»Ich hatte die große Kanzlei satt«, erwiderte David.

Wally übergab dem Richter einige Dokumente. »Wir haben da ein kleines Problem. Meine Mandantin ist die entzückende DeeAnna Nuxhall, vierte Reihe links, gelbes Kleid.«

Bradbury lugte über seine Lesebrille und sagte: »Sie kommt mir irgendwie bekannt vor.«

»Sie war vor einem Jahr schon mal da, dritte oder vierte Scheidung.«

»Ich glaube, sie trägt dasselbe Kleid wie vor einem Jahr.«

»Glaube ich auch. Das Kleid ist dasselbe, aber die Brüste sind neu.«

»Läuft da was?«

»Noch nicht.«

David wurde schwindlig. Der Richter und der Anwalt sprachen in einer öffentlichen Sitzung über Sex mit einer Mandantin. Gott sei Dank konnte es niemand hören.

»Wo liegt das Problem?«, fragte Bradbury.

»Sie hat ihre Rechnung noch nicht bezahlt. Sie schuldet mir dreihundert Dollar, und irgendwie kann ich die nicht aus ihr rausquetschen.«

»Welche Teile von ihr haben Sie denn schon gequetscht?«

»Haha. Sie will nicht zahlen.«

»Das muss ich mir genauer ansehen.«

Wally drehte sich um und bedeutete Ms. Nuxhall, zu ihnen an die Richterbank zu kommen. Sie stand auf, schlängelte sich aus der Bank heraus und kam nach vorn. Die Anwälte verstummten. Die beiden Gerichtsdienner wachten auf. Den übrigen Zuschauern fielen fast die Augen aus dem Kopf. Im Gehen war das Kleid noch kürzer, und sie trug schwindelerregend hohe Stilettos mit Plateausohlen, die eine Straßennutte zum Erröten bringen würden. David wich so weit zurück wie möglich, als sie an die Richterbank trat.

Richter Bradbury tat so, als würde er sie gar nicht bemerken. Er war viel zu sehr mit dem Inhalt der Gerichtsakte beschäftigt. »Eine simple, einvernehmliche Scheidung, richtig, Mr. Figg?«

»Richtig, Euer Ehren«, erwiderte Wally.

»Alles in Ordnung?«

»Ja, bis auf diese Sache mit meinem Honorar.«

»Das ist mir gerade aufgefallen.« Bradbury runzelte die Stirn. »Es sieht so aus, als wären noch dreihundert Dollar offen, oder?«

»Ganz richtig, Euer Ehren.«

Bradbury lugte über seine Lesebrille. Sein Blick ging zuerst zur Brust, dann zu den Augen. »Ms. Nuxhall, sind Sie bereit, das Honorar zu bezahlen?«

»Ja, Euer Ehren«, sagte sie mit einer Piepsstimme. »Aber das wird bis nächste Woche warten müssen. Wissen

Sie, ich heirate am Samstag, und ... na ja ... ich bin gerade nicht flüssig.«

Der Blick des Richters wanderte wieder zur Brust, dann zum Gesicht. »Ms. Nuxhall, ich habe die Erfahrung gemacht, dass in Scheidungsfällen das Honorar nie nachträglich gezahlt wird. Ich erwarte, dass meine Anwälte ihren gerechten Lohn erhalten, bevor ich das Scheidungsurteil unterzeichne. Wie hoch ist das Gesamthonorar, Mr. Figg?«

»Sechshundert. Die Hälfte davon wurde im Voraus bezahlt.«

»Sechshundert?«, sagte Bradbury mit gespielterm Erstaunen. »Das halte ich für sehr günstig, Ms. Nuxhall. Warum haben Sie Ihren Anwalt nicht bezahlt?«

Plötzlich standen Tränen in ihren Augen.

Anwälte und Zuschauer konnten die Details nicht hören, starrten aber weiterhin wie gebannt auf DeeAnna, vor allem auf ihre Beine und Schuhe. David wich noch ein Stück zurück, schockiert darüber, dass in einer öffentlichen Sitzung erpresserische Methoden angewandt wurden.

Bradbury holte zum entscheidenden Schlag aus und sagte etwas lauter: »Ms. Nuxhall, ich werde diese Scheidung heute nicht aussprechen. Sie bezahlen erst Ihren Anwalt, dann unterschreibe ich das Urteil. Haben Sie das verstanden?«

DeeAnna wischte sich die Tränen aus dem Gesicht. »Bitte, Euer Ehren ...«

»Es tut mir leid, aber in meinem Gerichtssaal herrscht Ordnung. Ich bestehe darauf, dass alle Zahlungsverpflichtungen erfüllt werden – Unterhalt, Alimente, Anwaltshonorare. Es sind nur dreihundert Dollar. Leihen Sie sich das Geld von einem Freund.«

»Das hab ich doch versucht, Euer Ehren, aber ...«

»Ms. Nuxhall, ich bitte Sie. So etwas höre ich die ganze Zeit. Sie können gehen.«

Sie drehte sich um und ging, während der Richter jeden ihrer Schritte mit einem anzüglichen Grinsen verfolgte. Auch Wally sah ihr mit großen Augen hinterher und schüttelte dann den Kopf, als hätte er um ein Haar die Beherrschung verloren. Nachdem sich die Tür hinter ihr geschlossen hatte, atmete der Gerichtssaal kollektiv auf. Richter Bradbury trank einen Schluck Wasser und sagte: »Sonst noch was?«

»Noch eine Scheidung, Euer Ehren. Joannie Brenner. Einvernehmlich, vollständige Eigentumsregelung, keine Kinder. Und das Wichtigste: Meine Rechnung ist vollständig bezahlt.«

»Holen Sie sie her.«

»Ich glaube nicht, dass ich fürs Scheidungsrecht geschaffen bin«, gab David zu. Sie waren wieder auf der Straße und kamen im dichten Verkehr der Mittagszeit nur zentimeterweise vorwärts.

»Das nenne ich effektiv. Sie sind für knapp eine Stunde in einem Gerichtssaal gewesen, und schon fangen Sie an, Ihre Mandate zu optimieren«, erwiderte Wally.

»Verhalten sich die meisten Richter so wie Bradbury eben?«

»Sie meinen, ob sie sich auch für die Anwälte einsetzen? Nein, die meisten Richter haben vergessen, wie es auf der Straße zugeht. Sobald sie die schwarze Robe überstreifen, vergessen sie es. Bradbury ist anders. Er weiß ganz genau, was für widerliche Zeitgenossen wir vertreten.«

»Und was geschieht jetzt? Bekommt DeeAnna ihre Scheidung?«

»Sie wird heute Nachmittag mit dem Geld in die Kanzlei marschieren. Wir bringen die Scheidung am Freitag durch, sie heiratet am Samstag, und in sechs Monaten kommt sie für die nächste Scheidung wieder.«

»Damit wäre alles gesagt. Ich bin fürs Scheidungsrecht nicht geschaffen.«

»Sie haben ja recht, Scheidungsrecht ist echt beschissen. Neunzig Prozent von dem, was wir tun, ist beschissen. Wir rennen den Billigmandaten hinterher, um die Fixkosten bezahlen zu können, und träumen von einem großen Fall. Aber letzte Nacht, David, habe ich nicht geträumt, und ich sage Ihnen auch, warum. Haben Sie schon mal von einem Medikament namens Krayoxx gehört? Dem Cholesterinsenker?«

»Nein.«

»Sie werden in der nächsten Zeit eine Menge darüber hören. Die Leute sterben wie die Fliegen daran. Wir haben es hier mit der nächsten großen Welle von Sammelklagen zu tun, und wir müssen uns beeilen, damit wir den Einstieg nicht verpassen. Wo fahren Sie eigentlich hin?«

»Ich muss schnell etwas erledigen, und da wir sowieso schon in der Innenstadt sind, wird es nicht lange dauern.«

Eine Minute später parkte David im Halteverbot vor Abner's. »Schon mal hier gewesen?«

»Ja, natürlich. Es gibt nur wenige Bars in Chicago, die ich nicht kenne, David. Aber es ist schon eine Weile her.«

»Hier war ich gestern, den ganzen Tag lang, und ich muss noch meine Rechnung bezahlen.«

»Warum haben Sie nicht gleich gestern gezahlt?«

»Weil ich gestern sternhagelvoll war, wissen Sie nicht mehr?«

»Ich warte im Wagen.« Wally warf einen sehnsüchtigen Blick auf die Tür zu Abner's.

Miss Spence saß mit glasigen Augen und roten Wangen auf ihrem Thron, befand sich in einer anderen Welt. Abner war beschäftigt, mixte Drinks, zapfte Bier, stellte Teller mit Hamburgern auf die Theke. David erwischte ihn in der Nähe der Registrierkasse. »Hallo. Da bin ich wieder.«

Abner lächelte. »Dann leben Sie also noch.«

»Ja, natürlich. Ich war gerade bei Gericht. Haben Sie meine Rechnung zur Hand?«

Abner kramte in einer Schublade und fischte einen Zettel heraus. »Sagen wir, hundertdreißig Dollar.«

»Ist das alles?« David gab ihm zwei Hundertdollarscheine. »Behalten Sie den Rest.«

»Ihre Freundin ist da.« Abner wies mit dem Kopf auf Miss Spence, die gerade die Augen zugemacht hatte.

»Heute finde ich sie nicht mehr so niedlich«, erwiderte David.

»Ein Freund von mir arbeitet in der Finanzbranche. Er war gestern Abend hier und sagte, sie sei etwa acht Milliarden schwer.«

»Wenn ich es mir recht überlege ...«

»Ich glaube, sie mag Sie, aber Sie sollten sich beeilen.«

»Ich lasse sie besser in Ruhe. Danke, dass Sie sich so nett um mich gekümmert haben.«

»Gern geschehen. Kommen Sie mal wieder vorbei.«

Sehr unwahrscheinlich, dachte David, während sie sich die Hand gaben.

Wally hatte zwar keinen Führerschein mehr, aber er stellte sich als geschickter Navigator heraus. Irgendwo in der Nähe des Midway Airport ließ er David mehrmals unmittelbar hintereinander abbiegen, was sie auf einige sehr kurze Straßen brachte, dirigierte sie aus zwei Sackgassen heraus, bestand darauf, dass er zwei Häuserblocks weit eine Einbahnstraße in der falschen Richtung fuhr, und kommentierte das Ganze mit einem Monolog epischen Ausmaßes, in dem mehrmals »Ich kenne die Gegend hier wie meine Westentasche« vorkam. Schließlich parkten sie das Auto am Bordstein vor einem einsturzgefährdeten Zweifamilienhaus mit Aluminiumfolie vor den Fenstern, einem Gasgrill auf der Veranda und einer riesigen orangefarbenen Katze, die die Haustür bewachte.

»Und wer wohnt hier?«, fragte David, während er sich in dem heruntergekommen Viertel umsah. Zwei zwielichtig aussehende Teenager auf der anderen Straßenseite zeigten auffallend großes Interesse an seinem glänzenden Audi.

»Eine ganz entzückende Frau namens Iris Klopeck, die Witwe von Percy Klopeck, der vor etwa achtzehn Monaten im Alter von achtundvierzig Jahren von uns gegangen ist. Er ist im Schlaf gestorben. Sehr traurig. Sie waren mal wegen einer Scheidung bei mir, haben es sich dann aber anders überlegt. Soweit ich mich erinnern kann, war er stark übergewichtig, allerdings bei Weitem nicht so fett wie sie.«

Sie saßen im Wagen und redeten, als hätten sie überhaupt nicht vor auszusteigen. Nur zwei FBI-Beamte in schwarzen Anzügen und einer schwarzen Limousine wären noch verdächtiger gewesen.

»Und warum sind wir hier?«, fragte David.

»Krayoxx, mein Freund, Krayoxx. Ich möchte mit Iris reden und herausfinden, ob Percy den Cholesterinsenker genommen hat, als er starb. Falls ja – voilà! Dann haben wir einen weiteren Krayoxx-Fall, der zwischen zwei und vier Millionen wert ist. Noch Fragen?«

O ja, Dutzende Fragen. Davids Gedanken überschlugen sich, als ihm klar wurde, dass sie vermutlich unangemeldet bei Ms. Klopeck aufkreuzten, um sie über ihren toten Mann auszufragen. »Erwartet sie uns?«

»Ich habe nicht angerufen. Sie etwa?«

»Nein.«

Wally stieß die Tür auf und stieg aus. Widerstrebend tat David das Gleiche und schaffte es sogar, den Teenagern, die sein Auto bewunderten, einen bösen Blick zuzuwerfen. Die orangefarbene Katze weigerte sich, ihren Platz auf der Fußmatte aufzugeben. Die Klingel war von außen nicht zu hören, daher begann Wally zu klopfen. Immer lauter, während David nervöse Blicke zur Straße warf. Schließlich hörten sie das Rasseln einer Kette, dann öffnete sich die Tür einen Spaltbreit.

»Wer ist da?«, fragte eine Frau.

»Rechtsanwalt Wally Figg. Ich würde gern Ms. Iris Klopeck sprechen.«

Die Haustür öffnete sich, und durch die Außentür aus Glas hindurch war Ms. Klopeck zu sehen. Sie war so korpulent, wie Wally angedeutet hatte, und schien ein beigefarbenes Bettlaken mit Öffnungen für Arme und Beine zu tragen. »Wer sind Sie?«, fragte sie.

»Wally Figg. Ich habe Sie und Percy kennengelernt, als Sie sich scheiden lassen wollten. Das war vor etwa drei Jahren. Sie waren damals in meiner Kanzlei in Preston drüben.«

»Percy ist tot.«

»Ja, ich weiß. Mein Beileid. Deshalb bin ich hier. Ich möchte mit Ihnen über seinen Tod reden. Ich würde gerne wissen, welche Medikamente er genommen hat, als er starb.«

»Warum ist das wichtig?«

»Weil es eine Menge Verfahren wegen Cholesterinsenkern, Schmerzmitteln und Antidepressiva gibt. Einige dieser Medikamente haben Tausende Menschen getötet. Es könnte um viel Geld gehen.«

Sie schwieg, während sie die beiden anstarrte. »Das Haus ist ein Trümmerhaufen«, sagte sie dann. Oh, sie hat es auch schon gemerkt, dachte David.

Sie folgten ihr in eine schmale, schmutzige Küche und setzten sich an den Tisch. Ms. Klopeck bereitete Instantkaffee in drei großen Tassen mit Motiven der Chicago Bears zu. Davids Stuhl war ein grazil wirkendes Modell aus Holz, das sich anfühlte, als würde es jeden Moment unter ihm zusammenbrechen. Ms. Klopecks Stuhl sah ähnlich aus. Der Gang zur Tür und in die Küche, dazu die Zubereitung des Kaffees hatten sie außer Atem gebracht. Auf ihrer teigigen Stirn standen Schweißperlen.

Wally nutzte die Gelegenheit, um David vorzustellen. »David hat in Harvard studiert und arbeitet seit Kurzem für unsere Kanzlei.« Weder Ms. Klopeck noch Mr. Harvard streckten die Hand zur Begrüßung aus. Es war ihr egal, wo David, Wally oder sonst jemand auf das College gegangen war oder Jura studiert hatte. Ihre Atmung rasselte wie ein alter Heizofen. In der Küche roch es nach eingetrocknetem Katzenurin und kaltem Nikotin.

Wally drückte noch einmal sein vorgetäushtes Beileid zum Ableben des lieben Percy aus und kam dann zur Sache. »Mich interessiert vor allem Krayoxx, das ist ein Cholesterinsenker. Hat Percy dieses Medikament genommen, als er starb?«

Wie aus der Pistole geschossen antwortete sie: »Ja. Er hat Krayoxx jahrelang genommen. Ich auch, aber inzwischen habe ich damit aufgehört.«

Wally war zugleich begeistert – Percy hatte das Medikament genommen! – und enttäuscht – Iris hatte es abgesetzt.

»Gibt es ein Problem mit Krayoxx?«, fragte sie.

»Nicht nur eines.« Wally rieb sich die Hände. Er überschüttete sie mit einem Wortschwall, der in überaus einleuchtenden Argumenten gegen Krayoxx und Varrick Labs gipfelte. Er pickte sich passende Fakten und Zahlen aus den vorläufigen Studien heraus, auf die sich die Anwälte bei ihren Sammelklagen stützten, zitierte ausführlich aus der Klage, die in Fort Lauderdale angestrengt worden war, und legte sehr überzeugend dar, dass die Zeit dränge und Iris die Kanzlei sofort mit ihrer Vertretung beauftragen müsse.

»Was wird mich das kosten?«, fragte sie.

»Keinen Penny. Wir strecken die Prozesskosten vor und nehmen dafür vierzig Prozent von dem, was Sie bekommen.«

Der Kaffee schmeckte wie Salzwasser, und David hätte ihn am liebsten ausgespuckt. Iris dagegen schien er zu munden. Sie nahm einen großen Schluck, spülte ihn in ihrem gewaltigen Mund herum und brachte ihn hinunter. »Vierzig Prozent sind aber eine ganze Menge«, sagte sie.

»Das Verfahren wird sehr kompliziert sein. Wir kämpfen gegen ein milliardenschweres Unternehmen mit Horden von Anwälten. Sehen Sie es mal so: Zurzeit haben Sie

sechzig Prozent von nichts. Wenn Sie sich von unserer Kanzlei vertreten lassen, könnten Sie in ein, zwei Jahren sechzig Prozent von sehr viel haben.«

»Wie viel?«

»Schwierige Frage ... Ich erinnere mich, dass Sie auch damals die mit den schwierigen Fragen waren. Das hat mir schon immer an Ihnen gefallen, Iris. Wie gesagt eine schwierige Frage, und um ehrlich zu sein, ich kann sie nicht beantworten, weil niemand vorhersehen kann, wie die Geschworenen sich verhalten werden. Es könnte sein, dass sie die Wahrheit über Krayoxx erkennen, Varrick einen Denkkzettel verpassen wollen und Ihnen eine Million Dollar zusprechen. Oder sie glauben den Lügen, die Varrick und seine gerissenen Anwälte vorbringen werden, und geben Ihnen gar nichts. Ich glaube ja, dass der Fall eine Million Dollar wert ist, aber Sie müssen verstehen, dass ich Ihnen nichts versprechen kann.« Er sah David an und sagte: »Stimmt's, David? In Fällen wie diesem können wir nichts versprechen. Es gibt keine Garantien.«

»Das ist richtig«, erwiderte David, der frischgebackene Spezialist für Sammelklagen, im Brustton der Überzeugung.

Iris spülte noch mehr Salzwasser in ihrem Mund herum und starrte Wally an. »Ich könnte schon etwas Geld gebrauchen. Wir sind ja jetzt nur noch zu zweit, ich und Clint, und er arbeitet inzwischen Teilzeit.« Wally und David machten sich Notizen und nickten, als wüssten sie, wer Clint war. Iris hielt es nicht für nötig, Näheres über ihn zu erzählen. »Ich muss von tausendzweihundert Dollar Sozialhilfe im Monat leben, daher wäre alles, was Sie für mich bekommen können, eine große Hilfe.«

»Wir bekommen etwas für Sie, Iris. Da bin ich mir sicher.«

»Und wann?«

»Noch eine schwierige Frage. Eine der Theorien geht davon aus, dass Varrick es mit so vielen Klagen wegen Krayoxx zu tun bekommt, dass das Unternehmen aufgeben und einen Vergleich mit sehr hohen Entschädigungssummen aushandeln wird. Die meisten Anwälte, einschließlich mir, rechnen damit, dass es innerhalb der nächsten vierundzwanzig Monate dazu kommen wird. Eine andere Theorie besagt, dass Varrick nur bei einigen wenigen Fällen eine Verhandlung durchziehen wird, um erst einmal vorzufühlen, wie die Stimmung ist, um herauszufinden, was die Geschworenen über das Medikament denken. Wenn das passiert, könnte es länger dauern, einen Vergleich zu erzwingen.«

Selbst David mit seinem Harvard-Abschluss und fünf Jahren Berufserfahrung begann allmählich zu glauben, dass Wally wusste, wovon er redete. Der Juniorpartner fuhr fort: »Wenn es zu einem Vergleich kommt – und wir gehen fest davon aus –, werden die Todesfälle zuerst verhandelt. Und dann wird Varrick so schnell wie möglich einen Vergleich für alle Fälle ohne Todesfolge – Leute wie Sie – abschließen wollen.«

»Ich bin ein Fall ohne Todesfolge?«, fragte sie verwirrt.

»Fürs Erste ja. Die wissenschaftlichen Erkenntnisse sind nicht ganz exakt, aber es deutet einiges daraufhin, dass Krayoxx bei vielen Leuten, die ansonsten kerngesund sind, das Herz schädigt.«

Wie jemand beim Anblick von Iris Klopeck denken konnte, sie wäre gesund, überstieg jede Vorstellungskraft, zumindest die von David.

»Oh, mein Gott«, stöhnte sie, während ihr Tränen in die Augen schossen. »Das hat mir gerade noch gefehlt – noch mehr Probleme mit dem Herzen.«

»Darüber brauchen Sie sich jetzt keine Sorgen zu machen«, sagte Wally, ohne auch nur im Mindesten beruhigend zu wirken. »Zu Ihrem Fall kommen wir später. Das Wichtigste ist, dass Percy uns ein Mandat gibt. Sie sind seine Witwe und damit seine Haupterin, deshalb müssen Sie mich mit seiner Vertretung beauftragen und in seinem Namen handeln.« Er zog ein zusammengefaltetes Stück Papier aus seinem zerknitterten Jackett und legte es vor Iris. »Das ist ein Vertretungsauftrag. Sie haben schon einmal einen unterschrieben, für die Scheidung, als Sie und Percy in der Kanzlei waren.«

»Daran kann ich mich nicht erinnern.«

»Wir haben das alles in der Akte. Sie müssen einen neuen unterschreiben, bevor ich Ihre Ansprüche gegen Varrick geltend machen kann.«

»Und Sie sind sicher, dass das alles legal ist und so?«, fragte sie unsicher.

David kam es sonderbar vor, dass ein potenzieller Mandant den Anwalt fragte, ob etwas »legal« sei.

Wally dagegen schien es mit den ethischen Standards ihres Berufsstandes nicht so genau zu nehmen, die Frage brachte ihn nicht im Geringsten aus dem Konzept. »Unsere Krayoxx-Mandanten müssen alle so einen Auftrag unterschreiben«, sagte er, was ein ganz klein wenig geschummelt war – Iris würde die erste Mandantin in ihrer Sammelklage-Gruppe sein. Es gab natürlich weitere Fische im Teich, doch bis jetzt hatte noch niemand der Kanzlei ein Mandat erteilt.

Iris las die Vertretungsvollmacht durch und unterschrieb.

Während Wally das Dokument in die Tasche steckte, sagte er: »Iris, ich brauche Ihre Hilfe. Ich möchte, dass Sie nach weiteren Krayoxx-Fällen Ausschau halten. Freunde,

Familienangehörige, Nachbarn, jeder, der durch dieses Medikament krank geworden sein könnte. Unsere Kanzlei bietet fünfhundert Dollar Vermittlungsprovision für einen Todesfall und zweihundert Dollar für einen Fall ohne Todesfolge. In bar.«

Ihre Augen waren plötzlich wieder trocken. Sie kniff sie zu schmalen Schlitzern zusammen, dann bildete sich ein kleines Lächeln in ihren Mundwinkeln. Sie überlegte bereits, wer infrage kam.

David gelang es, seine entgleisenden Gesichtszüge unter Kontrolle zu bekommen, während er kleine Männchen auf seinen Notizblock malte und zu verarbeiten versuchte, was er da gerade gehört hatte. War das ethisch? Gesetzlich zulässig? Bestechung in Form von Bargeld, um der Kanzlei weitere Mandanten zu verschaffen?

»Wissen Sie zufällig, ob es noch einen anderen Todesfall gegeben hat, bei dem Krayoxx im Spiel war?«, fragte Wally.

Um ein Haar hätte Iris etwas gesagt, doch dann biss sie sich auf die Zunge. Es war klar, dass ihr ein Name eingefallen war. »Fünfhundert Dollar?« Ihr Blick wanderte von David zu Wally.

»Genau. Wer ist es?«

»Zwei Straßen weiter gibt es einen Mann, der früher immer Poker mit Percy gespielt hat. Er ist letztes Jahr unter der Dusche abgekratzt, zwei Monate nachdem mein Percy von uns gegangen ist. Ich weiß, dass er Krayoxx genommen hat.«

Wally riss die Augen auf. »Wie heißt er?«

»Sie sagten doch in bar, stimmt's? Fünfhundert in bar. Bevor ich Ihnen einen weiteren Fall verschaffe, würde ich die Scheine gerne sehen, Mr. Figg. Ich kann das Geld gut gebrauchen.«

Wally war konsterniert, parierte aber sofort mit einer überzeugenden Lüge. »Normalerweise heben wir solche Beträge vom Prozesskostenkonto der Kanzlei ab. Wir wollen es uns ja nicht mit den Erbsenzählern verderben.«

Iris verschränkte die baumstumpfähnlichen Arme vor der Brust und drückte den Rücken durch. Dann kniff sie die Augen zusammen und sagte: »Gut. Heben Sie das Geld ab, und bringen Sie es mir. Dann gebe ich Ihnen den Namen.«

Wally zückte die Brieftasche. »Ich weiß nicht genau, wie viel Bargeld ich dabei habe. David, haben Sie Geld bei sich?«

Instinktiv griff David nach dem Portemonnaie. Iris sah mit unverhohlenem Misstrauen zu, wie die Anwälte nach Bargeld suchten. Wally zog drei Zwanziger und einen Fünfdollarschein hervor, dann sah er erwartungsvoll David an, der zweihundertzwanzig Dollar in unterschiedlicher Stückelung vorweisen konnte. Wenn sie nicht bei Abner's gehalten hätten, um Davids Rechnung zu bezahlen, hätten ihnen nur noch fünfzehn Dollar für die Vermittlungsprovision gefehlt.

»Ich dachte immer, Anwälte hätten eine Menge Geld«, stellte Iris fest.

»Das lassen wir auf dem Bankkonto«, erwiderte Wally, der wild entschlossen war, keine Zugeständnisse zu machen. »Wir haben jetzt zweihundertfünfundachtzig Dollar. Ich komme morgen vorbei und bringe Ihnen den Rest.«

Sie schüttelte den Kopf.

»Iris, ich bitte Sie«, flehte Wally. »Sie sind doch jetzt unsere Mandantin. Wir sitzen alle im selben Boot. Es geht um eine hohe Entschädigung für Sie, und Sie wollen uns nicht mal zweihundert Dollar vorstrecken?«

»Ich nehme auch einen Schuldschein.«

An dieser Stelle hätte David es vorgezogen, seinen Mann zu stehen, sich noch einen Rest Stolz zu bewahren, die Scheine vom Tisch zu nehmen und sich zu verabschieden. Doch er war sich seiner Sache alles andere als sicher und wusste, dass er sich heraushalten sollte. Wally dagegen war ein tollwütiger Hund. Er kritzelte einen Schuldschein auf seinen Notizblock, setzte seinen Namen darunter und schob den Block über den Tisch. Iris las, war nicht einverstanden und reichte den Block an David weiter. »Sie müssen auch unterschreiben«, sagte sie.

Zum ersten Mal seit seiner Flucht aus dem Trust Tower zweifelte David Zinc an seiner Entscheidung. Ungefähr achtundvierzig Stunden zuvor hatte er an einer komplizierten Umstrukturierung erstklassiger Anleihen, die von Indiens Regierung verkauft wurden, gearbeitet. Alles in allem ging es bei dem Deal um etwa fünfzehn Milliarden Dollar. Jetzt, in seinem neuen Leben als Arme-Leute-Anwalt, wurde er von einer 200-Kilo-Frau schikaniert, die seine Unterschrift auf einem wertlosen Stück Papier haben wollte.

Er zögerte. Dann holte er tief Luft, warf Wally einen fassungslosen Blick zu und setzte seinen Namen auf den Schuldschein.

Das heruntergekommene Viertel verwehrte immer mehr, je weiter sie kamen. Die »zwei Straßen«, von denen Iris gesprochen hatte, waren eher fünf, und als sie das Haus gefunden und auf der Straße davor geparkt hatten, machte sich David ernsthaft Sorgen um ihre Sicherheit.

Das winzige Heim der Witwe Cozart war eine Festung – ein kleines Backsteinhaus auf einem schmalen Streifen Land, das von einem fast drei Meter hohen Maschen-

drahtzaun umgeben war. Iris zufolge hatte Herb Cozart einen erbitterten Kampf gegen die schwarzen Teenagerbanden geführt, die die Straßen unsicher machten. Er hatte seine Tage meist damit verbracht, mit einer Schrotflinte in der Hand auf der vorderen Veranda zu sitzen und die jugendlichen Taugenichtse anzustarren, die mit Schimpfwörtern bedacht wurden, wenn sie sich zu nahe heranwagten. Als er starb, band jemand bunte Luftballons an den Zaun. Außerdem wurden mitten in der Nacht Knallfrösche auf den Rasen vor dem Haus geworfen. Iris hatte gesagt, Mrs. Cozart wolle wegziehen.

Als David den Motor abstellte, warf er einen Blick die Straße hinunter. »Mist.«

Wally erstarrte und sah in die gleiche Richtung. »Das könnte interessant werden.«

Fünf schwarze Teenager, die alle die gleiche Rapperkluft trugen, hatten den Audi bemerkt und blickten ihn aus fünfzig Meter Entfernung begehrllich an.

»Ich glaube, ich bleibe im Wagen«, sagte David. »Sie schaffen das schon allein.«

»Gute Idee. Ich beeile mich.« Wally sprang mit dem Aktenkoffer in der Hand hinaus. Iris hatte sie telefonisch angekündigt, und Mrs. Cozart stand schon vor der Haustür.

Die Gang bewegte sich auf den Audi zu. David verriegelte die Türen und dachte, wie schön es doch wäre, wenn er jetzt eine Pistole hätte, nur zu seinem Schutz natürlich. Irgendeine Waffe, die er den Jungs zeigen konnte, damit sie sich einen anderen Spielplatz suchten. Doch da seine einzige Waffe das Mobiltelefon war, presste er es sich ans Ohr und tat so, als wäre er in ein Gespräch versunken, während die Gang näher kam. Die Teenager umstellten den Wagen und unterhielten sich dabei pausenlos mitei-

nander, allerdings konnte David kein Wort verstehen. Minuten vergingen, in denen er im Wagen saß und darauf wartete, dass ein Ziegelstein durch eines der Fenster geworfen wurde. Die fünf Jungen versammelten sich vor der Frontstoßstange, lehnten sich lässig zurück und setzten sich auf die Motorhaube, als würde der Audi ihnen gehören und nun als eine Art Sofa dienen. Sie schaukelten den Wagen leicht hin und her, achteten aber darauf, ihn nicht zu zerkratzen oder zu beschädigen. Dann zündete einer von ihnen einen Joint an und ließ ihn herumgehen.

David überlegte, ob er den Motor starten und einfach wegfahren sollte, doch das würde gleich zu mehreren Problemen führen, unter anderem dem, dass er den armen Wally zurücklassen müsste. Er spielte mit dem Gedanken, das Fenster zu öffnen und die Jungs in ein freundliches Gespräch zu verwickeln, verwarf ihn aber wieder, da sie alles andere als freundlich zu sein schienen.

Aus den Augenwinkeln heraus sah er, wie Mrs. Cozarts Haustür aufgestoßen wurde und Wally aus dem Haus stürmte. Er griff in den Aktenkoffer, zog einen riesigen schwarzen Revolver heraus und brüllte: »FBI! Weg von dem Wagen!« Die Jungs waren so überrascht, dass sie sich nicht vom Fleck rührten. Wally richtete die Waffe gen Himmel und gab einen Schuss ab, der wie Kanonendonner klang. Die fünf legten einen olympiareifen Start hin und rannten in verschiedene Richtungen davon.

Wally schob den Revolver in den Aktenkoffer zurück, stieg ein und knallte die Tür zu. »Wir verschwinden besser.«

David trat das Gaspedal durch.

»Idioten«, zischte Wally.

»Haben Sie immer eine Waffe dabei?«, fragte David.

»Ich habe einen Waffenschein. Und ja, ich habe immer

eine Waffe dabei. In dieser Branche braucht man eine.«

»Tragen andere Anwälte auch Waffen?«

»Es ist mir egal, was andere Anwälte tun. Es ist nicht meine Aufgabe, andere Anwälte zu beschützen. Ich bin in dieser Stadt schon zweimal überfallen worden, also muss ich etwas tun, damit mir das nie wieder passiert.«

David bog um eine Kurve und fuhr viel zu schnell durch das Viertel.

Wally sprach weiter. »Diese Verrückte wollte doch tatsächlich Geld haben. Iris hat natürlich angerufen und gesagt, wir würden überkommen, und natürlich hat sie Mrs. Cozart auch von der Vermittlungsprovision erzählt, aber da die Alte einen an der Klatsche hat, hat sie sich nur den Teil mit den fünfhundert Dollar gemerkt.«

»Haben Sie das Mandat?«

»Nein. Sie will Bargeld, was ziemlich daneben ist, da Iris ja eigentlich wissen sollte, dass *sie* unser gesamtes Bargeld bekommen hat.«

»Wo fahren wir jetzt hin?«

»Ins Büro. Sie wollte mir nicht einmal den Namen ihres Mannes sagen, aber den finden wir auch selbst heraus. Das könnten eigentlich Sie übernehmen, wenn wir in der Kanzlei sind.«

»Aber er ist doch gar nicht unser Mandant.«

»Nein, er ist tot. Doch da seine Frau verrückt ist, und zwar richtig, da ist mehr als nur eine Schraube locker ... können wir die Klage von einem gerichtlich bestellten Nachlassverwalter genehmigen lassen. Viele Wege führen nach Rom, David. Sie lernen es schon noch.«

»Oh, ich bin bereits dabei. Verstößt es nicht gegen das Gesetz, innerhalb der Stadtgrenzen eine Waffe abzufeuern?«

»In Harvard bringt man euch ja doch etwas bei! Ja,

stimmt. Es verstößt auch gegen das Gesetz, aus einer Waffe eine Kugel abzufeuern, die einen anderen Menschen in den Kopf trifft. Das nennt man Mord, und hier in Chicago passiert das mindestens einmal am Tag. Und weil es so viele Morde gibt, ist die Polizei überarbeitet und hat überhaupt keine Zeit, sich um Waffen zu kümmern, aus denen Kugeln abgefeuert werden, die nur harmlos in der Gegend rumfliegen. Wollen Sie mich anzeigen, oder warum fragen Sie?«

»Nein, ich bin nur neugierig. Hat Oscar auch immer eine Waffe dabei?«

»Ich glaube nicht, aber er hat eine in der Schreibtischschublade. Oscar ist mal in seinem Büro überfallen worden, von einem Mandanten in einem Scheidungsfall. Eine ganz einfache einvernehmliche Scheidung, es wurde nichts angefochten, aber Oscar hat es irgendwie geschafft, den Fall zu verlieren.«

»Wie verliert man bei einer einvernehmlichen Scheidung?«

»Ich weiß es nicht, aber fragen Sie Oscar bitte nicht danach, ja? Ist immer noch ein heikles Thema. Jedenfalls lief das Ganze darauf hinaus, dass die Scheidung noch einmal beantragt werden musste, was natürlich hieß, dass das gesamte Verfahren wiederholt werden musste, und dafür hat er dann eine ordentliche Tracht Prügel kassiert.«

»Er sieht aus, als könnte er ganz gut selbst auf sich aufpassen. Der Kerl muss wirklich ein ganz übler Typ gewesen sein.«

»Wer sagt, dass es ein Mann war?«

»Es war eine Frau?«

»Allerdings. Eine sehr große und sehr wütende Frau, aber eindeutig eine Frau. Sie hat ihn als Erstes mit ihrem Kaffeebecher – aus Porzellan, nicht aus Papier – zwischen

den Augen getroffen und damit kampfunfähig gemacht. Dann hat sie sich seinen Schirm gegriffen und angefangen, auf ihn einzuschlagen. Er musste mit vierzehn Stichen genäht werden. Sie hieß Vallie Pennebaker. Den Namen werde ich im Leben nicht mehr vergessen.«

»Wer hat ihn gerettet?«

»Irgendwann kam Rochelle ins Büro – Oscar schwört, dass sie sich viel Zeit gelassen hat – und hat Vallie von ihm heruntergezogen. Dann rief sie die Polizei, die Vallie weggebracht hat. Es wurde Anklage wegen schwerer Körperverletzung erhoben. Vallie hielt mit einer Klage wegen Verletzung der Anwaltpflichten dagegen. Es hat zwei Jahre gedauert und etwa fünftausend Dollar gekostet, bis das Ganze aus der Welt war. Seitdem hat Oscar eine Waffe im Schreibtisch.«

Was würden wohl meine ehemaligen Kollegen bei Rogan Rothberg denken?, fragte sich David. Anwälte, die mit einer Waffe herumliefen. Anwälte, die behaupteten, FBI-Beamte zu sein, und in die Luft ballerten. Anwälte, die von unzufriedenen Mandantinnen zusammengeschlagen wurden.

Um ein Haar hätte er Wally gefragt, ob er auch schon einmal von einem Mandanten verprügelt worden sei, doch er biss sich auf die Zunge. Er konnte sich die Antwort denken.

12

Um 16.30 Uhr waren sie wieder im sicheren Schoß der Kanzlei. Der Drucker lief immer noch auf Hochtouren. Rochelle stand am Tisch und sortierte diverse Papierstapel. »Was haben Sie mit DeeAnna Nuxhall gemacht?«, keifte sie Wally an.

»Sagen wir mal so: Ihre Scheidung verzögert sich ein wenig, bis sie eine Möglichkeit findet, um ihren Anwalt zu bezahlen. Warum?«

»Sie hat jetzt schon dreimal angerufen und jedes Mal wie ein Schloßhund geheult. Sie wollte wissen, wann Sie wieder da sind. Sie will unbedingt mit Ihnen reden.«

»Gut. Das bedeutet, sie hat das Geld.«

Wally überflog einen der Briefe aus einem der Papierstapel auf dem Tisch. Er zog einen zweiten Brief heraus und gab ihn David, der zu lesen begann. Der erste Satz sprang ihm ins Auge: »Warnung vor Krayoxx!«

»Fangen wir mit Unterschreiben an«, sagte Wally. »Die Briefe müssen unbedingt heute raus. Die Zeit drängt.«

Die Briefe waren auf dem Firmenpapier von Finley & Figg ausgedruckt und wurden von Wallis T. Figg, Rechtsanwalt, verschickt. Unter der Schlussfloskel »Mit freundlichen Grüßen« war lediglich Platz für eine Unterschrift. »Und was soll *ich* tun?«, fragte David.

»Fangen Sie an, mit meinem Namen zu unterzeichnen.«

»Wie bitte?«

»Fangen Sie an, mit meinem Namen zu unterzeichnen. Oder glauben Sie, dass ich dreitausend Briefe allein unterschreibe?«

»Dann soll ich also Ihre Unterschrift fälschen?«

»Nein, sollen Sie nicht. Ich erteile Ihnen hiermit die Vollmacht, diese Briefe mit meinem Namen zu unterschreiben«, sagte Wally übertrieben langsam, als spräche er mit einem Idioten. Dann sah er Rochelle an. »Sie auch.«

»Ich habe schon hundert unterschrieben«, erwiderte sie, während sie David einen der Briefe gab. »Sehen Sie sich die Unterschrift an. Das könnte ein Erstklässler besser.« Sie hatte recht. Wallys Unterschrift war ein dahingeworfenes Gekrakel, das mit einem verschlungenen Schnörkel begann, der vermutlich ein *W* sein sollte, und dann in einen scharfen Haken für das *T* oder das *F* überging. David nahm sich einen der Briefe, die Wally gerade unterschrieben hatte, und verglich seine Unterschrift mit Rochelles Fälschung. Die Unterschriften ähnelten sich geringfügig, waren aber beide unleserlich.

»Stimmt, das sieht ziemlich übel aus«, stellte David fest.

»Es ist egal, was Sie da hinkritzeln, das kann sowieso niemand lesen«, fügte Rochelle hinzu.

»Ich finde, dass meine Unterschrift sehr kultiviert wirkt«, sagte Wally, während er einen Brief nach dem anderen unterschrieb. »Könnten jetzt bitte alle mitmachen?«

David setzte sich und übte seinen Schnörkel. Rochelle faltete die unterschriebenen Briefe, steckte sie in Umschläge und klebte Briefmarken darauf. Nach einigen Minuten fragte David: »Wer sind diese Leute?«

»Unsere Mandantendatenbank«, erwiderte Wally stolz. »Über dreitausend Namen.«

»Wie weit geht die zurück?«

»Etwa zwanzig Jahre«, informierte ihn Rochelle.

»Dann haben einige dieser Leute also seit vielen Jahren nichts mehr von Ihnen gehört?«

»Stimmt«, sagte sie. »Einige sind vermutlich tot, andere weggezogen. Eine Menge von diesen Leuten werden alles andere als erfreut sein, Post von Finley & Figg zu bekommen.«

»Wenn sie tot sind, wollen wir doch hoffen, dass es an Krayoxx gelegen hat.« Wally brach in lautes Gelächter aus, doch weder David noch Rochelle fanden seine Bemerkung witzig. Einige Minuten vergingen, in denen keiner etwas sagte. David dachte an sein Büro im oberen Stockwerk und daran, wie viel Arbeit er dafür noch aufwenden musste. Rochelle behielt die Uhr im Auge und wartete darauf, dass es fünf wurde. Wally überlegte, was er noch tun konnte, um an neue Mandanten zu kommen.

»Was für eine Resonanz erwarten Sie?«, fragte David.

Rochelle verdrehte die Augen, als wollte sie sagen: »Keine.«

Wally hielt kurz inne und schüttelte seine Schreibhand. »Großartige Frage«, gab er zu. Dann rieb er sich das Kinn und starrte an die Decke, als könnte nur er eine derart komplexe Frage beantworten. »Gehen wir davon aus, dass ein Prozent der erwachsenen Bevölkerung dieses Landes Krayoxx nimmt. Dann ...«

»Wie kommen Sie auf ein Prozent?«, unterbrach David ihn.

»Recherche. Steht in der Akte. Nehmen Sie sie heute Abend mit nach Hause, und lesen Sie die Fakten nach. Also: Ein Prozent unserer Datenbasis sind etwa dreißig Leute. Wenn zwanzig Prozent der Datenbasis Probleme mit Herzinfarkten oder Schlaganfällen hatten, sind wir

bei fünf oder sechs Fällen. Vielleicht sieben oder acht, wer weiß. Und wenn wir davon ausgehen, dass jeder Fall – zumal mit Todesfolge – zwei Millionen Dollar wert ist, können wir mit einem schönen Sümmchen rechnen. Ich habe das Gefühl, dass mir hier niemand glaubt, aber ich werde mich nicht mit Ihnen streiten.«

»Ich habe kein Wort gesagt«, erwiderte Rochelle.

»Ich bin nur neugierig, das ist alles«, sagte David. Einige Minuten verstrichen, dann fragte er: »Und wann reichen wir die Sammelklage ein?«

Wally, der Experte, räusperte sich angesichts des zu erwartenden längeren Monologs. »Sehr bald. Wir haben Iris Klopeck als Mandantin, daher könnten wir, wenn wir wollten, morgen schon Klage einreichen. Ich habe vor, Chester Marinos Witwe an Bord zu holen, sobald er unter der Erde ist. Diese Briefe gehen heute noch raus, daher werden die Telefone in ein oder zwei Tagen zu klingeln anfangen. Mit etwas Glück haben wir innerhalb einer Woche ein halbes Dutzend Fälle, und dann gehen wir vor Gericht. Ich werde gleich morgen mit der Klageschrift anfangen. Bei diesen Sammelklagen ist es ganz wichtig, schnell Klage einzureichen. Wir lassen die erste Bombe hier in Chicago platzen, kommen in die Schlagzeilen, und dann wird jeder, der Krayoxx nimmt, das Zeug in die Mülltonne werfen und uns anrufen.«

»Gütiger Himmel«, sagte Rochelle.

»Gütiger Himmel« trifft es ganz genau. Warten Sie, bis wir den Vergleich ausgehandelt haben, dann können Sie gleich noch mal ›gütiger Himmel‹ sagen.«

»Bundesgericht oder einzelstaatliches Gericht?«, warf David ein, um den Sticheleien ein Ende zu machen.

»Gute Frage, und ich würde Sie bitten, diese Thematik zu recherchieren. Wenn wir vor ein einzelstaatliches Ge-

richt gehen, können wir die Ärzte, die ihren Patienten Krayoxx verschrieben haben, auch gleich verklagen. Das wären dann zwar mehr Beklagte, aber auch mehr engagierte Verteidiger, die Ärger machen. Varrick Labs hat genug Geld, um uns alle glücklich zu machen, und daher würde ich die Ärzte lieber aus der Sache heraushalten. Wenn es ein Bundesgericht wird – und das wird es, weil das Krayoxx-Verfahren landesweit gehen wird –, können wir uns an eine auf Sammelklagen spezialisierte Kanzlei dranhängen. Niemand geht davon aus, dass es bei diesen Fällen eine Verhandlung geben wird, und wenn die Gespräche für einen Vergleich losgehen, müssen wir bei einer der großen Kanzleien angedockt haben.«

Wieder hörte sich Wally so gut informiert an, dass David ihm am liebsten geglaubt hätte. Aber er war schon lange genug in der Kanzlei, um zu wissen, dass Wally noch nie eine Sammelklage vor Gericht gebracht hatte. Und Oscar auch nicht.

Die Tür zu Oscars Büro ging auf, und er kam heraus, wie immer mit einem Stirnrunzeln im Gesicht und müde aussehend. »Was ist das?«, fragte er freundlich. Niemand antwortete. Er ging zum Tisch, nahm sich einen der Briefe und ließ ihn sofort wieder fallen.

Gerade als er etwas sagen wollte, ging die Haustür auf, und ein großer, kräftiger, ausgiebig tätowierter Prolet stürmte herein und brüllte: »Wer von euch ist Figg!?!«

Ohne zu zögern, deuteten Oscar, David und sogar Rochelle auf Wally, der mit weit aufgerissenen Augen dasaß und wie erstarrt wirkte. Hinter dem Eindringling stand ein Flittchen in einem gelben Kleid – DeeAnna Nuxhall aus dem Scheidungsgericht – und kreischte: »Das ist er, Trip, der kleine Dicke da!«

Trip marschierte geradewegs auf Wally zu, als wollte er

ihn umbringen. Der Rest der Kanzlei wich zurück und überließ Wally seinem Schicksal. Trip ballte die Hände zu Fäusten, beugte sich über Wally und sagte: »Jetzt hör mal gut zu, du kleine Ratte! Wir werden am Samstag heiraten, und daher muss mein Mädchen morgen geschieden sein. Wo ist das Problem?«

Wally, der immer noch saß und in Erwartung einer Tracht Prügel bereits den Kopf eingezogen hatte, erwiderte: »Nun ja, ich warte noch auf mein Honorar.«

»Sie hat doch versprochen, dich später zu bezahlen, oder nicht?«

»O ja, hab ich«, pflichtete DeeAnna bei.

»Wenn Sie mich anfassen, lasse ich Sie verhaften«, sagte Wally. »Und wenn Sie dann im Gefängnis sitzen, können Sie nicht heiraten.«

»Ich hab dir doch gesagt, dass er ein Klugscheißer ist«, meinte DeeAnna.

Weil Trip unbedingt etwas schlagen musste, aber noch nicht so weit war, Wally zu verprügeln, fegte er einen Stapel Krayoxx – Briefe vom Tisch. »Bring das mit der Scheidung in Ordnung, Figg! Ich werde morgen im Gerichtssaal sein, und wenn mein Mädchen dann nicht geschieden wird, werde ich dir vor allen Leuten in deinen fetten kleinen Arsch treten.«

»Rufen Sie die Polizei!«, brüllte Oscar in Rochelles Richtung, die jedoch viel zu verängstigt war, um sich zu bewegen.

Trip brauchte etwas mehr Drama, daher griff er sich ein dickes Jurabuch vom Tisch und warf es durch eines der Fenster, die auf die Straße hinausgingen. Glas splitterte und regnete auf die Veranda. AJ jaulte und verzog sich unter Rochelles Schreibtisch.

Trip bekam einen starren Blick. »Ich brech dir das Ge-

nick, Figg. Hast du das verstanden?»

»Knall ihm eine, Trip«, drängte DeeAnna.

Davids Blick ging zum Sofa, wo Wallys Aktenkoffer lag. Zentimeterweise bewegte er sich darauf zu.

»Wir sind morgen im Gerichtssaal. Und Sie, Figg? Werden Sie auch da sein?« Trip kam noch einen Schritt näher. Wally machte sich auf Hiebe gefasst. Rochelle ging auf ihren Schreibtisch zu, was Trip aber gar nicht gefiel. »Nicht bewegen. Du rufst die Polizei jetzt nicht!«

»Rufen Sie die Polizei!«, brüllte Oscar noch einmal, doch er machte keine Anstalten, es selbst zu tun. David kam dem Aktenkoffer langsam näher.

»He, Figg, rede mit mir«, verlangte Trip.

»Er hat mich vor Gericht lächerlich gemacht«, greinte Dee-Anna. Es war klar, dass sie Blut sehen wollte.

»Weißt du eigentlich, dass du ein richtiger Kotzbrocken bist?«, sagte Trip.

Wally wollte gerade etwas Intelligentes erwidern, als Trip schließlich doch noch handgreiflich wurde. Er gab Wally einen Stoß, einen leichten Schubs, der angesichts der vorangegangenen Eskalation harmlos wirkte, aber eindeutig ein tätlicher Angriff war. »Passen Sie bloß auf!«, brüllte Wally und gab Trip einen Klaps auf die Hand.

Da öffnete David blitzschnell den Aktenkoffer und holte den schwarzen.44 Magnum Colt heraus. Er konnte sich nicht erinnern, ob er jemals im Leben einen Revolver angefasst hatte, und er war sich nicht sicher, ob er es jetzt schaffte, ohne sich die Hand abzuschießen, aber er wusste immerhin, dass er besser die Finger vom Abzug ließ. »Hier, Wally«, sagte er, während er die Waffe auf den Tisch legte. Wally griff sich den Revolver und sprang auf. Das Kräfteverhältnis hatte sich entscheidend verändert.

Mit einer Stimme, die plötzlich mehrere Oktaven hö-

her lag, stammelte Trip: »Ach du Scheiße«, und machte einen großen Schritt nach hinten. DeeAnna duckte sich hinter ihm und fing an zu wimmern. Rochelle und Oscar waren genauso überrascht wie Trip. Wally richtete den Revolver nicht auf Trip, jedenfalls nicht direkt, aber die Art, wie er damit umging, ließ wenig Zweifel daran, dass er innerhalb von Sekunden einige Schüsse abgeben konnte und auch würde.

»Als Erstes will ich eine Entschuldigung«, sagte er, während er auf Trip zuing, der plötzlich nicht mehr allzu großspurig auftrat. »Sie haben vielleicht Nerven! Kommen einfach hierher und stellen Forderungen, obwohl Ihre Freundin ihre Rechnung nicht bezahlt.«

Trip, der sich zweifellos mit Schusswaffen auskannte, startete den Colt an und sagte kleinlaut: »Ja, Sie haben ja recht, Mann.«

»Ms. Gibson, rufen Sie die Polizei«, sagte Wally. Rochelle griff zum Telefon und wählte den Notruf. AJ steckte den Kopf unter dem Schreibtisch hervor und knurrte Trip an.

»Ich will dreihundert Dollar für die Scheidung und zweihundert für das Fenster«, verlangte Wally. Trip ging noch ein paar Schritte rückwärts. DeeAnna hinter ihm war praktisch unsichtbar.

»Ganz ruhig, Mann«, sagte Trip, der Wally beide Handflächen entgegenhielt.

»Oh, ich bin ganz ruhig.«

»Tu doch was, Baby«, sagte DeeAnna.

»Und was, bitte? Hast du gesehen, wie groß das Ding ist?«

»Können wir nicht einfach wieder gehen?«, fragte sie.

»Nein«, erwiderte Wally. »Erst wenn die Polizei hier ist.« Er hielt die Waffe einige Zentimeter höher, achtete

aber immer noch darauf, nicht direkt auf Trip zu zielen.

Rochelle schlich sich von ihrem Schreibtisch weg und ging in die Küche.

»Ganz ruhig, Mann«, flehte Trip. »Wir gehen jetzt.«

»Nein, ihr geht nicht.«

Die Polizei kam innerhalb weniger Minuten. Trip wurden Handschellen angelegt, dann verfrachtete man ihn auf den Rücksitz eines Streifenwagens. DeeAnna brach in einen Heulkampf aus, was jedoch ohne Wirkung blieb. Dann versuchte sie, mit den Polizeibeamten zu flirten, und war damit schon etwas erfolgreicher. Schließlich wurde Trip aber doch wegen tätlichen Angriffs und Vandalismus auf das Revier gebracht.

Als die ganze Aufregung vorbei war, gingen Rochelle und Oscar nach Hause und überließen es Wally und David, die Glassplitter zusammenzukehren und die Krayoxx-Briefe fertig zu machen. Die beiden schrieben noch eine Stunde lang wie die Roboter Wallys Namen und diskutierten dabei, was sie mit dem kaputten Fenster machen sollten. Es konnte erst am nächsten Tag ersetzt werden, und eine Nacht ohne Fenster würde die Kanzlei kaum überstehen. Preston war keine gefährliche Gegend, aber niemand ließ den Schlüssel im Auto stecken oder die Haustür unverschlossen. Wally hatte gerade beschlossen, in der Kanzlei zu schlafen – auf dem Sofa neben dem Tisch, mit AJ in der Nähe, den Colt griffbereit –, als die Haustür aufging und DeeAnna hereinkam.

»Was machen Sie hier?«, fragte er.

»Wally, wir müssen reden.« Ihre Stimme klang unsicher und erheblich sanfter als vorhin. Sie setzte sich auf einen Stuhl neben Rochelles Schreibtisch und schlug die Beine so übereinander, dass möglichst viel nackte Haut zu sehen war. Sie hatte ausgesprochen schöne Beine und trug

immer noch die mörderischen Stiletto, die er bereits am Morgen im Gerichtssaal bewundert hatte.

»Oh, là, là«, murmelte Wally. »Worüber möchten Sie denn mit mir reden?«

»Ich glaube, sie hat getrunken«, flüsterte David, während er fleißig unterschrieb.

»Ich weiß nicht, ob ich Trip heiraten soll oder nicht«, verkündete sie.

»DeeAnna, er ist ein grober Klotz, ein Versager. Sie finden bestimmt etwas Besseres.«

»Aber ich will diese Scheidung, Wally. Können Sie mir denn nicht helfen?«

»Dann bezahlen Sie mich.«

»Bis zum Gerichtstermin morgen schaffe ich es nicht, das Geld zu besorgen. Ich schwöre, dass das die Wahrheit ist.«

»Dann haben Sie Pech gehabt.«

David dachte insgeheim, dass er alles getan hätte, um die Scheidung voranzutreiben, damit DeeAnna und Trip endlich Ruhe gaben. Dreihundert Dollar waren die Mühe nicht wert.

Sie wechselte das Bein, und ihr Kleid rutschte noch ein Stück höher. »Vielleicht können wir das ja auch anders regeln, Wally. Sie wissen schon – nur Sie und ich.«

Wally seufzte, starrte auf ihre Beine und überlegte eine Sekunde. »Das geht nicht. Ich muss die ganze Nacht hierbleiben, weil irgend so ein Idiot das Fenster eingeworfen hat.«

»Dann bleibe ich auch«, gurrte sie, während sie sich mit der Zunge über die leuchtend rot geschminkten Lippen fuhr.

Wally hatte noch nie so viel Willenskraft besessen, um Situationen wie diesen aus dem Weg zu gehen. Allerdings

kam es auch nicht oft vor, dass eine Mandantin so direkt war. Genau genommen konnte er sich in diesem fürchtbaren, gleichzeitig aber auch aufregenden Moment nicht daran erinnern, jemals einer Mandantin begegnet zu sein, die so einfach ins Bett zu bekommen war. »Eventuell finden wir ja doch eine Lösung«, sagte er mit einem anzüglichen Blick auf DeeAnna.

»Ich muss gehen.« David sprang auf und packte seinen Aktenkoffer.

»Aber warum denn? Sie können doch bleiben«, sagte Dee-Anna.

Das Bild, das ihm durch den Kopf schoss, war ausgesprochen hässlich – ein glücklich verheirateter David, der eine schnelle Nummer schob, mit einer hübschen Schlampe, die genauso viele Scheidungen hinter sich hatte wie ihr pummeliger nackter Anwalt. Er stürzte zur Tür und knallte sie hinter sich zu.

Ihr Lieblingsbistro lag ganz in der Nähe ihrer Wohnung in Lincoln Park, sodass sie zu Fuß hingehen konnten. Früher hatten sie sich dort häufig zu einem schnellen Abendessen getroffen, kurz bevor die Küche um dreiundzwanzig Uhr schloss und kurz nachdem David nach einem weiteren ermüdenden Arbeitstag zu Hause eingetroffen war. Heute jedoch waren sie schon vor einundzwanzig Uhr gekommen und hatten festgestellt, dass das Restaurant voll besetzt war. Sie bekamen einen Tisch in der Ecke.

Irgendwann in den fünf Jahren, in denen er bei Rogan Rothberg angestellt war, hatte David beschlossen, nicht mehr über seine Arbeit zu sprechen. Es war alles so unangenehm und grässlich – und langweilig noch dazu –, dass er Helen damit verschonen wollte. Helen hatte nichts dagegen, und daher redeten sie meistens über ihr Studium oder über ihre Freunde. Doch plötzlich war alles anders.

Die große Kanzlei gehörte der Vergangenheit an, genau wie die gesichtslosen Mandanten und die nervtötenden Akten. Jetzt arbeitete David mit richtigen Menschen zusammen, die unglaubliche Dinge taten, von denen er natürlich ausführlich erzählen musste. Zum Beispiel die beiden Beinahe-Schießereien, die er mit seinem neuen Freund Wally überlebt hatte. Anfangs wollte Helen nicht glauben, dass Wally tatsächlich in die Luft geschossen hatte, um die Straßengänge zu vertreiben; erst Davids wiederholte Beteuerungen konnten ihre Skepsis zerstreuen. Auch die Geschichte von Trip glaubte sie nicht gleich, und die gemeinschaftliche Erpressung von DeeAnna Nuxhall durch Wally und Richter Bradbury zweifelte sie ganz offen an. Sie konnte nicht fassen, dass ihr Mann sein gesamtes Bargeld an Iris Klopeck losgeworden war und anschließend auch noch einen Schuldschein unterschrieben hatte. Dass Oscar von einer aufgebrachten Scheidungsmandantin verprügelt worden war, hielt sie dagegen schon eher für möglich.

Das Beste hatte sich David bis zum Schluss aufgehoben: »Während wir uns hier unterhalten, vergnügen sich Wally und DeeAnna splitterfasernackt und bei offenem Fenster auf dem Sofa, während der Hund dabei zusieht. DeeAnna hat angeboten, das ausstehende Honorar auf etwas unkonventionelle Art und Weise abzuarbeiten.«

»Du lügst!«

»Ich wünschte, es wäre so. Die dreihundert Dollar sind kein Thema mehr, und DeeAnna wird bis zwölf Uhr morgen Mittag geschieden sein.«

»Was für ein widerliches Verhalten.«

»Von wem? Wally oder DeeAnna?«

»Wie wäre es mit beiden? Zahlen *deine* Mandantinnen auch auf diese Weise?«

»Das bezweifle ich. Ich habe dir ja schon von Iris Klo-
peck erzählt. Ich glaube, sie entspricht dem Mandanten-
profil der Kanzlei schon eher. Unter ihrem Gewicht wür-
de die Honorarcouch zusammenbrechen.«

»Du kannst nicht für diese Leute arbeiten. David, ich bit-
te dich. Du brauchst nicht bei Rogan zu arbeiten, wenn du
nicht willst, aber such dir eine andere Kanzlei. Diese beiden
Clowns sind doch kriminell. Was ist mit der Standesehre?«

»Ich bezweifle, dass Wally und Oscar Zeit erübrigen,
um über die Standesehre zu sprechen.«

»Warum suchst du dir nicht irgendwo eine nette mit-
telgroße Kanzlei, mit netten Leuten, die keine Waffen bei
sich tragen, keine Unfallopfer bedrängen und Sex nicht
als Bezahlung akzeptieren?«

»Helen, was ist mein Spezialgebiet?«

»Irgendwas mit Anleihen?«

»Genau. Ich weiß eine Menge über lang laufende
Hochzinsanleihen, die von ausländischen Regierungen
und Unternehmen auf den Markt gebracht werden. Das
ist aber auch schon alles, was ich über Jura weiß, weil es
alles ist, was ich in den letzten fünf Jahren gemacht habe.
Wenn ich das in meinen Lebenslauf schreibe, dürfte nur
eine Handvoll Kanzleien anrufen, die so groß wie Rogan
sind und vielleicht jemanden wie mich brauchen.«

»Aber du kannst dich doch in etwas anderes einarbei-
ten.«

»Natürlich, aber niemand stellt einen Anwalt ein, der
sein Examen vor fünf Jahren gemacht hat, und zahlt ihm
ein gutes Gehalt, nur um ihn dann in den Kindergarten
zu stecken. Die Kanzleien wollen jemanden mit Erfah-
rung, und die habe ich nicht.«

»Finley & Figg ist also die einzige Kanzlei, in der du
arbeiten kannst?«

»Oder eine ähnliche. Ich werde es ein oder zwei Jahre lang als eine Art Ausbildung sehen, und dann mache ich vielleicht eine eigene Kanzlei auf.«

»Na großartig. Du hast deine neue Stelle erst seit einem Tag und denkst schon an Kündigung.«

»Eigentlich nicht. Mir gefällt es dort.«

»Du hast den Verstand verloren.«

»Ja, und du glaubst gar nicht, wie befreiend das ist.«

13

Wallys Briefaktion war ein Reingefall. Die Hälfte der Briefe kam aus den verschiedensten Gründen zurück. In der darauffolgenden Woche klingelte das Telefon öfter als sonst, doch die meisten Anrufer waren ehemalige Mandanten, die darum baten, aus Finley & Figgs Verteiler gestrichen zu werden. Wally ließ sich nicht beirren und reichte an einem Bundesgericht für den Northern District von Illinois im Namen von Iris Klopeck, Millie Marino und »anderen noch zu benennenden Personen« Klage ein. Darin gab er an, dass ihre Angehörigen durch das Medikament Krayoxx, hergestellt von Varrick Labs, zu Tode gebracht worden seien. Er forderte Schadenersatz in Höhe von glatten einhundert Millionen Dollar und einen Geschworenenprozess.

Die Einreichung der Klage war nicht annähernd so dramatisch, wie er sich das gewünscht hätte. Zwar versuchte er hartnäckig, die Medien auf die Klage aufmerksam zu machen, doch das Interesse war gering. Statt sie online einzureichen, fuhren er und David – beide in ihre besten dunklen Anzüge gewandet – zum Everett M. Dirksen U.S. Courthouse im Stadtzentrum Chicagos und übergaben die aus zwanzig Seiten bestehende Klageschrift persönlich an den Leiter der Geschäftsstelle. Es waren weder Reporter noch Fotografen anwesend, was Wally über alle Maßen erzürnte. Er redete so lange auf einen Mitarbeiter der Geschäftsstelle ein, bis dieser ein Foto der

grimmig dreinblickenden Anwälte bei der Übergabe schoss. Als Wally wieder in der Kanzlei war, verschickte er die Klageschrift und das Foto per E-Mail an die *Tribune*, die *Sun-Times*, das *Wall Street Journal*, *Time*, *Newsweek* und ein Dutzend andere Publikationen.

David hoffte, dass man das Foto ignorieren würde, doch Wally hatte Glück. Ein Reporter der *Tribune* rief in der Kanzlei an und wurde sofort zu dem entzückten Wally durchgestellt. Die Publicity-Welle war losgetreten.

Am nächsten Tag prangte im Innenteil der *Tribune* die Schlagzeile: »Anwalt aus Chicago verklagt Varrick Labs wegen Krayoxx«. Der Artikel fasste zusammen, um was es bei der Klage ging, und berichtete, der in Chicago praktizierende Anwalt Wally Figg sei »laut eigenen Angaben auf Sammelklagen spezialisiert«. Finley & Figg sei eine »Boutiquekanzlei« mit langjähriger Erfahrung im Kampf gegen große Pharmaunternehmen. Allerdings hatte sich der Reporter etwas umgehört und zitierte zwei bekannte Klägeranwälte, die sagten, sie hätten noch nie etwas von diesen Anwälten gehört. Außerdem gebe es keine Belege dafür, dass Finley & Figg in den letzten zehn Jahren ähnliche Klagen eingereicht hätte. Varrick habe sein Produkt vehement verteidigt, eine aggressive Verteidigungsstrategie angekündigt und freue sich »auf einen fairen Prozess vor unparteiischen Geschworenen, um unseren guten Ruf wiederherzustellen«. Das abgedruckte Foto war ziemlich groß geraten, was Wallys Eitelkeit schmeichelte und David peinlich war. Die beiden gaben ein seltsames Paar ab: Wally war fast kahl, pummelig und schlecht angezogen, David größer, schlanker und erheblich jünger aussehend.

Die Meldung wurde im Internet weitverbreitet, und das Telefon klingelte ununterbrochen. Manchmal wurde es Rochelle zu viel, und David musste aushelfen. Einige

Anrufer waren Reporter, andere Anwälte, die Informationen wollten, doch bei den meisten handelte es sich um Leute, die Krayoxx nahmen und jetzt verwirrt und verängstigt waren. David wusste nicht, was er sagen sollte. Die Strategie der Kanzlei - falls man es überhaupt so bezeichnen konnte - bestand darin, eine Vorauswahl zu treffen und zunächst die Todesfälle zu übernehmen, dann zu einem späteren, noch nicht definierten Zeitpunkt die Fälle ohne Todesfolge zu bündeln und zu einer Sammelklage zusammenzufassen. Es war unmöglich, so etwas am Telefon zu erklären, auch deshalb, weil David es selbst nicht ganz verstand.

Als die Telefone immer öfter klingelten und die Aufregung wuchs, kam sogar Oscar aus seinem Büro und bekundete Interesse. In seiner kleinen Kanzlei war es noch nie so hektisch zugegangen, und vielleicht war das ja tatsächlich der Durchbruch. Vielleicht hatte Wally endlich einmal recht gehabt. Vielleicht, aber nur vielleicht, würden sie jetzt Geld verdienen, und das bedeutete, dass er sich endlich scheiden lassen und unmittelbar danach in den Ruhestand gehen konnte.

Am späten Nachmittag setzten sich die drei Anwälte und Rochelle zusammen an den Tisch, um ihre Notizen zu vergleichen. Wally war völlig aufgedreht und schwitzte sogar. Er fuchtelte mit seinem Notizblock herum. »Ich habe vier Todesfälle, alle brandneu, und wir müssen uns sofort die Mandate sichern. Oscar, machst du mit?«

»Sicher, ich nehme einen«, erwiderte Oscar und versuchte, so zögerlich wie immer zu wirken.

»Danke. Ms. Gibson, in der Nineteenth Street wohnt eine Schwarze, gar nicht weit von Ihnen, Bassitt Towers, Nummer drei. Sie sagt, es sei dort sicher.«

»In die Bassitt Towers gehe ich nicht«, erwiderte Ro-

chelle. »Die Schießereien dort kann ich von meiner Wohnung aus fast hören.«

»Aber genau darum geht es doch. Sie wohnt in der gleichen Straße wie Sie. Sie könnten auf dem Weg nach Hause bei ihr vorbeigehen.«

»Das werde ich nicht tun.«

Wally knallte den Notizblock auf den Tisch. »Verdammt noch mal. Begreifen Sie eigentlich, was hier passiert? Diese Leute flehen uns an, ihre Fälle zu übernehmen, Fälle, die Millionen Dollar wert sind. Innerhalb eines Jahres könnte eine Menge Geld fließen. Wir sind an etwas ganz Großem dran, aber Ihnen ist das wie immer egal.«

»Ich riskiere doch nicht Kopf und Kragen für die Kanzlei.«

»Na großartig. Sie wollen also auf Ihren Anteil am Bonus verzichten, wenn der Vergleich mit Varrick durch ist und das Geld fließt? Habe ich das richtig verstanden?«

»Was für einen Bonus?«

Wally marschierte zur Haustür, drehte um, kam wieder an den Tisch. »Ms. Gibson, Ihr Gedächtnis scheint nicht gerade das beste zu sein. Können Sie sich an den Fall Shermann vom letzten Jahr erinnern? Der Auffahrunfall? Die Versicherungsgesellschaft hat sechzigtausend gezahlt. Davon haben wir ein Drittel bekommen, das waren zwanzigtausend für Finley & Figg. Wir haben ein paar Rechnungen bezahlt. Ich habe sieben Riesen bekommen, Oscar ebenfalls, und Ihnen haben wir tausend Dollar in bar unter dem Tisch zukommen lassen. Stimmt's, Oscar?«

»Ja, und das war nicht das erste Mal«, sagte Oscar.

Rochelle fing schon zu rechnen an, während Wally noch redete. Es wäre eine Schande, wenn sie auf ein Stück vom Kuchen verzichten müsste. Was, wenn Wally zur

Abwechslung mal recht hatte? Er sagte nichts mehr, und für einen Moment herrschte gespanntes Schweigen. Plötzlich stand AJ auf und begann zu knurren. Sekunden verstrichen, dann hörten sie Sirenen in einiger Entfernung. Das Geräusch kam näher, doch seltsamerweise ging niemand ans Fenster oder vor die Haustür.

Hatten sie bereits das Interesse an ihrem Hauptgeschäft verloren? Waren Verkehrsunfälle für die kleine Boutiquekanzlei plötzlich nicht mehr gut genug? Hatten sie sich einem lukrativeren Geschäftsfeld zugewandt?

»Wie hoch wird der Bonus sein?«

»Ms. Gibson, ich bitte Sie«, sagte Wally genervt. »Ich habe keine Ahnung.«

»Was soll ich dieser armen Frau sagen?«

Wally griff zu seinem Notizblock. »Ich habe vor einer Stunde mit ihr gesprochen. Pauline Sutton, zweiundsechzig Jahre alt. Ihr vierzig Jahre alter Sohn Jermaine ist vor sieben Monaten an einem Herzanfall gestorben. Sie sagte, er sei ein wenig übergewichtig gewesen, habe vier Jahre lang Krayoxx genommen, um seinen Cholesterinspiegel zu senken. Eine nette Frau, aber auch eine trauernde Mutter. Nehmen Sie einen unserer neuen Krayoxx-Mandantenverträge mit, erklären Sie ihr, was drinsteht, und bringen Sie sie dazu, ihn zu unterschreiben. Ein Klacks.«

»Und wenn sie Fragen zur Klage und zum Vergleich hat?«

»Machen Sie einen Termin und lassen Sie sie herkommen. Ich werde ihre Fragen beantworten. Aber das Wichtigste ist jetzt erst mal das Mandat. Wir haben in ein Wespennest gestochen, und in der Zwischenzeit dürfte sich jeder halbwegs fähige Anwalt in Chicago auf die Suche nach Krayoxx-Opfern gemacht haben. Die Zeit drängt. Bekommen Sie das hin, Ms. Gibson?«

»Ich glaube schon.«

»Vielen herzlichen Dank. Und jetzt würde ich vorschlagen, dass wir uns auf den Weg machen.«

Ihr erstes Ziel war ein Pizza-Schnellrestaurant mit All-you-can-eat-Büffet in der Nähe der Kanzlei. Das Restaurant gehörte zu einer Kette, die ins Kreuzfeuer der Kritik geraten war und gerade eine Menge schlechter Presse wegen ihrer Speisekarte bekam. Ein führendes Gesundheitsmagazin hatte das Essen analysieren lassen und anschließend geschrieben, es sei gesundheitsschädlich und nicht zum menschlichen Verzehr geeignet. Alles triefe vor Fetten, Ölen und Zusatzstoffen, und man unternehme nicht einmal den Versuch, etwas zu kochen, das auch nur im Entferntesten gesund sei. Wenn das Essen fertig sei, serviere man es als Büffet zu einem lächerlich niedrigen Preis. Die Kette war zum Synonym für Horden krankhaft Übergewichtiger geworden, die sich durch ihre Büffets fraßen. Die Gewinne schnellten in die Höhe.

Der stellvertretende Restaurantleiter war ein untersetzter junger Mann namens Adam Grand, der sie bat, zehn Minuten zu warten, bis er eine Pause machen konnte. David und Wally suchten sich eine Sitznische so weit wie möglich vom Büffet entfernt, was immer noch zu nah war. Die Bank, auf der sie Platz nahmen, war breit und gemütlich, und David stellte schnell fest, dass in diesem Restaurant alles ein wenig größer war – Teller, Gläser, Servietten, Tische, Stühle. Wally hatte das Handy am Ohr und war gerade dabei, einen Termin mit einem potenziellen Mandanten zu vereinbaren. David konnte nicht umhin, die überaus korpulenten Gäste, die sich durch Berge fetttriefender Pizza wühlten, zu beobachten. Sie taten ihm fast leid.

Adam Grand kam an ihren Tisch, setzte sich neben David und sagte: »Sie haben fünf Minuten. Mein Chef brüllt jetzt schon rura.«

Wally verlor keine Zeit. »Sie haben mir am Telefon gesagt, dass Ihre Mutter vor sechs Monaten gestorben ist, Herzanfall. Sie war Sechsunsechzig und hat zwei Jahre Krayoxx genommen. Was ist mit Ihrem Vater?«

»Er ist vor drei Jahren gestorben.«

»Mein Beileid. Zufällig Krayoxx?«

»Nein, Darmkrebs.«

»Geschwister?«

»Ein Bruder. Er lebt in Peru und will mit der ganzen Sache nichts zu tun haben.«

David und Wally machten sich eifrig Notizen. David hatte das Gefühl, jetzt etwas Wichtiges sagen zu müssen, aber ihm fiel nichts ein. Wally wollte gerade die nächste Frage stellen, als Adam einen Schlag unter die Gürtellinie platzierte. »Übrigens, ich habe gerade mit einem anderen Anwalt gesprochen.«

Wally setzte sich kerzengerade hin und riss die Augen auf. »Ach ja? Wie heißt er?«

»Er sagte, er sei Experte für Krayoxx und könne uns problemlos eine Million Dollar verschaffen. Stimmt das?«

Wally war kampfbereit. »Er lügt. Wenn er Ihnen eine Million Dollar versprochen hat, ist er ein Idiot. Was Geld angeht, können wir gar nichts versprechen. Wir können lediglich versprechen, dass Sie mit unserer Kanzlei den bestmöglichen Rechtsbeistand in dieser Stadt haben.«

»Ja, sicher, aber mir gefällt der Gedanke, dass mir ein Anwalt sagt, wie viel für mich rausspringen könnte. Verstehen Sie, was ich meine?«

»Wir können Ihnen erheblich mehr als eine Million Dollar verschaffen«, behauptete Wally kühn.

»Jetzt kommen wir der Sache schon näher. Wie lange wird es dauern?«

»Ein, zwei Jahre vielleicht.« Wally flunkerte schon wieder. Er schob eine Vertretungsvollmacht über den Tisch. »Sehen Sie sich das mal an. Ein Anwaltsvertrag zwischen unserer Kanzlei und Ihnen als gesetzlichem Vertreter des Nachlasses Ihrer Mutter.«

Adam überflog die Vollmacht. »Keine Vorauszahlung, ist das richtig?«

»Nein, nein, die Prozesskosten strecken wir vor.«

»Vierzig Prozent für Sie ist ganz schön happig.«

Wally schüttelte den Kopf. »Das ist branchenüblich. Alles Standard. Jeder Anwalt, der sich auf Sammelklagen spezialisiert hat und sein Geld wert ist, bekommt vierzig Prozent. Einige nehmen fünfzig, aber wir nicht. Fünfzig Prozent widerspricht für mich unseren Standesregeln.« Zur Bestätigung sah er David an, und David nickte und runzelte die Stirn beim Gedanken an diese dubiosen Anwälte.

»Mag sein, ja.« Adam unterschrieb.

Wally schnappte sich die Vollmacht und sagte: »Eine gute Entscheidung. Willkommen an Bord. Wir werden diesen Fall in unsere Klage aufnehmen und auf Hochtouren daran arbeiten. Noch Fragen?«

»Ja. Was soll ich dem anderen Anwalt sagen?«

»Sagen Sie ihm, dass Sie sich für die Besten entschieden haben, für Finley & Figg.«

»Sie sind in guten Händen, Adam«, bestätigte David feierlich, doch im selben Moment wurde ihm klar, dass er wie ein schlechter Werbespot klang. Wally warf ihm einen ungläubigen Blick zu.

»Ich schätze mal, das bleibt abzuwarten, nicht wahr?«, sagte Adam. »Wir werden es wissen, wenn der Scheck

kommt. Mr. Figg, Sie haben mir über eine Million Dollar versprochen, und ich nehme Sie beim Wort.«

»Sie werden es nicht bereuen.«

Adam verabschiedete sich und ging.

Wally stopfte seinen Notizblock in den Aktenkoffer.

»Das ging ja wie geschmiert.«

»Sie haben dem Typen gerade über eine Million garantiert. Halten Sie das für klug?«

»Nein. Aber wenn es sein muss, muss es eben sein. David, ich erkläre Ihnen jetzt mal, wie das funktioniert. Sie sichern sich das Mandat, holen die Leute an Bord, sorgen dafür, dass sie zufrieden sind, und wenn das Geld erst einmal auf dem Tisch liegt, vergessen sie sowieso, was man ihnen am Anfang gesagt hat. Nehmen wir an, dass Varrick von dem Schlamassel mit Krayoxx in einem Jahr die Nase voll hat und das Handtuch wirft. Nehmen wir ferner an, dass unser neuer Freund Adam weniger als eine Million bekommt, sagen wir mal, siebenhundertfünfzigtausend. Glauben Sie wirklich, dass dieser Versager auf so viel Geld verzichtet?«

»Vermutlich nicht.«

»Genau. Er wird außer sich vor Freude sein, und er wird alles vergessen haben, was wir heute zu ihm gesagt haben. So und nicht anders funktioniert es.« Wally warf einen Blick auf das Büffet und sah plötzlich sehr hungrig aus. »Haben Sie zum Abendessen schon was vor? Ich bin am Verhungern.«

David hatte nichts vor, aber er wollte auf keinen Fall hier essen. »Ja, meine Frau wartet auf mich.«

Wally sah wieder zum Büffet und den Gästen, die sich ihr Essen auf den Teller schaufelten. Er erstarrte, dann begann er zu lächeln. »Was für eine großartige Idee«, lobte er sich selbst.

»Ich verstehe nicht ...«

»Sehen Sie sich diese Leute an. Was wiegen sie wohl im Durchschnitt?«

»Ich habe keine Ahnung.«

»Ich auch nicht, aber wenn ich mit etwas über hundert Kilo leicht untersetzt wirke, wiegen diese Leute garantiert mehr als hundertachtzig Kilo.«

»Wally, ich kann Ihnen nicht folgen.«

»Fällt Ihnen nichts auf? Hier wimmelt es nur so von stark übergewichtigen Leuten, von denen vermutlich die Hälfte Krayoxx nimmt. Ich wette, wenn ich jetzt brüllen würde: ›Wer von Ihnen nimmt Krayoxx?‹, würde die Hälfte dieser armen Schweine die Hand heben.«

»Bitte tun Sie das nicht!«

»Keine Angst. Aber verstehen Sie denn nicht, was ich meine?«

»Sie wollen Visitenkarten verteilen?«

»Nein, Sie Klugscheißer. Aber es muss eine Möglichkeit geben, um herauszufinden, wer von diesen Leuten Krayoxx nimmt.«

»Sie sind doch noch gar nicht tot.«

»Das wird nicht mehr lange dauern. Wir könnten sie in die zweite Klage mit Fällen ohne Todesfolge aufnehmen.«

»Wally, ich glaube, mir entgeht da was. Erklären Sie's mir. Müssen wir nicht irgendwann einmal nachweisen, dass das Medikament tatsächlich gesundheitsschädlich ist?«

»Ja, natürlich, und das werden wir auch, später, wenn wir unsere Sachverständigen haben. Aber jetzt geht es erst einmal darum, möglichst viele Mandate zu bekommen. Da draußen herrscht Krieg, David. Wir müssen irgendwie herausfinden, wer von diesen Leuten hier infrage kommt.«

Es war kurz vor achtzehn Uhr, und das Restaurant war bis auf den letzten Platz besetzt. David und Wally saßen an dem einzigen Tisch, an dem nicht gegessen wurde. Eine vierköpfige Familie, deren beliebte Mitglieder jeweils zwei Teller Pizza in den Händen hielten, kam auf sie zu. Sie blieben vor dem Tisch stehen und warfen den beiden Anwälten drohende Blicke zu. Essen war eine ernste Angelegenheit.

Ihr nächstes Ziel war ein Zweifamilienhaus in der Nähe des Midway Airport. David parkte am Bordstein, hinter einem rostigen VW Käfer, der auf Ziegelsteinen aufgebockt war. »Luther Schmidt, letztes Jahr mit zweiundfünfzig an einem schweren Schlaganfall gestorben. Ich habe mit seiner Witwe gesprochen, sie heißt Agnes«, sagte Wally. David hörte nur mit halbem Ohr zu. Er versuchte sich einzureden, dass dies tatsächlich wirklich war: Er fuhr nach Einbruch der Dunkelheit durch die heruntergekommenen Viertel in Chicagos Southwest Side, zusammen mit seinem neuen Chef, der gerade keinen Führerschein hatte, hielt Ausschau nach Straßendieben und klopfte an die Türen ungepflegter Häuser, ohne zu wissen, was ihn dahinter erwartete, und das alles in dem Bestreben, potenzielle Mandanten zu einer Unterschrift zu drängen, bevor ihnen ein anderer Anwalt zuvorkäme. Was würden wohl seine Kommilitonen aus Harvard davon halten? Wie sehr würden sie lachen? Es war ihm egal. Jeder Job war besser als sein alter, und die meisten seiner Freunde aus Harvard waren zutiefst unglücklich in ihrem Beruf. Er dagegen fühlte sich wie befreit.

Agnes Schmidt war entweder nicht zu Hause oder wollte ihnen nicht aufmachen. Also gingen sie wieder. Während er fuhr, sagte David: »Wally, ich würde jetzt

wirklich gern nach Hause zu meiner Frau. Ich habe sie in den letzten fünf Jahren kaum gesehen. Ich muss einiges nachholen.«

»Sie ist sehr hübsch. Ich kann es Ihnen nicht verdienen.«

Eine Woche nach Einreichung der Klage hatte die Kanzlei Mandate für insgesamt acht Todesfälle, eine beachtliche Anzahl, die sie mit Sicherheit reich machen würde. Da Wally es so oft sagte, glaubten inzwischen alle, dass jeder Fall etwa eine halbe Million Dollar Nettohonorar für Finley & Figg bedeutete. Seine Berechnungen waren höchst zweifelhaft und beruhten auf Annahmen, für die in der Realität kaum eine Grundlage vorhanden war – zumindest jetzt, in der Anfangsphase des Verfahrens –, doch die drei Anwälte und Rochelle gewöhnten sich langsam daran, in dieser Größenordnung zu denken. Krayoxx machte im ganzen Land Schlagzeilen, von denen keine einzige positiv war, und dem Medikament und damit Varrick Labs schien eine düstere Zukunft bevorzustehen.

Die Kanzlei hatte hart gearbeitet, um die Fälle zu bekommen, und so war es ein Schock, als den Anwälten klar wurde, dass sie einen davon vielleicht verlieren würden. Eines Morgens kam eine überaus schlecht gelaunte Millie Marino in die Kanzlei und wollte mit Mr. Figg sprechen. Sie hatte ihn mit der Abwicklung des Nachlasses ihres Mannes beauftragt und war dann widerwillig damit einverstanden gewesen, sich der Klage gegen Varrick Labs anzuschließen. In Wallys Büro erklärte sie hinter geschlossener Tür, sie könne nicht verstehen, dass einer der beiden Anwälte der Kanzlei – Oscar – ein Testament aufgesetzt habe, mit dem ihr ein erheblicher Vermögens-

wert des Nachlasses – die Baseballkartensammlung – vorenthalten werde, und dass jetzt der andere Anwalt – Wally – die Nachlassabwicklung für ebendieses Testament übernehme. Ihrer Meinung nach sei das ein eklatanter Interessenkonflikt und noch dazu ausgesprochen schäbig. Sie verlor die Fassung und begann zu weinen.

Wally erklärte, dass Anwälte an die Schweigepflicht gebunden seien. Als Oscar das Testament aufgesetzt habe, habe er tun müssen, was Chester wollte, und da Chester die Baseballkarten bis zu seinem Tod geheim halten und an seinen Sohn Lyle vererben wollte, habe das eben so im Testament stehen müssen. Oscar habe keinerlei Informationen über Chester und dessen Testament an Dritte weitergeben dürfen.

Millie sah das nicht so. Als seine Ehefrau habe sie ein Recht darauf gehabt, über sämtliche Vermögenswerte Bescheid zu wissen, vor allem, wenn es etwas so Wertvolles sei wie die Baseballkarten. Sie habe bereits mit einem Händler gesprochen, und allein die Shoeless-Joe-Karte sei mindestens einhunderttausend Dollar wert. Die gesamte Sammlung könne durchaus einhundertfünfzigtausend Dollar bringen.

Wally waren die Baseballkarten egal, und der Nachlass kümmerte ihn einen Dreck. Die fünftausend Dollar Honorar für die Abwicklung des Nachlasses waren inzwischen nur noch Peanuts. Hier stand ein Krayoxx-Fall auf dem Spiel, und er würde alles sagen oder tun, um ihn zu behalten. »Ganz unter uns«, sagte er mit getragener Stimme, während sein Blick zur Tür ging, »ich wäre anders vorgegangen, aber Mr. Finley ist noch von der alten Garde.«

»Und was heißt das?«, fragte sie.

»Er ist ein ziemlicher Chauvinist. Der Mann ist der

Herr im Haus, der Hüter der Finanzen, der Einzige, der Entscheidungen trifft, Sie wissen schon. Wenn der Mann etwas vor seiner Frau verheimlichen will, ist das völlig in Ordnung. Ich bin da erheblich moderner.« Er schloss mit einem nervösen Lachen, das irritierend wirkte.

»Aber es ist zu spät«, wandte sie ein. »Das Testament ist schon geschrieben, und jetzt wird der Nachlass abgewickelt.«

»Das ist richtig, Millie, aber es wird alles wieder in Ordnung kommen. Ihr Mann hat die Baseballkarten seinem anderen Sohn hinterlassen – aber Ihnen hat er eine wunderschöne Klage hinterlassen.«

»Eine wunderschöne was?«

»Sie wissen schon – die Sache mit Krayoxx.«

»Oh, das. Damit bin ich auch nicht gerade glücklich. Ich habe mit einem anderen Anwalt gesprochen, und er sagt, Sie seien damit völlig überfordert und hätten noch nie mit so einem Fall zu tun gehabt.«

Wally schnappte nach Luft, dann gelang es ihm, mit kicksender Stimme zu fragen: »Warum reden Sie mit einem anderen Anwalt?«

»Weil er mich gestern Abend angerufen hat. Ich habe im Internet nach seinem Namen gesucht. Er arbeitet für eine große Kanzlei, die überall im Land Büros hat und nichts anderes tut, als Pharmaunternehmen zu verklagen. Ich überlege, ob ich mich von ihm vertreten lassen soll.«

»Tun Sie das nicht, Millie. Solche Anwälte sind bekannt dafür, dass sie unzählige Fälle übernehmen und ihre Mandanten abzocken. Sie werden nie wieder mit ihm reden, nur mit einem jungen Assistenten in irgendeinem Hinterzimmer. Das ist alles ein großer Schwindel, ich schwöre es Ihnen. Mich bekommen Sie jederzeit ans Telefon.«

»Ich will weder am Telefon noch persönlich mit Ihnen sprechen.« Sie stand auf und griff nach ihrer Handtasche.

»Millie, bitte.«

»Ich werde darüber nachdenken, aber ich sage Ihnen gleich, dass ich alles andere als zufrieden bin.«

Zehn Minuten später rief Iris Klopeck an und wollte ihren Anteil am Vergleich im Krayoxx-Verfahren mit fünftausend Dollar beleihen. Wally saß am Schreibtisch, hatte den Kopf in die Hände gestützt und fragte sich, was jetzt noch kommen konnte.

Wallys Klage wurde dem Ehrenwerten Richter Harry Seawright zugewiesen, der noch von Ronald Reagan ernannt worden war und nun schon seit fast dreißig Jahren auf der Richterbank des Bundesgerichts saß. Mit einundachtzig stand er kurz vor dem Ruhestand und war nicht gerade erfreut über eine Klage, die ihn bis zu ihrem Abschluss unter Umständen mehrere Jahre in Anspruch nehmen würde und seinen Terminkalender zum Platzen bringen konnte. Aber er war auch neugierig. Sein Lieblingsneffe hatte Krayoxx mehrere Jahre lang genommen, mit großem Erfolg und ohne jede Nebenwirkung. Richter Seawright hatte natürlich noch nie etwas von der Kanzlei Finley & Figg gehört. Er wies seinen Referendar an, Informationen über die Kanzlei zu beschaffen. Der Referendar schrieb ihm folgende E-Mail: »Feld-Wald-und-Wiesen-Kanzlei mit zwei Partnern in Preston, Southwest Side, macht Werbung für Blitzscheidungen, bearbeitet werden Alkohol-/Drogenmissbrauch am Steuer, die üblichen Strafsachen, häusliche Gewalt, Personenschäden etc., keine Belege für Klagen an einem Bundesgericht in den letzten zehn Jahren, keine Belege für Geschworenenprozesse an einem einzelstaatlichen Gericht in den letz-

ten zwanzig Jahren, keine Aktivitäten in der Anwaltskammer. Gelegentlich stehen sie doch mal vor Gericht – Figg wurde in den letzten zwölf Jahren zwei oder dreimal wegen Alkohol am Steuer verurteilt, die Kanzlei wurde einmal wegen sexueller Belästigung verklagt, außegerichtlich beigelegt.«

Seawright konnte es nicht glauben. In seiner Antwort auf die E-Mail schrieb er: »Diese Anwälte haben keinerlei Prozessenerfahrung und verklagen das drittgrößte Pharmaunternehmen der Welt auf einhundert Millionen Dollar?«

Die Antwort des Referendars: »Richtig.«

Richter Seawright: »Verrückt! Was steckt dahinter?«

Der Referendar: »Der Ansturm auf Krayox. Der Cholesterinsenker ist das neueste Problemmedikament, und die auf Sammelklagen spezialisierten Kanzleien sind in heller Aufregung. Finley & Figg hofft vermutlich, es im Windschatten einer anderen Kanzlei bis zu einem Vergleich zu schaffen.«

Richter Seawright: »Suchen Sie nach weiteren Informationen.«

Einige Zeit später schickte der Referendar erneut eine E-Mail: »Die Klage wurde von Finley & Figg unterschrieben, aber auch von einem dritten Anwalt – David E. Zinc, der bis vor Kurzem bei Rogan Rothberg angestellt war. Ich habe einen Freund angerufen, der dort arbeitet. Er sagt, Zinc sei vor zehn Tagen durchgedreht, habe bei RR gekündigt und sei dann irgendwie bei FF gelandet. Keine Prozessenerfahrung, schätze mal, er ist an der richtigen Adresse gelandet.«

Richter Seawright: »Wir sollten diesen Fall genau im Auge behalten.«

Der Referendar: »Wie immer.«

Der Hauptsitz von Varrick Labs war in einem außergewöhnlichen Gebäudeensemble aus Glas und Stahl untergebracht, der in einem Wald in der Nähe von Montville, New Jersey, lag. Der Komplex war von einem ehemals bekannten Architekten entworfen worden, der sich irgendwann davon distanziert hatte. Er wurde gelegentlich als gewagt und futuristisch gelobt, viel öfter jedoch mit Worten wie düster, scheußlich, bunkerähnlich, Sowjet-Stil und ähnlich unfreundlichen Bezeichnungen verunglimpft. In vielerlei Hinsicht ähnelte er einer Festung, umgeben von Bäumen, weit entfernt von Autoverkehr und Menschenmassen und gut geschützt. Da Varrick so oft verklagt wurde, passte die Architektur irgendwie. Das Unternehmen duckte sich im Schutz der Wälder und machte sich auf den nächsten Angriff gefasst.

Der CEO des Unternehmens war Reuben Massey, der schon seit vielen Jahren an der Spitze von Varrick stand und die Firma durch turbulente Zeiten geführt hatte, stets mit beeindruckenden Gewinnen. Varrick wurde andauernd mit Sammelklagen überzogen, und während andere Pharmaunternehmen unter den Klagewellen schrumpften oder pleitegingen, schaffte es Massey, die Aktionäre bei Laune zu halten. Er wusste, wann er kämpfen musste, wann er einen Vergleich schließen musste, wie man einen vorteilhaften Vergleich aushandelte und wie man die Gier der Anwälte ausnutzte, um dem Unternehmen sehr viel Geld zu sparen. Unter seiner Führung hatte Varrick einige Vergleiche überlebt: erstens vierhundert Millionen Dollar für eine Gebisshaftcreme, die Zinkvergiftungen verursachte, zweitens vierhundertfünfzig Millionen Dollar für einen Stuhlweichmacher, der die gegenteilige Wirkung hatte und zu Verstopfungen führte, drittens siebenhundert Millionen Dollar für einen Blutverdünner, der man-

che Leber schädigte, viertens 1,2 Milliarden Dollar für ein Migränemittel, das angeblich Bluthochdruck verursachte, fünftens 2,2 Milliarden Dollar für ein Medikament gegen Bluthochdruck, das angeblich Migräneanfälle verursachte, sechstens 2,3 Milliarden Dollar für ein Schmerzmittel, das zu sofortiger Abhängigkeit führte, und siebtens 3 Milliarden Dollar – die höchste Summe – für einen Appetitzügler, der blind machte.

Es war eine lange, traurige Liste, und in den Augen der Öffentlichkeit hatte Varrick Labs teuer bezahlen müssen. Doch Reuben Massey erinnerte seine Mitarbeiter stets an die unzähligen innovativen und wirksamen Medikamente, die sie entwickelt hatten und weltweit verkauften. Worüber er nicht sprach – jedenfalls nicht außerhalb der Vorstandsetage –, war die Tatsache, dass Varrick mit jedem Medikament, das die Klägeranwälte ins Visier genommen hatten, Gewinn gemacht hatte. Bis jetzt hatte das Unternehmen noch jede Schlacht gewonnen, aber bei Krayoxx würde es vielleicht anders sein. Inzwischen gab es vier Klagen – die erste war in Fort Lauderdale eingereicht worden, die zweite in Chicago, dazu kamen zwei neue Klagen in Texas und Brooklyn. Massey beobachtete genau, was die auf Sammelklagen spezialisierten Kanzleien anstellten. Er traf sich jeden Tag mit seinen Firmenanwälten, informierte sich über die Klagen, las juristische Fachzeitschriften, Rundschreiben und Blogs und redete mit den Anwälten anderer großer Unternehmen. Eines der aufschlussreichsten Signale für einen nahenden Krieg waren Fernsehspots. Wenn Anwälte anfangen, sämtliche Kanäle mit billig gemachten Filmchen zu verstopfen, in denen sie den Zuschauern schnellen Reichtum versprechen, wusste Massey, dass Varrick die nächste teure Auseinandersetzung bevorstand.

Überall wurden Anzeigen geschaltet, in denen nach Opfern von Krayoxx gesucht wurde. Der Ansturm hatte begonnen.

Bei einigen von Varricks unter Beschuss geratenen Produkten hatte Massey sich Sorgen gemacht. Die Migränepille war ein Reifall gewesen, und er hätte sich immer noch dafür ohrfeigen können, dass er sie durch die klinischen Studien und die Zulassungsverfahren gepeitscht hatte. Der Blutverdünner hätte ihn fast den Job gekostet. Doch bei Krayoxx hatte er nie Zweifel gehabt, und er würde auch keine bekommen. Varrick hatte vier Milliarden Dollar in die Entwicklung des Medikaments gesteckt. Es war in umfangreichen klinischen Studien in der Dritten Welt getestet worden; die Ergebnisse waren beeindruckend gewesen. Die Forschung zu Krayoxx war gründlich und ohne jeden Fehler, der Entwicklungsprozess muster­gültig verlaufen. Krayoxx verursachte nicht mehr Schlag­anfälle und Herzinfarkte als Vitamintabletten, und Varrick verfügte über jede Menge Studien, um das zu beweisen.

Die täglich stattfindende Besprechung mit den Firmen­anwälten begann um Punkt 9.30 Uhr in der Vorstandsetage im vierten Stock eines Gebäudes, das wie ein Weizensilo in Kansas aussah. Reuben Massey legte äußersten Wert auf Pünktlichkeit, und seine acht Syndikusse saßen um 9.15 Uhr auf ihren Stühlen. Leiter der Rechtsabteilung war Nicholas Walker, ehemaliger Staatsanwalt, ehemaliger Wall-Street-Prozessanwalt und der Kopf hinter sämtlichen Verteidigungsstrategien, mit denen sich Varrick zu schützen versuchte. Wenn die Klagen wie Streubomben vom Himmel fielen, saßen Walker und Reuben Massey stundenlang zusammen, analysierten die Situa-

tion, planten ihre Reaktion und holten – falls notwendig – zum Gegenschlag aus.

Massey betrat den Raum um 9.25 Uhr, nahm sich eine Tagesordnung und sagte: »Was gibt es Neues?«

»Krayoxx oder Faladin?«, fragte Walker.

»Faladin hätte ich fast vergessen. Wir bleiben erst mal bei Krayoxx.« Faladin war eine Antifaltencreme, die angeblich Falten verursachte; jedenfalls behaupteten das ein paar großmäulige Anwälte von der Westküste. Das Verfahren stand noch ganz am Anfang, vor allem, weil die Anwälte Schwierigkeiten hatten, Falten vor und nach Anwendung der Creme zu vermessen.

Nicholas Walker sagte: »Die Schleusentore sind offen. Der Schneeball rollt den Berg hinunter. Die Metapher können Sie sich aussuchen. Die Hölle ist ausgebrochen. Ich habe gestern mit Alisandros von Zell & Potter gesprochen, und sie werden mit neuen Fällen geradezu überflutet. Er hat vor, Fälle aus mehreren Bezirken zu einem einheitlichen Verfahren in Florida zusammenzulegen, damit er das Ganze besser steuern kann.«

»Alisandros. Warum sind es immer dieselben Diebe, die uns ausnehmen wollen?«, fragte Massey. »Haben wir ihnen in den letzten zwanzig Jahren nicht schon genug gezahlt?«

»Anscheinend nicht. Er hat gerade seinen eigenen Golfplatz gebaut, nur für die Anwälte von Zell & Potter und einen erlauchten Freundeskreis. Er hat mich zu einem Spiel eingeladen. Achtzehn Löcher.«

»Fliegen Sie hin, Nick. Wir müssen wissen, ob unser Geld von diesen Halsabschneidern klug investiert wird.«

»In Ordnung. Gestern Nachmittag habe ich einen Anruf von Amanda Petrocelli aus Reno erhalten. Sie hat anscheinend ein paar Todesfälle für eine Sammelklage an

Land ziehen können und will heute oder morgen Klage einreichen. Ich habe ihr gesagt, dass uns der Zeitpunkt eigentlich egal ist. Diese und nächste Woche dürften noch mehr Klagen erhoben werden.«

»Krayoxx verursacht keine Schlaganfälle und Herzinfarkte«, sagte Massey. »Ich glaube an dieses Medikament.«

Die acht Anwälte nickten zustimmend. Reuben Massey war kein Mann, der solche Behauptungen leichtfertig aufstellte. An Faladin hatte er Zweifel, und über kurz oder lang würde sich Varrick auf einen Vergleich einlassen und ein paar Millionen zahlen, lange bevor es zu einer Verhandlung käme.

Die Nummer zwei seiner Rechtsabteilung war eine Frau namens Judy Beck, eine weitere erfahrene Mitstreiterin im Kampf gegen Sammelklagen. Sie sagte: »Wir sind alle der gleichen Meinung. Unsere Studien sind besser als die der Anwälte, falls sie denn überhaupt welche haben. Unsere Sachverständigen sind besser. Unsere Beweise sind besser. Unsere Anwälte werden besser sein. Vielleicht ist es Zeit für einen Gegenschlag. Vielleicht sollten wir dem Feind alles entgegensetzen, was wir haben.«

»Genau das denke ich auch«, sagte Massey. »Gibt es schon eine Strategie?«

Nicholas Walker meldete sich zu Wort. »Wir sind dabei, eine zu entwickeln, doch fürs Erste läuft alles wie gehabt. Wir geben die üblichen Kommentare ab und warten erst einmal ab, wer wo und wie klagt. Wir sehen uns die Klagen an, die Richter, die Zuständigkeit und suchen uns den richtigen Ort aus. Wenn alles stimmt – der richtige Kläger, die richtige Stadt, der richtige Richter –, heuern wir den besten Prozessanwalt der Stadt an und machen Druck, bis es zur Verhandlung kommt.«

»Das ist schon mal nach hinten losgegangen«, sagte

Massey. »Vergessen Sie Klyvale nicht. Das hat uns zwei Milliarden gekostet.« Die Wunderpille gegen Bluthochdruck hatte Großes versprochen, bis die Anwender fürchterliche Migräneanfälle bekamen. Massey und die Anwälte glaubten an das Medikament und gingen das Risiko eines Geschworenenprozesses ein, weil sie dachten, dass sie ihn mit Sicherheit gewinnen würden. Ein überwältigender Sieg sollte dem Enthusiasmus der Klägeranwälte einen Dämpfer verpassen und Varrick viel Geld sparen. Die Geschworenen waren allerdings anderer Meinung und sprachen dem Kläger zwanzig Millionen Dollar zu.

»Wir haben es hier nicht mit Klyvale zu tun«, sagte Walker. »Krayox ist viel besser, und die Klagen sind viel schwächer.«

»Der Meinung bin ich auch«, sagte Massey. »Ihr Plan gefällt mir.«

Mindestens zweimal im Jahr, falls möglich aber öfter, fuhren der Ehrenwerte Richter Anderson Zinc und seine Frau Caroline von St. Paul nach Chicago, um ihren einzigen Sohn und dessen Frau Helen zu besuchen. Anderson Zinc war Vorsitzender Richter am Obersten Gerichtshof von Minnesota, und das bereits seit vierzehn Jahren. Caroline Zinc unterrichtete Kunst und Fotografie an einer Privatschule in St. Paul. Ihre beiden jüngeren Töchter waren noch auf dem College.

Richter Zincs Vater, Davids Großvater, war eine Legende namens Woodrow Zinc, der noch mit zweiundachtzig Jahren seiner Kanzlei mit zweihundert Anwälten vorstand, die er fünfzig Jahre zuvor in Kansas City gegründet hatte. Die Zincs waren tief in dieser Stadt verwurzelt, was für Anderson Zinc und dessen Sohn jedoch nicht als Grund genügte, für den alten Woodrow zu arbeiten. Sie wollten nichts mit der Kanzlei zu tun haben und flüchteten praktisch aus Kansas City, was zu einem tiefen Zerwürfnis mit Woodrow Zinc geführt hatte. Das Verhältnis zu ihm hatte sich gerade erst wieder gebessert.

Jetzt drohte ein neues Zerwürfnis. Richter Zinc verstand nicht, warum David so plötzlich bei Rogan Rothberg gekündigt hatte, und wollte der Sache auf den Grund gehen. Er und Caroline kamen am Samstagnachmittag an, gerade noch rechtzeitig für ein spätes Mittagessen, und waren angenehm überrascht, ihren Sohn zu Hause

anzutreffen. Normalerweise war er um diese Zeit im Büro. Bei einem Besuch im vorigen Jahr hatten sie ihn kein einziges Mal zu Gesicht bekommen. Er war an einem Samstag um Mitternacht nach Hause gekommen und fünf Stunden später wieder ins Büro gefahren.

Heute jedoch stand er auf einer Leiter und machte die Regenrinnen sauber. Er sprang hinunter und lief zu ihnen. »Mom, du siehst großartig aus«, sagte er, während er sie hochhob und sich mit ihr im Kreis drehte.

»Lass mich runter«, sagte sie.

Seinem Vater schüttelte David die Hand, aber eine Umarmung gab es nicht. Die Männer der Familie Zinc umarmten einander nicht. Helen kam und begrüßte ihre Schwiegereltern. Sie und David grinsten wie Honigkuchenpferde. »Es gibt Neuigkeiten«, sagte er schließlich.

»Ich bin schwanger!«, platzte Helen heraus.

»Ihr werdet Großeltern auf eure alten Tage.«

Anderson und Caroline Zinc nahmen die Nachricht gefasst auf. Schließlich waren sie Ende fünfzig, und viele ihrer Freunde waren bereits Großeltern. Helen war dreiunddreißig, zwei Jahre älter als David, und da wurde es ja langsam Zeit, oder? Sie erholten sich schnell von ihrem Schock, gratulierten und wollten Details haben. Helen quasselte munter drauflos, während David das Gepäck auslud und alle ins Haus gingen.

Beim Essen ging es noch eine Weile um das Baby, dann kam Richter Zinc zur Sache. »David, erzähl mir was über deine neue Kanzlei.« David wusste natürlich, dass sein Vater nach Informationen gegraben und das wenige gefunden hatte, was es über Finley & Figg zu finden gab.

»Oh, Andy, jetzt fang doch nicht damit an«, sagte Caroline, als wäre »damit« ein heikles Thema, das es unbedingt zu meiden galt. Caroline war sich mit ihrem Mann

einig und glaubte ebenfalls, dass David einen Riesenfehler machte, doch die Nachricht von Helens Schwangerschaft änderte alles, jedenfalls für die zukünftige Großmutter.

»Ich hab dir doch schon am Telefon von der Kanzlei erzählt«, beeilte sich David zu sagen, der diese Diskussion so schnell wie möglich hinter sich bringen wollte. Wenn es sein musste, würde er seine Entscheidung verteidigen und einen Streit riskieren. Sein Vater hatte sich für eine Karriere entschieden, die nicht das war, was der alte Woodrow für ihn geplant hatte. Jetzt hatte David das Gleiche getan.

»Es ist eine kleine Allgemeinkanzlei mit zwei Partnern. Fünzig Stunden die Woche, was mir Zeit genug gelassen hat, mit meiner Frau an einem Baby zu arbeiten und für den Erhalt des Familiennamens zu sorgen. Ihr solltet stolz auf mich sein.«

»Ich freue mich, dass Helen schwanger ist, aber ich bin mir nicht so sicher, ob ich deine Entscheidung verstehe. Rogan Rothberg ist eine der renommiertesten Kanzleien der Welt. Diese Kanzlei hat Richter, Rechtswissenschaftler, Diplomaten und hochrangige Politiker und Wirtschaftsführer hervorgebracht. Wie kannst du da einfach weggehen?«

»Ich bin nicht gegangen, Dad, ich bin gerannt. Und ich werde nicht zurückkehren. Ich habe keine schönen Erinnerungen an Rogan Rothberg, und von den Leuten dort halte ich sehr wenig.«

Sie aßen weiter, während sie sich unterhielten. Es war alles sehr herzlich und freundlich. Der Richter hatte seiner Frau versprochen, dass er keinen Streit vom Zaun brechen würde. David hatte Helen versprochen, dass er sich auf keinen Streit einlassen würde.

»Dann gibt es in der neuen Kanzlei also zwei Partner?«, fragte der Richter.

»Zwei Partner, und mit mir sind es jetzt drei Anwälte. Plus Rochelle, Sekretärin, Empfangsdame, Büroleiterin und noch einiges mehr.«

»Hilfskräfte? Sachbearbeiter, Assistenten, Praktikanten?«

»Das übernimmt alles Rochelle. Die Kanzlei ist klein, und Korrespondenz und Recherche machen wir zum größten Teil selbst.«

»Er ist tatsächlich zum Abendessen zu Hause«, fügte Helen hinzu. »Ich habe ihn noch nie so glücklich gesehen.«

»Ihr seht richtig gut aus«, sagte Caroline. »Beide.«

So viel demonstrative Einigkeit war der Richter nicht gewohnt. »Die beiden Partner, sind das Prozessanwälte?«

»Sie behaupten es, aber ich habe so meine Zweifel. Im Grunde genommen sind es zwei Anwälte, die hinter Rettungswagen herrennen, eine Menge Werbung machen und ihr Geld mit Autounfällen verdienen.«

»Und warum hast du dir ausgerechnet diese Kanzlei ausgesucht?«

David sah Helen an, die zu lächeln begann und seinem Blick auswich. »Das, Dad, ist eine lange Geschichte, mit der ich dich nicht langweilen möchte.«

»Ich finde sie alles andere als langweilig.« Helen musste sich beherrschen, um nicht laut loszuprusten.

»Was verdienst du?«, fragte der Richter.

»Ich bin seit drei Wochen dort. Die Bücher haben sie mir noch nicht gezeigt, aber reich werden sie mit der Kanzlei sicher nicht. Du willst wissen, was ich verdiene? Gleiche Antwort. Ich weiß es nicht. Ich bekomme einen Anteil an den Honoraren der von mir beschafften Manda-

te, und ich habe keine Ahnung, wer morgen zur Tür rein-
kommen wird.«

»Und in so einer Situation gründest du eine Familie?«

»Ja, und ich werde rechtzeitig zum Abendessen mit meiner Familie zu Hause sein. Und zum T-Ball und zu den Wölflingen und den Schulaufführungen und all den anderen wunderbaren Dingen, die Eltern mit ihren Kindern tun sollten.«

»Ich war da, David, ich habe nur sehr wenig verpasst.«

»Ja, du warst da, aber du hast auch nie für einen Ausbeuter wie Rogan Rothberg gearbeitet.«

Während alle tief Luft holten, entstand eine Pause. Schließlich sagte David: »Wir haben eine Menge gespart. Keine Angst, das schaffen wir schon.«

»Ich bin sicher, dass ihr das schaffen werdet«, sagte seine Mutter, die damit endgültig die Seiten wechselte und sich gegen ihren Mann stellte.

»Mit dem Kinderzimmer habe ich noch nicht angefangen«, sagte Helen zu Caroline. »Wenn du Lust hast, können wir zu einem schönen Geschäft hier in der Nähe gehen und uns Tapeten ansehen.«

»Großartig!«

Der Richter tupfte sich mit seiner Serviette die Mundwinkel ab. »Trainingslager für Junganwälte sind heutzutage Routine, David. Du stehst das durch, wirst Partner, und dann ist das Leben wieder schön.«

»Ich habe mich nicht zu den Marines gemeldet, Dad, und in einer Großkanzlei wie Rogan ist das Leben nie schön, weil die Partner nie genug Geld verdienen. Ich kenne die Partner. Ich habe für sie gearbeitet. Fast immer sind das großartige Anwälte und zutiefst unglückliche Menschen. Ich habe gekündigt. Ich werde nicht zurückgehen. Ende der Diskussion.« Es war das erste Aufblitzen

eines Wutausbruchs während des Essens, und David war enttäuscht von sich. Er trank einen Schluck Mineralwasser und steckte sich eine Gabel Geflügelsalat in den Mund.

Sein Vater lächelte, führte ebenfalls einen Bissen Essen zum Mund und kaute lange darauf herum. Helen fragte nach Davids Schwestern, und Caroline griff mit beiden Händen zu, als sich die Gelegenheit für einen Themawechsel bot.

Beim Dessert erkundigte sich sein Vater freundlich: »Und was für Fälle bearbeitest du so?«

»Oh, ich habe eine Menge guter Mandate. Diese Woche habe ich ein Testament aufgesetzt, für eine Frau, die ihr Vermögen vor ihren Kindern verstecken will. Sie vermuten, dass sie von ihrem dritten Mann Geld geerbt hat, was auch stimmt, aber sie können es nicht finden. Sie will alles ihrem FedEx-Paketboten hinterlassen. Außerdem vertrete ich ein schwules Paar, das versucht, ein Kind aus Korea zu adoptieren. Ich habe zwei Abschiebungsfälle, bei denen es um illegale Mexikaner geht, die als Mitglieder eines Drogenrings festgenommen wurden. Ich vertrete die Familie einer Vierzehnjährigen, die seit zwei Jahren crack-süchtig ist und keinen Therapieplatz in einer geschlossenen Anstalt findet. Und zwei Mandanten, die betrunken Auto gefahren sind.«

»Klingt wie eine Menge Gesindel«, bemerkte der Richter.

»Nein, genau genommen sind das echte Menschen mit echten Problemen, die Hilfe brauchen. Das ist das Schöne an einer Allgemeinkanzlei – man trifft seine Mandanten persönlich, man lernt sie kennen, und wenn alles gut geht, kann man ihnen helfen.«

»Wenn du dabei nicht verhungerst.«

»Ich werde nicht verhungern, Dad, das verspreche ich

dir. Außerdem landen die beiden Partner auch hin und wieder mal einen Volltreffer.«

»Ich weiß, ich weiß. Solche Volltreffer habe ich gesehen, als ich noch als Anwalt gearbeitet habe, und jetzt sehe ich sie in der Berufung wieder. Letzte Woche haben wir ein Urteil bestätigt, bei dem die Geschworenen dem Kläger Schadenersatz in Höhe von neun Millionen Dollar zugesprochen haben, ein furchtbarer Fall, bei dem es um einen hirngeschädigten Jungen ging, der durch sein Spielzeug mit Blei vergiftet wurde. Der Anwalt war Einzelkämpfer und hatte die Mutter bei einer Verurteilung wegen Alkohol am Steuer vertreten. Er hat den Fall bekommen, für das Verfahren einen bekannten Prozessanwalt hinzugezogen, und jetzt teilen sie sich vierzig Prozent von neun Millionen Dollar.«

Die Zahlen hingen noch eine Weile über dem Tisch. »Möchte jemand Kaffee?«, fragte Helen. Da alle ablehnten, gingen sie ins Wohnzimmer hinüber. Nach einer Weile ließen Helen und Caroline die beiden allein, um sich das Gästezimmer anzusehen, das zum Kinderzimmer werden sollte.

Als die Frauen außer Hörweite waren, ging der Richter zu seinem letzten Angriff über. »Einer meiner Referendare hat zufällig einen Artikel über das Krayoxx-Verfahren gefunden. Er hat dein Foto im Internet gesehen, das aus der *Tribune*, mit Mr. Figg zusammen. Ist das ein ehrlicher Mann?«

»Eigentlich nicht«, gab David zu.

»Er sieht auch nicht so aus.«

»Sagen wir einfach, dass Wally etwas kompliziert ist.«

»Ich bin nicht sicher, ob es deine Karriere voranbringt, wenn du bei dieser Kanzlei bleibst.«

»Da könntest du recht haben, aber fürs Erste macht es

mir eine Menge Spaß. Ich freue mich darauf, ins Büro zu kommen. Ich mag meine Mandanten, auch wenn ich noch nicht viele habe, und ich bin ungeheuer erleichtert, endlich aus dem Hamsterrad von Rogan Rothberg raus zu sein. Wenn es schiefgeht, werde ich es mit etwas anderem versuchen.«

»Wie bist du eigentlich in das Krayoxx-Verfahren hineingeraten?«

»Wir haben einige Mandate übernommen.« David lächelte, als er daran dachte, wie sein Vater reagieren würde, wenn er die Wahrheit über die Mandantensuche wüsste. Wally und seine .44er-Magnum. Wally, der Bargeld als Vermittlungsprovision für Namen bot. Wally, der seine Runde in den Bestattungsinstituten machte. Es gab einiges, was der Richter nie erfahren durfte.

»Hast du dich über Krayoxx informiert?«

»Ich bin gerade dabei«, erwiderte David. »Und du?«

»Ja, ich habe mich informiert. Die Fernsehspots laufen auch in Minnesota. Das Medikament ist in allen Schlagzeilen. Für mich sieht das wie eine von diesen betrügerischen Sammelklagen aus. Der Hersteller des Medikaments wird so lange mit Klagen überzogen, bis er kurz vor dem Bankrott steht, dann wird ein Vergleich mit riesigen Entschädigungssummen ausgehandelt, der die Anwälte noch reicher macht und es dem Hersteller erlaubt, im Geschäft zu bleiben. Die Frage der Haftung geht bei dem ganzen Hin und Her allerdings verloren, ganz zu schweigen von den Interessen der Mandanten.«

»Das ist eine recht gute Zusammenfassung«, musste David zugeben.

»Dann bist du von dem Fall also nicht restlos überzeugt?«

»Noch nicht. Ich habe mich jetzt durch über tausend

Seiten gearbeitet und suche immer noch nach dem schlagenden Beweis, nach der Studie, die beweist, dass das Medikament gesundheitsschädlich ist. Ich bin mir nicht sicher, ob es tatsächlich so ist.«

»Warum hast du die Klage dann unterschrieben?«

David holte tief Luft und überlegte kurz. »Wally hat mich darum gebeten, und da ich neu in der Kanzlei bin, fühlte ich mich verpflichtet mitzumachen. Dad, es gibt einige sehr bekannte Anwälte, die die gleiche Klage auch in anderen Bundesstaaten eingereicht haben und glauben, dass das Medikament gesundheitsschädlich ist. Wally wirkt nicht gerade vertrauenerweckend, andere Anwälte dagegen schon.«

»Dann werdet ihr euch also an eine andere Kanzlei dranhängen?«

»Wir hängen uns dran und halten uns gut fest.«

»Pass auf, dass dir nichts passiert.«

Die Frauen waren wieder da und wollten sofort einkaufen gehen. David sprang auf und heuchelte ein plötzliches Interesse an Tapeten. Der Richter kam widerwillig mit.

David war schon fast eingeschlafen, als Helen sich zu ihm drehte und fragte: »Bist du wach?«

»Jetzt schon. Warum?«

»Deine Eltern sind wirklich etwas seltsam.«

»Ja, und es ist Zeit, dass sie wieder nach Hause fahren.«

»Der Fall, den dein Vater erwähnt hat, der mit dem kleinen Jungen und der Bleivergiftung ...«

»Helen, es ist fünf Minuten nach Mitternacht.«

»Das Blei kam von einem Spielzeug, und es hat einen Hirnschaden verursacht, stimmt's?«

»Soweit ich mich erinnern kann, ja. Was willst du mir sagen, Liebes?«

»In einem meiner Seminare ist eine Frau, Toni, und letzte Woche haben wir in der Cafeteria schnell ein Sandwich zusammen gegessen. Sie ist ein paar Jahre älter als ich, ihre Kinder sind auf der Highschool, und ihre Haushälterin kommt aus Myanmar.«

»Sehr interessant. Können wir jetzt schlafen?«

»Jetzt hör mir doch mal zu. Die Haushälterin hat einen Enkel, einen kleinen Jungen, der gerade mit einem Hirnschaden im Krankenhaus ist. Er liegt im Koma, muss künstlich beatmet werden, es sieht nicht gut aus. Die Ärzte vermuten, dass es eine Bleivergiftung ist, und sie haben der Haushälterin aufgetragen, alles nach Blei abzusuchen. Eine mögliche Quelle könnte das Spielzeug des Jungen sein.«

David setzte sich auf und schaltete die Nachttischlampe an.

Rochelle saß gerade an ihrem Schreibtisch und suchte im Internet nach Informationen darüber, ob es in einem Geschäft in der Nähe der Kanzlei tatsächlich Sonderangebote für Bettwäsche gab, als der Anruf kam. Ein Jerry Alisandros aus Fort Lauderdale wollte mit Wally Figg sprechen. Wally war in seinem Büro; sie stellte den Anruf durch und widmete sich wieder der Internetrecherche.

Kurze Zeit später kam Wally mit ausgesprochen zufriedener Miene herausstolzert. »Ms. Gibson, könnten Sie mir bitte einen Flug nach Las Vegas raussuchen, für dieses Wochenende, Abflug Freitag um die Mittagszeit?«

»Ich glaube schon. Wer fliegt denn nach Las Vegas?«

»Hat denn sonst noch jemand gesagt, dass er nach Vegas will? *Ich* fliege. Dieses Wochenende findet im MGM Grand ein inoffizielles Treffen der Krayoxx-Anwälte statt. Das eben war Jerry Alisandros, der Anwalt, der vielleicht die meisten Sammelklagen in diesem Land eingereicht hat. Sagt, ich müsse unbedingt dabei sein. Ist Oscar da?«

»Ja. Ich glaube, er ist wach.«

Wally klopfte an die Tür, während er sie öffnete, und knallte sie hinter sich zu. »Komm ruhig rein«, sagte Oscar und riss sich von den Unterlagen los, mit denen sein Schreibtisch bedeckt war.

Wally ließ sich in einen großen Ledersessel fallen. »Ich habe gerade einen Anruf von Zell & Potter aus Fort Lauderdale bekommen. Sie wollen, dass ich am Wochenende

nach Vegas fliege, zu einem Strategietreffen für Krayoxx, ganz inoffiziell. Sämtliche großen Kanzleien werden dort sein, um den Angriff zu planen. Es ist äußerst wichtig. Sie werden darüber diskutieren, ob Fälle aus mehreren Bezirken zu einem einheitlichen Verfahren zusammengelegt werden, welcher Klage Priorität eingeräumt wird und, am wichtigsten, wie ein Vergleich aussehen könnte. Jerry glaubt, dass Varrick diese Sache schnell zu Ende bringen will.« Wally rieb sich die Hände, während er redete.

»Jerry?«

»Alisandros, der legendäre Sammelklagenspezialist. Allein mit Fen-Phen hat seine Kanzlei eine Milliarde Dollar verdient.«

»Du willst also nach Las Vegas?«

Wally zuckte mit den Achseln, als könnte er das Ganze auch sein lassen. »Eigentlich ist es mir ja egal, aber es ist unbedingt notwendig, dass jemand aus unserer Kanzlei dabei ist. Vielleicht reden sie ja schon über den Vergleich, über das ganz große Geld, Oscar. Es könnte schneller gehen, als wir uns das vorgestellt haben.«

»Und du willst, dass die Kanzlei die Reise nach Vegas bezahlt?«

»Aber ja. Das sind ganz normale Spesen.«

Oscar sah einen Stapel Papier durch und fand, wonach er gesucht hatte. Er zog ein Blatt Papier heraus und wedelte seinem Juniorpartner damit vor dem Gesicht herum. »Hast du Davids Memo gesehen? Es kam gestern Abend. Das, in dem er die voraussichtlichen Kosten für das Krayoxx-Verfahren auflistet.«

»Nein. Ich habe nicht gewusst, dass er ...«

»Der Junge ist sehr intelligent, Wally. Er macht die Hausaufgaben, die *du* machen müsstest. Du musst dir das ansehen, es hat mir nämlich einen Riesenschreck einge-

jagt. Wir brauchen mindestens drei Sachverständige, und zwar jetzt gleich, nicht erst nächste Woche. Genau genommen hätten wir sie schon haben sollen, bevor wir die Klage eingereicht haben. Der erste Sachverständige muss ein Kardiologe sein, der die Todesursache jedes unserer Mandanten erklären kann. Kosten schätzungsweise zwanzigtausend Dollar, und das nur für eine erste Einschätzung und die erste Aussage. Wenn der Kardiologe in der Verhandlung aussagt, sind noch mal zwanzigtausend Dollar fällig.«

»Es wird keine Verhandlung geben.«

»Das sagst du jetzt schon die ganze Zeit. Nummer zwei muss ein Pharmakologe sein, der den Geschworenen genau erklären kann, wie das Medikament unsere Mandanten getötet hat. Was hat es mit ihrem Herz angestellt? Der Kerl ist sogar noch teurer – fünfundzwanzigtausend und die gleiche Summe noch mal, wenn er in der Verhandlung aussagt.«

»Hört sich teuer an.«

»Alles hört sich teuer an. Nummer drei muss ein Wissenschaftler sein, der den Geschworenen die Ergebnisse seiner Studie vorstellt, die aufgrund überzeugender Beweise darlegt, dass es aus statistischen Gründen erheblich wahrscheinlicher ist, während der Einnahme von Krayoxx einen Herzschaden zu erleiden als bei der Einnahme eines anderen Cholesterinsenkers.«

»Da weiß ich schon jemanden.«

»McFadden?«

»Genau.«

»Großartig. Er hat den Bericht geschrieben, der diese Klagewelle ausgelöst hat, und jetzt ziert er sich ein bisschen, in das Verfahren hineingezogen zu werden. Aber wenn eine Kanzlei einen Vorschuss von fünfzigtausend

Dollar lockermacht, ist er eventuell gewillt, sie zu unterstützen.«

»Das ist eine Unverschämtheit.«

»Es ist alles eine Unverschämtheit. Wally, sieh dir Davids Memo an. Er fasst auch die Reaktionen auf McFadden und seine Arbeit zusammen. Es gibt ein paar ernsthafte Zweifel daran, ob dieses Medikament tatsächlich gesundheitsschädlich ist.«

»Was weiß David von Prozessführung?«

»Was wissen wir von Prozessführung? Du redest mit mir, deinem langjährigen Partner, nicht mit irgendeinem potenziellen Mandanten. Wir knurren und bellen und reden davon, dass wir die bösen Jungs in den Gerichtssaal zerren, aber du weißt, wie es läuft. Wir schließen immer einen Vergleich.«

»Und jetzt werden wir auch einen Vergleich schließen, Oscar. Vertrau mir. Ich werde sehr viel mehr wissen, wenn ich aus Vegas zurück bin.«

»Was wird das kosten?«

»Im Vergleich zu den Gesamtkosten sind das nur Peanuts.«

»Wally, diese Sache ist zu groß für uns.«

»Nein, ist sie nicht. Wir hängen uns an eine große Kanzlei dran und machen ein Vermögen.«

Rochelle fand ein Hotelzimmer in einem Motel namens Spirit of Rio, das erheblich billiger war als das MGM Grand. Die Fotos auf der Website vermittelten den Eindruck, dass die Gäste mitten im Geschehen waren. Dass dem nicht so war, wurde Wally klar, als ihn der Flughafen-Shuttle vor dem Motel absetzte. Die eleganten Kasinohotels waren zwar zu sehen, aber fünfzehn Minuten entfernt. Wally verfluchte Rochelle, als er in der glühend

heißen Lobby an der Rezeption warten musste. Ein Standardzimmer im MGM Grand kostete vierhundert Dollar pro Nacht. In seiner Absteige waren es einhundertfünf- undzwanzig Dollar, was bei zwei Nächten eine Ersparnis beinahe in Höhe der Flugkosten ausmachte. Als würde man jeden Cent zweimal umdrehen, während man auf ein Vermögen wartete, dachte Wally, während er die Treppe zu seinem sehr klein geratenen Zimmer hochging.

Da er keinen gültigen Führerschein hatte, konnte er kein Auto mieten. Er fragte herum und fand schließlich heraus, dass vom Spirit of Rio alle dreißig Minuten ein Shuttle-Bus zum Strip führ. Er setzte sich eine Weile an die Spielautomaten in der Lobby und gewann einhundert Dollar. Vielleicht war das sein Glückswochenende.

Der Bus war voll mit übergewichtigen Rentnern. Wally fand keinen Sitzplatz mehr, daher blieb er stehen, klammerte sich an die Haltestange über seinem Kopf und schaukelte in engem Körperkontakt mit heftig schwitzenden Leuten in Richtung Strip. Während er sich umsah, fragte er sich, wie viele von ihnen Opfer von Krayoxx sein könnten. Ein erhöhter Cholesterin-Spiegel war eindeutig auszumachen. Er hatte wie immer Visitenkarten dabei, ließ die Gelegenheit aber verstreichen.

Er streifte eine Weile im Kasino herum und sah aufmerksam zu, wie die unterschiedlichsten Menschen Blackjack, Roulette und Craps spielten, alles Spiele, mit denen er keinerlei Erfahrung hatte und die er auch jetzt nicht ausprobieren wollte. Er schlug etwas Zeit an einem Spielautomaten tot und lehnte zweimal das Angebot einer hübschen Cocktaillkellnerin ab, die ihm einen Drink bringen wollte. Wally wurde allmählich klar, dass ein Kasino nicht gerade der geeignete Ort für einen trockenen Alkoholiker war. Um neunzehn Uhr ging er zu einem

Bankettsaal im Zwischengeschoss. Vor der Tür standen zwei Sicherheitsbeamte, und er war erleichtert, als sie seinen Namen auf der Liste fanden. In dem Saal traf er auf etwa zwei Dutzend Männer in gut sitzenden Anzügen und drei Frauen, die sich mit einem Glas in der Hand miteinander unterhielten. An einer Wand war ein Büffet angerichtet. Einige der Anwälte kannten sich, doch Wally war nicht der einzige Neuling. Alle schienen jedoch seinen Namen zu kennen, und sie wussten auch, dass die Kanzlei Klage eingereicht hatte. Es dauerte nicht lange, bis er sich wie zu Hause fühlte. Jerry Alisandros kam zu ihm, und sie schüttelten sich wie alte Freunde die Hand. Andere Anwälte gesellten sich dazu, dann begann eine angelegte Unterhaltung. Sie redeten über Klagen, Politik, die neuesten Privatjets, Ferienhäuser in der Karibik und darüber, wer sich gerade scheiden ließ oder wieder heiratete. Wally hatte dem wenig hinzuzufügen, aber er hielt tapfer die Stellung und erwies sich als guter Zuhörer. Prozessanwälte redeten gern, und manchmal redeten sie alle auf einmal. Wally gab sich damit zufrieden, mit einem breiten Grinsen zuzuhören und an seinem Sodawasser zu nippen.

Nach einem kurzen Abendessen stand Alisandros auf und ergriff das Wort. Der Plan sehe vor, sich am nächsten Morgen um neun zu treffen, im selben Raum, und mit der Arbeit zu beginnen. Bis Mittag müsste alles erledigt sein. Er habe mehrmals mit Nicholas Walker von Varrick gesprochen, und das Unternehmen sei offenbar völlig verstört. In seiner langen, wechselvollen Prozessgeschichte sei es noch nie so schnell und so massiv mit Klagen überzogen worden. Es bemühe sich gerade, das Ausmaß des Schadens zu bewerten. Laut dem von Alisandros beauftragten Gutachter könne der potenzielle Pool der Ge-

schädigten oder Toten durchaus eine halbe Million erreichen.

Die Neuigkeiten – so viel Leid und Elend – fanden großen Anklang am Tisch.

Laut einem anderen von Alisandros beauftragten Sachverständigen dürfte Varrick das Ganze mindestens fünf Milliarden Dollar kosten. Wally war ziemlich sicher, dass er nicht der Einzige am Tisch war, der zu rechnen begann: vierzig Prozent von fünf Milliarden Dollar. Die anderen schienen jedoch erheblich lockerer mit dieser Zahl umzugehen als er. Für sie war es nur ein weiteres Medikament, ein weiterer Krieg mit den großen Pharmaunternehmen, ein weiterer Vergleich mit gigantischen Entschädigungssummen, der sie noch reicher machen würde. Dann konnten sie sich noch mehr Privatjets, noch mehr Häuser, noch mehr jüngere Frauen kaufen, was Wally überhaupt nicht interessierte. Alles, was er wollte, war ein ordentliches Sümmchen auf seinem Konto, genug Bargeld, um ein angenehmes Leben führen zu können und der täglichen Schinderei zu entkommen.

Bei so vielen selbstbewussten Anwälten in einem Raum war es nur eine Frage der Zeit, bis jemand anderer ums Wort bat. Dudley Brill aus Lubbock, Texas, der selbstverständlich Cowboystiefel und -hut trug, erzählte von einem Gespräch, das er kürzlich mit einem hochrangigen Anwalt von Varrick in Houston geführt habe. Der Anwalt habe angedeutet, das Unternehmen wolle einen Vergleich erst dann in Erwägung ziehen, nachdem bei mehreren Geschworenenprozessen geklärt worden sei, ob das Medikament gesundheitsschädlich sei oder nicht. Aufgrund von Brills Analyse eines Gesprächs, von dem sonst niemand im Raum etwas wusste, war er der Meinung, dass er, Dudley Brill aus Lubbock, Texas, den ersten

Prozess führen sollte, und zwar in seiner Heimatstadt, wo die Geschworenen ihn erfahrungsgemäß liebten und gewaltige Entschädigungssummen zusprechen würden, wenn er sie freundlich darum bat. Brill hatte offenbar schon ein paar Drinks intus, wie alle anderen mit Ausnahme von Wally, und seine eigennützige Analyse löste eine heftige Debatte aus. Binnen Kurzem stritten sich einige Anwälte wie die Kesselflicker und teilten großzügig Beleidigungen aus.

Schließlich gelang es Jerry Alisandros, die Gemüter zu beruhigen. »Ich hatte gehofft, dass wir uns das für morgen aufheben könnten«, sagte er diplomatisch. »Für heute sollten wir Schluss machen. Jetzt geht jeder in seine Ecke, und morgen treffen wir uns in alter Frische wieder.«

Am nächsten Morgen deutete einiges daraufhin, dass nicht alle Anwälte auf ihre Zimmer und ins Bett gegangen waren. Geschwollene Lider, gerötete Augen, Hände, die nach kaltem Wasser und Kaffee griffen – die Anzeichen waren deutlich. Viele schienen einen Kater zu haben, und einige waren gar nicht erst erschienen. Im Verlauf des Vormittags dämmerte es Wally langsam, dass gestern Abend noch eine Menge Geschäfte an der Bar gemacht worden waren. Man hatte Vereinbarungen getroffen, Allianzen geschmiedet und Dolchstöße verteilt. Wally fragte sich, wo er jetzt stand.

Zwei Gutachter sprachen über Krayoxx und die neuesten Studien. Jeder Anwalt bekam ein paar Minuten, um seine Klage vorzustellen – Anzahl der Mandanten, Anzahl der potenziellen Todesfälle im Vergleich zu Fällen ohne Todesfolge, Richter, gegnerischer Anwalt und bisherige Urteile des jeweiligen Gerichts. Wally improvisierte und sagte so wenig wie möglich.

Ein unglaublich langweiliger Sachverständiger nahm die Finanzen von Varrick Labs auseinander. Er hielt das Unternehmen für finanziell gesund genug, um erhebliche Verluste aus einem Vergleich im Krayoxx-Verfahren verkraften zu können. Das Wort »Vergleich« wurde sehr häufig verwendet und klang wie Musik in Wallys Ohren. Derselbe Gutachter wurde noch langweiliger, als er die diversen Versicherungen analysierte, die Varrick abgeschlossen hatte.

Nach zwei Stunden brauchte Wally eine Pause. Er schlich sich aus dem Saal und ging zur Toilette. Als er wiederkam, wartete Jerry Alisandros vor der Tür auf ihn. »Wann geht es zurück nach Chicago?«, fragte er.

»Morgen früh«, erwiderte Wally.

»Fliegen Sie Linie?«

Natürlich, dachte Wally. Schließlich habe ich ja keinen Privatjet, und wie die meisten armen Amerikaner muss ich mir ein Ticket für ein Flugzeug kaufen, das jemand anderem gehört. »Ja, sicher«, erwiderte er mit einem Lächeln.

»Ich fliege heute Nachmittag nach New York. Warum kommen Sie nicht mit? Meine Kanzlei hat gerade eine brandneue Gulfstream gekauft. Wir essen an Bord zu Mittag und setzen Sie dann in Chicago ab.«

Umsonst würde das natürlich nicht sein. Wally würde einen Deal machen müssen, doch er suchte sowieso nach einem. Er hatte einiges über steinreiche Prozessanwälte und deren Privatjets gelesen, aber es wäre ihm nie in den Sinn gekommen, dass er einen davon auch einmal von innen sehen würde. »Das ist sehr nett«, sagte er. »Gern.«

»Wir treffen uns dann um dreizehn Uhr in der Lobby, einverstanden?«

»Einverstanden.«

Im Privatflugbereich des McCarran International Airport standen etwa ein Dutzend Privatjets ordentlich aufgereiht auf der Rollbahn. Während Wally mit seinem neuen Freund Jerry an den Flugzeugen vorbeiging, fragte er sich, wie viele davon den anderen Sammelklagenanwälten gehörten. Als sie Jerrys Flugzeug erreicht hatten, ging er die Treppe hoch, holte tief Luft und betrat die Gulfstream. Eine auffallend hübsche Asiatin nahm ihm den Mantel ab und fragte, ob er einen Drink wolle. Nur Sodawasser, bitte.

Jerry Alisandros hatte eine kleine Entourage dabei – einen Anwalt, zwei Anwaltsassistenten und eine Assistentin, deren Funktion nicht ganz klar war. Sie steckten kurz im hinteren Teil der Kabine die Köpfe zusammen, während Wally es sich in seinem breiten Ledersessel bequem machte und an Iris Klopeck, Millie Marino und all die anderen Witwen dachte, deren tote Männer ihm das Tor in die Welt der Sammelklagen geöffnet und ihn hierhergebracht hatten. Die Flugbegleiterin reichte Wally eine Speisekarte. Ein gutes Stück den Gang hinunter konnte er eine Küche mit einem Koch sehen, der auf seine Bestellung wartete. Als das Flugzeug zur Startbahn rollte, kam Jerry nach vorn und setzte sich Wally gegenüber. »Was halten Sie davon?«, fragte er und deutete auf sein neuestes Spielzeug.

»Entschieden besser als Linie«, erwiderte Wally. Jerry brüllte vor Lachen – zweifellos war Wallys Antwort das Witzigste, was er je gehört hatte.

Eine Stimme kündigte den Start an, und alle schlossen die Sicherheitsgurte. Als der Jet abhob und in den Himmel schoss, machte Wally die Augen zu und versuchte, den Moment zu genießen. Es war sehr wahrscheinlich,

dass das sein erster und letzter Flug in einem Privatjet sein würde.

Sobald sie ihre Flughöhe erreicht hatten, kam Leben in Jerry. Er drückte auf einen Knopf und zog eine Tischplatte aus Mahagoniholz aus der Wand. »Reden wir übers Geschäft«, sagte er.

Es ist dein Flugzeug, dachte Wally. »Gern.«

»Wie viele Fälle werden Sie beschaffen können? Realistisch gesehen?«

»Wir könnten bis zu zehn Todesfälle bekommen, bis jetzt sind es acht. Und ohne Todesfolge? Das weiß ich nicht. Wir haben einen Pool aus mehreren Hundert potenziellen Fällen, den wir allerdings noch nicht genauer untersucht haben.« Jerry runzelte die Stirn, als wären das nicht genug Fälle, als wäre das seine Zeit nicht wert. Wally fragte sich, ob er die Piloten bitten sollte, umzudrehen oder irgendwo eine Luke zu öffnen.

»Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, sich mit einer größeren Kanzlei zusammenzutun?«, fragte Jerry. »Ich weiß, dass Ihre Kanzlei nicht so oft mit Sammelklagen zu tun hat.«

»Darüber kann man sicher reden«, erwiderte Wally, während er versuchte, seine Aufregung zu verbergen. Die Zusammenarbeit mit einer größeren Kanzlei war von Anfang an geplant gewesen. »Meine Verträge sehen ein Erfolgshonorar von vierzig Prozent vor. Wie viel wollen Sie?«

»Normalerweise strecken wir die Unkosten vor, und die Fälle hier werden nicht billig sein. Wir beschaffen Ärzte, Sachverständige, Wissenschaftler, wen auch immer, und diese Leute kosten ein Vermögen. Wir nehmen die Hälfte des Honorars, aber die Unkosten werden abgezogen, bevor das Honorar aufgeteilt wird.«

»Das klingt fair. Und welche Rolle würden wir dann dabei spielen?«

»Ganz einfach. Sie suchen weitere Fälle, mit und ohne Todesfolge. Am Montag schicke ich Ihnen einen Vertragsentwurf. Ich versuche gerade, so viele Fälle wie möglich zu sammeln. Der nächste große Schritt wäre die Zusammenlegung der Fälle zu einem einheitlichen Verfahren. Das Gericht wird einen Prozessausschuss ernennen, in der Regel sind das fünf oder sechs erfahrene Anwälte, die das Verfahren steuern. Die Mitglieder des Ausschusses erhalten ein zusätzliches Honorar, in der Regel um die sechs Prozent, das aus dem Anteil der Anwälte gezahlt wird.«

Wally nickte. Er hatte sich natürlich informiert und kannte sich mit den Details aus, jedenfalls mit den meisten. »Werden Sie im Prozessausschuss sitzen?«

»Vermutlich. In der Regel bin ich immer dabei.«

Die Flugbegleiterin brachte ihnen noch einmal Getränke. Jerry trank einen Schluck Wein. »Wenn es mit der Beweiserhebung losgeht, schicken wir jemanden, der Sie bei den Aussagen Ihrer Mandanten unterstützt. Das ist keine große Sache. Reine Routine. Aber vergessen Sie nicht, dass die Kanzleien der Gegenseite diese Sache ebenfalls als Goldgrube ansehen und die Fälle daher genau unter die Lupe nehmen. Ich werde nach einem Kardiologen in Chicago suchen, einem, dem wir vertrauen können, der Ihre Mandanten auf gesundheitliche Schäden untersucht. Er wird aus den Prozesskostenfonds bezahlt. Noch Fragen?«

»Bis jetzt nicht«, sagte Wally. Es gefiel ihm zwar nicht, dass er auf die Hälfte des Honorars verzichten musste, aber er war froh, ab jetzt mit einer erfahrenen, kapitalkräftigen Kanzlei zusammenzuarbeiten. Für Finley & Figg

würde schon noch genug übrig bleiben. Er musste an Oscar denken und konnte es gar nicht abwarten, ihm von der Gulfstream zu erzählen. »Wie sieht Ihre Schätzung für den Zeitplan aus?« Anders ausgedrückt: Wann kann ich mit Geld rechnen?

Ein großer, genießerischer Schluck Wein, dann erwiderte Jerry: »Aufgrund meiner Erfahrungen, die, wie Sie wissen, sehr umfangreich sind, rechne ich damit, dass wir in zwölf Monaten einen Vergleich haben und dann sofort mit der Auszahlung des Geldes anfangen können. Wer weiß, Wally, vielleicht haben Sie in einem Jahr ja schon Ihr eigenes Flugzeug.«

Nicholas Walker flog mit Judy Beck und zwei anderen von Varricks Anwälten in einem der Firmenjets nach Chicago, einer Gulfstream, die genauso neu war wie die Maschine, die Wally so beeindruckt hatte. Der Zweck ihrer Reise bestand darin, die Zusammenarbeit mit ihrer bisherigen Kanzlei zu beenden und eine neue zu suchen. Walker und sein Chef, Reuben Massey, hatten die Details ihrer Strategie ausgearbeitet, mit der sie dem Krayoxx-Debakel begegnen wollten, und die erste große Schlacht sollte in Chicago stattfinden. Zuerst jedoch mussten sie die richtigen Leute in Stellung bringen.

Die falschen Leute gehörten zu einer Kanzlei, die Varrick Labs seit einem Jahrzehnt vertreten hatte, und ihre Arbeit hatte stets als erstklassig gegolten. Ihr Manko war nicht selbstverschuldet. Walker und sein Team hatten nach ausführlichen Nachforschungen herausgefunden, dass es noch eine andere Kanzlei in der Stadt gab, die engere Bindungen zu Richter Harry Seawright besaß. Und diese Kanzlei hatte zufällig eine Partnerin, die die beste Prozessanwältin der Stadt war.

Sie hieß Nadine Karros, war vierundvierzig Jahre alt und hatte seit zehn Jahren keinen Geschworenenprozess mehr verloren. Je öfter sie gewann, desto schwieriger wurden ihre Fälle und desto beeindruckender ihre Siege. Nachdem sie mit Dutzenden von Anwälten gesprochen hatten, die ihr im Gerichtssaal begegnet waren, beschlos-

sen Nick Walker und Reuben Massey, dass Ms. Karros die Hauptanwältin für das Krayoxx – Verfahren in Chicago sein sollte. Was das kosten würde, war ihnen egal.

Zuerst jedoch mussten sie sie dazu überreden, sich ihnen anzuschließen. Bei einer langen Telefonkonferenz hatte sie sich skeptisch gezeigt und gezögert, einen großen Fall zu übernehmen, der mit jedem Tag gewaltiger wurde. Sie hatte schon viel zu viel Arbeit auf ihrem Schreibtisch liegen; ihr Terminkalender war voll, was auch nicht anders zu erwarten gewesen war. Sie hatte noch nie eine Sammelklage verhandelt, doch als Prozessanwältin war das kein großes Hindernis für sie. Walker und Massey wussten, dass es bei ihren letzten Siegen vor Gericht um eine ganze Reihe unterschiedlicher Themen gegangen war: Grundwasserverunreinigung, Fahrlässigkeit im Krankenhaus, der Zusammenstoß zweier Passagierflugzeuge in der Luft. Nadine Karros war eine exzellente Anwältin und konnte jeden Fall vor jede Jury bringen.

Karros war Partnerin in der Prozessabteilung von Rogan Rothberg im vierundachtzigsten Stock des Trust Tower und hatte ein Eckbüro mit Aussicht auf den See, die sie jedoch nur selten genoss. Mit den Abgesandten von Varrick traf sie sich in einem großen Konferenzraum im fünfundachtzigsten Stock, und nachdem alle schnell einen Blick auf den Lake Michigan geworfen hatten, nahmen sie Platz zu einer Besprechung, für die zwei Stunden angesetzt waren, Minimum. Auf ihrer Seite des Tisches hatte Ms. Karros die übliche Eskorte aus jungen Anwälten und Assistenten um sich versammelt, eine beeindruckende Entourage grimmig dreinschauender Lakaien, die vermutlich in jeden Abgrund gesprungen wären, auf den sie deutete. Rechts von ihr saß ein weiterer Partner aus der Prozessabteilung namens Hotchkin, ihre rechte Hand.

Später, in einem Telefongespräch mit Reuben Massey, berichtete Nicholas Walker: »Sie ist sehr attraktiv. Lange dunkle Haare, starkes Kinn, gute Zähne, wunderschöne braune Augen, die so warm und einladend sind, dass man sie sofort mit nach Hause nehmen und der eigenen Mutter vorstellen möchte. Sehr sympathisch, sehr nett. Eine tiefe, dunkle Stimme, wie eine Opernsängerin. Man sieht auf den ersten Blick, warum die Geschworenen ihr alles glauben. Aber sie ist zäh, keine Frage. Sie hat das Sagen und gibt Befehle, und man bekommt den Eindruck, dass ihre Mitarbeiter absolut loyal sind. Ich würde dieser Frau nicht gern als Gegner in einem Gerichtssaal begegnen.«

»Dann nehmen wir sie?«, fragte Reuben.

»Auf jeden Fall. Ich freue mich sogar auf den Prozess, nur um sie in Aktion zu sehen.«

»Beine?«

»O ja. Die Frau ist der Hammer. Schlank, angezogen wie aus einem Modemagazin. Sie sollten sie so schnell wie möglich kennenlernen.«

Ms. Karros hatte den Heimvorteil, daher übernahm sie blitzschnell die Kontrolle über die Besprechung. Sie nickte in Richtung Hotchkin und sagte: »Mr. Hotchkin und ich haben Ihren Vorschlag unserem Honorarausschuss vorgelegt. Mein Honorar beträgt tausend Dollar pro Stunde außerhalb des Gerichtssaals und zweitausend Dollar im Gerichtssaal, mit einem Vorschuss von fünf Millionen Dollar, der selbstverständlich nicht zurückgezahlt wird.«

Nicholas Walker handelte seit zwei Jahrzehnten Honorare mit Spitzenanwälten aus und war durch nichts mehr

zu erschüttern. »Wie viel für die anderen Partner?«, fragte er gelassen, als könnte sein Unternehmen jede Summe zahlen, die sie von ihm verlangte. Was auch so war.

»Achthundert pro Stunde. Fünfhundert für angestellte Anwälte«, erwiderte sie.

»Einverstanden.« Alle Anwesenden wussten, dass die Kosten für die Verteidigung in die Millionen gehen würden. Die ersten Schätzungen von Walker und seinem Team gingen in Richtung fünfundzwanzig bis dreißig Millionen Dollar. Peanuts, wenn man davon ausging, auf mehrere Milliarden verklagt zu werden.

Nachdem die Kostenfrage geklärt war, kamen sie zum nächsten wichtigen Punkt. Nicholas Walker hatte das Wort. »Unsere Strategie ist einfach und zugleich kompliziert«, begann er. »Einfach, weil wir uns aus den vielen Fällen, mit denen wir überzogen werden, einen heraussuchen, einen einzelnen Fall, keine Sammelklage, und daraufdrängen, dass er vor die Geschworenen kommt. Wir wollen eine Verhandlung. Wir haben keine Angst davor, weil wir an unser Medikament glauben. Wir glauben – und das können wir auch beweisen –, dass die Studien, auf die sich die Sammelklagenhaie stützen, fehlerhaft sind. Wir sind davon überzeugt, dass Krayoxx genau das tut, wofür es entwickelt wurde, und dass es nicht zu einem höheren Risiko für einen Herzinfarkt oder einen Schlaganfall führt. Da sind wir uns sicher, so sicher, dass wir eine Jury wollen, hier in Chicago, der wir unsere Beweise vorlegen können, und zwar bald. Wir sind davon überzeugt, dass die Geschworenen uns glauben werden, und wenn die Geschworenen die Attacke auf Krayoxx abwehren, zu unseren Gunsten entscheiden, wird sich das Schlachtfeld entscheidend verändern. Offen gesagt glauben wir, dass die Sammelklagenhaie wie Blätter im Wind

auseinandergetrieben werden. Sie werden aufgeben. Es wird vielleicht noch eine weitere Verhandlung, ein weiterer Sieg erforderlich sein, aber das bezweifle ich. Kurz gesagt, Ms. Karros, wir starten einen Überraschungsangriff mithilfe eines Geschworenenprozesses, und wenn wir gewinnen, gehen sie nach Hause.«

Sie hörte zu, ohne sich Notizen machen. Als er geendet hatte, sagte sie: »Das ist ziemlich einfach und beileibe nichts Neues. Warum Chicago?«

»Wegen des Richters. Harry Seawright. Wir haben jeden Richter in jedem Krayoxx-Fall recherchiert, und wir glauben, dass Seawright unser Mann ist. Bis jetzt hat er in Sammelklagen wenig Geduld gezeigt. Er hasst leichtfertig und vorschnell erhobene Klagen. Er nutzt seine Schnellverfahrensliste, um Fälle durch die Beweiserhebung zu peitschen und zur Verhandlung zu bringen. Er lässt nicht zu, dass Fälle Staub ansetzen. Sein Lieblingsneffe nimmt Krayoxx. Und was am wichtigsten ist, ein enger Freund von ihm ist der ehemalige Senator Paxson, der inzwischen ein Büro hier bei Rogan Rothberg hat, im zweiundachtzigsten Stock, glaube ich.«

»Wollen Sie damit etwa andeuten, dass wir einen Bundesrichter beeinflussen könnten?«, fragte sie, während ihre linke Augenbraue in die Höhe schoss.

»Natürlich nicht«, erwiderte Walker mit einem boshafte Grinsen.

»Und wie sieht der komplizierte Teil Ihres Plans aus?«

»Irreführung. Wir tun alles, um den Eindruck entstehen zu lassen, dass wir im Krayoxx-Verfahren einen Vergleich anstreben. Das ist nicht die erste Sammelklage, mit der wir es zu tun bekommen, und daher wissen wir inzwischen eine ganze Menge darüber. Wir verstehen die Gier der auf solche Fälle spezialisierten Kanzleien, die

über jede Vorstellung hinausgeht. Wenn sie glauben, dass bald Milliarden auf dem Tisch liegen, werden sie noch mehr Klagen einreichen. Sollte ein Vergleich in greifbare Nähe rücken, wird die Vorbereitung auf eine Verhandlung in den Hintergrund treten. Warum sollte man sich auch vorbereiten, wenn es sowieso zu einem Vergleich kommt? Wir – Sie – dagegen arbeiten auf Hochtouren, um uns auf den Prozess vorzubereiten. So, wie wir das sehen, wird Richter Seawright die Peitsche schwingen, und es wird zügig mit dem Fall weitergehen. Die Verhandlungen für einen Vergleich werden im geeigneten Moment zusammenbrechen, bei den Sammelklagenhaie wird Chaos ausbrechen, und wir haben einen Verhandlungstermin, den Seawright nicht mehr ändern wird.«

Nadine Karros nickte lächelnd. Der Plan schien ihr zu gefallen. »Ich bin sicher, dass Sie schon einen Fall im Auge haben.«

»O ja. Es gibt hier einen Scheidungsanwalt namens Wally Figg, der die erste Krayoxx-Klage in Chicago eingereicht hat. Alles andere als bekannt, Allgemeinkanzlei mit drei Anwälten in der Southwest Side. So gut wie keine Erfahrung mit Prozessen, und absolut keine mit Sammelklagen. Inzwischen hat er sich mit einem Anwalt aus Fort Lauderdale zusammengetan, Jerry Alisandros, eine langjährige Nemesis mit dem Ziel, Varrick mindestens einmal im Jahr zu verklagen. Mit Alisandros ist nicht zu spaßen.«

»Kann er einen Fall vor Gericht verhandeln?«, fragte Ms. Karros, die bereits an den Prozess dachte.

»Er arbeitet für Zell & Potter. Die Kanzlei hat einige kompetente Prozessanwälte, aber sie geht selten vor Gericht. Ihre Spezialität besteht darin, Unternehmen zu einem Vergleich zu zwingen und Unsummen an Honoraren einzustreichen. Bis jetzt haben wir noch keine Ah-

nung, wer hier auftauchen und die Verhandlung vor Gericht übernehmen würde. Vielleicht beauftragen sie ja auch einen Anwalt von hier.«

Judy Beck, die rechts von Walker saß, räusperte sich und sagte etwas nervös: »Alisandros hat bereits einen Antrag auf Zusammenlegung der Krayoxx-Fälle zu einem einheitlichen Verfahren gestellt. Bei einem solchen Verfahren werden mehrere Fälle ...«

»Wir wissen, was ein einheitliches Verfahren ist«, warf Hotchkin mit scharfer Stimme ein.

»Natürlich. Alisandros hat einen Lieblingsrichter an einem Bundesgericht in Südflorida, und er geht immer so vor, dass er ein einheitliches Verfahren beantragt, sich selbst zum Mitglied des Prozessausschusses ernennen lässt und dann das Verfahren steuert. Dafür, dass er im Ausschuss sitzt, bekommt er natürlich ein zusätzliches Honorar.«

Nick Walker griff den Faden auf. »Wenn sie versuchen, die Fälle zusammenzulegen, werden wir das natürlich torpedieren. Unser Plan sieht vor, einen von Mr. Figgs Mandanten auszusuchen und Richter Seawright zu überzeugen, den Fall auf seine Schnellverfahrensliste zu setzen.«

»Und wenn der Richter in Florida eine Konsolidierung aller Fälle anordnet und die Verhandlung dort unten stattfindet?«, fragte Hotchkin.

»Richter Seawright ist Bundesrichter«, sagte Walker. »Die Klage wurde bereits an seinem Gericht eingereicht. Wenn er den Fall in seinem Gerichtssaal verhandeln will, kann ihn niemand, nicht einmal das Oberste Gericht, daran hindern.«

Nadine Karros überflog eine Zusammenfassung, die von Varricks Team herumgereicht worden war. Sie sagte:

»Wenn ich Sie richtig verstanden habe, suchen wir uns also einen von Mr. Figgs toten Mandanten aus und bringen Richter Seawright dazu, diesen Fall von der Sammelklage abzutrennen. Dann – natürlich immer unter der Annahme, dass der Richter mitmacht – reagieren wir eher lauwarm auf die Klage, geben nichts zu, streiten alles ab, verhalten uns bei der Beweiserhebung sehr zahm, weil wir nicht wollen, dass es zu Verzögerungen kommt, nehmen ein paar Aussagen auf, geben der Gegenseite an Dokumenten alles, was sie haben will, und führen sie sozusagen auf den Weg des geringsten Widerstands, bis sie irgendwann aufwacht und feststellt, dass sie es mit einem richtigen Prozess zu tun bekommt. Und in der Zwischenzeit sorgen Sie dafür, dass sich alle in Sicherheit wiegen und nichts anderes als den großen Geldtopf sehen.«

»Sie haben es erfasst«, erwiderte Nick Walker.

Sie diskutierten noch eine Stunde lang über Mr. Figgs tote Mandanten – Chester Marino, Percy Klopeck, Wanda Grand, Luther Schmidt und vier andere. Unmittelbar nach der Klageerwiderung wollten Ms. Karros und ihr Team eine beeidete Aussage der gesetzlichen Vertreter der acht toten Mandanten aufnehmen. Und nachdem sie mehr über die Mandanten herausgefunden hatten, wollten sie entscheiden, welcher Fall abgetrennt und vor den Richter gebracht werden sollte.

Die Sache mit dem jungen David Zinc war schnell geklärt. Er hatte zwar fünf Jahre lang für Rogan Rothberg gearbeitet, war dort aber nicht mehr angestellt. Es gab keinen Interessenkonflikt, da seinerzeit weder die Kanzlei Varrick noch Zinc die toten Mandanten vertreten hatte. Nadine Karros war ihm nie begegnet; nur ein junger An-

walt auf ihrer Seite des Tisches wusste überhaupt, um wen es ging. Zinc hatte in der Abteilung Internationale Finanzen gearbeitet, die mit der Prozessabteilung rein gar nichts zu tun hatte.

Jetzt arbeitete David in einer Allgemeinkanzlei und war froh, dass er nichts mehr mit internationalen Finanzen zu tun hatte. Zurzeit musste er oft an die myanmarische Haushälterin und ihren durch Blei vergifteten Enkel denken. Er hatte einen Namen, eine Telefonnummer und eine Adresse, doch den Kontakt herzustellen hatte sich als schwierig erwiesen. Toni, Helens Freundin, hatte der Großmutter vorgeschlagen, zu einem Anwalt zu gehen, aber das hatte die arme Frau so verängstigt, dass sie fast in Tränen ausgebrochen wäre. Sie war beunruhigt, verwirrt und zumindest vorläufig nicht zu sprechen. Ihr Enkel wurde weiterhin mit Maschinen am Leben gehalten.

David hatte darüber nachgedacht, ob er den Fall mit den beiden Partnern besprechen sollte, es sich dann aber anders überlegt. Wally würde vielleicht in das Krankenzimmer eindringen und jemanden zu Tode erschrecken. Und Oscar würde eventuell darauf bestehen, den Fall selbst zu übernehmen, und im Falle eines Vergleichs einen höheren Anteil am Honorar fordern. David hatte herausgefunden, dass die beiden Partner das Geld, das hereinkam, nicht gleichmäßig aufteilten und laut Rochelle heftig über die Honorare stritten. Der Anwalt, der den ersten Mandantenkontakt hergestellt hatte, bekam ein paar Prozentpunkte mehr, der Anwalt, der die Akte geführt hatte, ebenfalls, und so weiter. Rochelle zufolge gerieten sich Oscar und Wally fast bei jedem lukrativen Verkehrsunfall über die Aufteilung in die Haare.

David saß gerade an seinem Schreibtisch und setzte ein

einfaches Testament für einen neuen Mandanten auf- er tippte es selbst, da Rochelle ihn schon vor Wochen darüber in Kenntnis gesetzt hatte, dass drei Anwälte entschieden zu viel für eine Sekretärin waren –, als ihn sein E-Mail-Programm mit einem *Ping* darüber informierte, dass eine Nachricht von der Geschäftsstelle des Bundesgerichts eingegangen war. Er öffnete die E-Mail und stellte fest, dass es die Klageerwiderung auf ihre erweiterte Klage war. Sein Blick ging sofort zum Anwaltsverzeichnis und fand den Namen Nadine Karros von Rogan Rothberg. Ihm wurde flau im Magen.

David hatte Karros nie kennengelernt, aber den Ruf, der ihr vorauseilte, kannte er natürlich. In der Anwaltskammer von Chicago war sie so etwas wie ein Star. Sie verhandelte und gewann die größten Fälle. Er dagegen hatte vor Gericht noch kein einziges Wort gesagt, das Eingang in die Akten gefunden hatte. Doch da standen ihre Namen, direkt nebeneinander, als wären sie einander ebenbürtig: Wallis T. Figg, B. Oscar Finley, David E. Zinc von der Kanzlei Finley & Figg, zusammen mit S. Jerry Ali-sandros von der Kanzlei Zell & Potter. Und für Varrick Labs Nadine L. Karros und R. Luther Hotchkin von der Kanzlei Rogan Rothberg. Auf dem Papier sah es so aus, als würde David dazugehören.

Langsam las er die Klageerwiderung durch. Die offenkundigen Tatsachen wurden zugegeben, jegliche Haftung abgelehnt. Alles in allem war es eine einfach gehaltene, fast freundliche Erwiderung auf eine Einhundert-Millionen-Dollar-Klage, aber nicht das, was sie erwartet hatten. Wally zufolge hätte die erste Erwiderung von Varrick ein Antrag auf Abweisung der Klage sein müssen, begleitet von einem Schriftsatz epischen Ausmaßes, der von hoch bezahlten Spitzenanwälten verfasst worden

war. Der Antrag auf Abweisung hätte dann eine scharfe Auseinandersetzung ausgelöst, wäre letztendlich aber abgewiesen worden, da solchen Anträgen höchst selten stattgegeben wurde. Jedenfalls hatte Wally das gesagt.

Zusammen mit der Klageerwiderung hatte die Gegenseite einen Satz einfacher Fragebögen eingereicht, mit denen personenbezogene Daten zu den acht toten Mandanten und deren Familien angefordert wurden, und ersuchte um Namen und Aussagen der sachverständigen Zeugen. Soweit David wusste, mussten sie ihre Sachverständigen erst noch beauftragen, worum sich eigentlich Jerry Alisandros kümmern sollte. Außerdem wollte Ms. Karros so schnell wie möglich die acht Aussagen aufnehmen.

Laut der Geschäftsstelle waren ein Ausdruck der Klageerwiderung sowie weitere Einreichungen per Post unterwegs.

David hörte schwere Schritte auf der Treppe. Wally. Keuchend kam er herein. »Haben Sie schon gesehen, was die Gegenseite eingereicht hat?«

»Ich habe es gerade gelesen«, erwiderte David. »Sieht ziemlich zahm aus, finden Sie nicht auch?«

»Was wissen Sie über Prozessführung?«

»Autsch.«

»Entschuldigung. Da ist was im Busch. Ich muss Alisandros anrufen und der Sache auf den Grund gehen.«

»Es ist doch nur eine einfache Erwiderung und ein bisschen Beweiserhebung. Nichts, weshalb wir gleich in Panik ausbrechen müssten.«

»Wer bricht hier in Panik aus? Kennen Sie diese Frau? Sie arbeitet für Ihre ehemalige Kanzlei.«

»Ich habe sie nie kennengelernt, aber im Gerichtssaal soll sie grandios sein.«

»Das ist Alisandros auch. Doch es wird keine Verhandlung geben.« Wally klang erheblich weniger überzeugt als sonst. Dann murmelte er etwas, verließ Davids Büro und trampelte die Treppe hinunter. Seit der Einreichung der Klage war ein Monat vergangen, und Wallys Träume vom schnellen Geld lösten sich langsam in Luft auf. Es sah alles danach aus, als würden sie erst noch ein wenig arbeiten müssen, bevor die Verhandlungen für einen Vergleich losgehen konnten.

Zehn Minuten später bekam David eine E-Mail vom Juniorpartner der Kanzlei. Er schrieb: »Können Sie mit den Fragebögen anfangen? Ich muss zu einem Bestattungsinstitut.«

Natürlich, Wally, mach ich doch gerne.

Die geringfügigen Anklagepunkte gegen Trip wurden mangels öffentlichem Interesse fallen gelassen, allerdings musste er eine Erklärung abgeben, in der er sich verpflichtete, sich in Zukunft von der Kanzlei Finley & Figg sowie deren Anwälten fernzuhalten. Trip verschwand, seine Exfreundin dagegen nicht.

DeeAnna kam wie gewohnt wenige Minuten vor siebzehn Uhr in die Kanzlei. Dieses Mal war sie wie ein Cowgirl angezogen – hautenge Jeans, spitze Stiefel, eine enge rote Bluse, bei der sie wohl vergessen hatte, die obersten drei Knöpfe zu schließen. »Ist Wally da?«, flötete sie Rochelle entgegen, die sie nicht ausstehen konnte. Von DeeAnna ging eine Parfümwolke aus, die sich langsam im Raum ausbreitete und AJ dazu brachte, zuerst zu niesen, dann zu knurren und sich noch ein Stück weiter unter dem Schreibtisch zu verkriechen.

»Ja, ist er«, sagte Rochelle herablassend.

»Danke, meine Liebe«, erwiderte DeeAnna, die wie immer versuchte, Rochelle zu ärgern. Sie stolzierte zu Wallys Büro und trat ein, ohne anzuklopfen. Eine Woche zuvor hatte Rochelle sie angewiesen, sich hinzusetzen und wie alle anderen Mandanten zu warten. Doch inzwischen war klar, dass Dee-Anna erheblich mehr Einfluss hatte als die anderen Mandanten, zumindest was Wally anging.

Als DeeAnna im Büro war, warf sie sich ohne Um-

schweife ihrem Anwalt in die Arme, und nach einem langen Kuss und der obligatorischen Fummelei sagte Wally: »Du siehst großartig aus, Baby.«

»Alles für dich, Baby.«

Wally verschloss die Tür und setzte sich wieder auf seinen Stuhl am Schreibtisch. »Ich muss noch zwei Anrufe machen, dann können wir gehen«, sagte er lechzend.

»Natürlich, Baby«, gurrte sie, setzte sich und zog ein Klatschmagazin aus der Tasche. Sie las nichts anderes und war strohdumm, doch Wally war das egal. Er wollte nicht über sie urteilen. Sie hatte vier Ehemänner gehabt. Er hatte vier Ehefrauen gehabt. Es stand ihm nicht zu, über sie zu urteilen. Im jetzigen Stadium ihrer Beziehung waren sie dabei, sich gegenseitig im Bett umzubringen, und Wally war noch nie in seinem Leben so glücklich gewesen.

Vor der Tür zu Wallys Büro räumte Rochelle ihren Schreibtisch auf. Jetzt, wo »dieses Flittchen« in Mr. Figgs Büro war und Rochelle genau wusste, was dort drin vor sich ging, wollte sie möglichst schnell weg.

Die Tür zu Oscars Büro ging auf, und er kam mit einigen Dokumenten in der Hand heraus. »Ist Figg da?«, fragte er mit einem Blick auf Wallys Tür.

»Ja, aber er hat Besuch von einer Mandantin«, sagte Rochelle. »Die Tür ist verriegelt.«

»Sagen Sie's nicht.«

»Doch. Der dritte Tag in Folge.«

»Und sie verhandeln immer noch über sein Honorar?«

»Keine Ahnung, aber er muss es wohl angehoben haben.«

Das Honorar war zwar nicht gerade berauschend, da es nur eine ganz normale einvernehmliche Scheidung war, doch Oscar bekam trotzdem einen Teil davon. Allerdings war er sich nicht sicher, wie das geschehen würde, wenn

die Hälfte des Honorars auf dem Sofa abgearbeitet wurde. Er starrte einen Moment auf Wallys Tür, als würde er darauf warten, leidenschaftliches Stöhnen zu hören. Als nichts kam, wandte er sich wieder Rochelle zu und hielt ein Dokument in die Höhe. »Haben Sie das gelesen?«

»Was ist das?«

»Unser Vertrag mit Jerry Alisandros und Zell & Potter. Acht Seiten, eine Menge Kleingedrucktes, bereits von meinem Juniorpartner unterschrieben, obwohl er den Vertrag nicht ganz gelesen haben dürfte. Hier steht, dass wir uns verpflichten, fünfundzwanzigtausend Dollar zu den Prozesskosten beizutragen, und zwar im Voraus. Figg hat das mir gegenüber nie erwähnt.«

Rochelle zuckte mit den Achseln. Das war das Problem ihrer Chefs, nicht ihres.

Doch Oscar war nicht zu stoppen. »Außerdem steht hier, dass unser Honorar vierzig Prozent von jedem Fall beträgt, wovon jedoch die Hälfte an Zell & Potter geht. Im Kleingedruckten steht, dass der Prozessausschuss ein Honorar in Höhe von sechs Prozent bekommt, ein kleiner Bonus für die Staranwälte, weil sie ja so hart arbeiten müssen, und diese sechs Prozent werden als Erstes von unserem Anteil an der Entschädigungssumme abgezogen. So, wie ich das sehe, verlieren wir sechs Prozent von unserem Anteil, bleiben noch vierunddreißig Prozent, die wir mit Alisandros teilen müssen, der natürlich noch einen Batzen von den sechs Prozent bekommt. Werden Sie daraus klug, Ms. Gibson?«

»Nein.«

»Dann sind wir ja schon zu zweit. Wir werden gnadenlos über den Tisch gezogen, und jetzt müssen wir auch noch fünfundzwanzigtausend Dollar an Prozesskosten vorstrecken.« Oscar hatte ein hochrotes Gesicht und sah

andauernd zu Wallys Tür hinüber, doch im Moment war Wally vor ihm sicher.

David kam die Treppe hinunter. »Haben Sie das gelesen?«, fragte Oscar wütend, während er ihm mit dem Vertrag vor dem Gesicht herumfuchtelte.

»Was ist das?«

»Unser Vertrag mit Zell & Potter.«

»Ich habe ihn schnell mal durchgesehen«, sagte David. »Sieht ziemlich einfach aus.«

»Ach, finden Sie? Haben Sie den Teil gelesen, in dem es um den Vorschuss von fünfundzwanzigtausend Dollar für die Prozesskosten geht?«

»Ja, und ich habe Wally danach gefragt. Er sagt, dass wir zur Bank gehen, die Kreditlinie der Bank ausreizen und das Geld zurückzahlen, wenn der Vergleich durch ist.«

Oscar sah Rochelle an, die seinen Blick erwiderte. Welche Kreditlinie?, dachten beide.

Oscar machte den Mund auf, um etwas zu sagen, doch dann drehte er sich um, stürmte in sein Büro und knallte die Tür hinter sich zu. »Was war das denn?«, fragte David.

»Wir haben keine Kreditlinie«, erklärte Rochelle. »Mr. Finley macht sich Sorgen darüber, dass die Krayoxx-Klage nach hinten losgehen und uns in den Bankrott treiben wird. Es wäre zwar nicht das erste Mal, dass uns einer von Figgs Fällen um die Ohren fliegt, aber es könnte durchaus der mit dem größten Schaden werden.«

David sah sich verstohlen um und kam einen Schritt näher. »Kann ich Sie mal was fragen? Ganz im Vertrauen?«

»Ich weiß nicht.« Rochelle wich vorsichtshalber einen Schritt zurück.

»Die beiden sind doch schon lange im Geschäft. Oscar

über dreißig Jahre und Wally über zwanzig. Haben sie irgendwo Geld gebunkert? Hier in der Kanzlei ist nichts, also habe ich mir gedacht, dass es irgendwo anders sein muss.«

Rochelle sah sich ebenfalls um und erwiderte dann: »Ich weiß nicht, wo das Geld hingeht. Dass Oscar was zur Seite gelegt hat, glaube ich nicht, weil seine Frau alles ausgibt. Sie hält sich für etwas Besseres und braucht Geld, um den Schein zu wahren. Und Wally? Wer weiß? Ich vermute, er ist genauso pleite wie ich. Aber das Haus ist schuldenfrei und gehört beiden.«

Davids Blick ging automatisch zu den Rissen in der Decke. Lass es, sagte er sich. »Hat mich nur interessiert, das ist alles.«

Aus Mr. Figgs Büro drang das schrille Gelächter einer Frau.

David griff nach seinem Mantel. »Ich gehe.«

»Ich auch«, sagte Rochelle.

Als Wally mit DeeAnna aus seinem Büro kam, waren alle weg. Sie machten schnell das Licht aus, sperrten die Haustür ab und stiegen in DeeAnnas Auto. Wally war nicht nur begeistert davon, eine neue Bettgefährtin zu haben, sondern freute sich auch, dass sie ihn bereitwillig in der Gegend herumfuhr. Es dauerte noch sechs Wochen, bis er seinen Führerschein wiederbekam, doch bei einem so heißen Fall wie Krayoxx musste er mobil sein. DeeAnna hatte sofort die Möglichkeit genutzt, sich Vermittlungsprovisionen zu verdienen – fünfhundert Dollar in bar für einen Todesfall, zweihundert für einen Fall ohne Todesfolge. Was sie aber wirklich faszinierte, waren Wallys Prophezeiungen darüber, wie er Varrick Labs einen Vergleich mit gigantischen Entschädigungssummen abringen

und Unsummen an Honoraren verdienen würde (und ihr vielleicht ein kleines Extra verschaffen würde, aber das war noch nicht spruchreif). Bei ihrem Bettgeflüster ging es meistens um Krayoxx und um das, was sich daraus ergeben könnte. Ihr dritter Mann hatte mit ihr einmal Urlaub auf Maui gemacht, und sie liebte Strände. Wally hatte ihr bereits einen Traumurlaub versprochen.

In dieser Phase ihrer Beziehung hätte er DeeAnna alles versprochen.

»Wohin, Schatz?«, fragte sie, als sie davonrasten. DeeAnna besaß ein kleines Mazda-Cabrio und war eine waghalsige Fahrerin. Wally wusste, dass er bei einem Verkehrsunfall so gut wie keine Chance hätte. »Nur keine Hektik«, sagte er, während er den Sicherheitsgurt anlegte. »Nach Norden, in Richtung Evanston.«

»Melden sich denn schon Leute?«

»O ja. Es kommen eine Menge Anrufe rein.« Das war nicht mal gelogen – sein Mobiltelefon klingelte fast ununterbrochen, weil ständig jemand anrief, der seine kleine Broschüre mit dem Titel »Warnung vor Krayoxx« gelesen hatte. Er hatte zehntausend Exemplare davon drucken lassen und verteilte sie überall in Chicago. Er heftete sie an die Schwarzen Bretter in den Besprechungsräumen der Weight Watchers, legte sie in Klubs für Kriegsveteranen, Bingohallen, Wartezimmern von Krankenhäusern und Toiletten von Fast-Food-Restaurants aus – überall dort, wo Wally Figgs scharfer Verstand Menschen mit erhöhtem Cholesterinspiegel vermutete.

»Wie viele Fälle haben wir?«

Das »Wir« entging Wally natürlich nicht. Er wollte ihr auf keinen Fall die ganze Wahrheit sagen. »Acht Todesfälle, mehrere Hundert Fälle ohne Todesfolge, aber die müssen erst mal getestet werden. Ich bin mir nicht sicher, ob

jeder Fall ohne Todesfolge auch tatsächlich ein Fall ist. Bevor wir einen Fall übernehmen, müssen wir irgendeinen Herzschaden finden.«

»Und wie machst du das?« Sie sauste über den Stevenson und schlängelte sich im Zickzack zwischen den anderen Fahrzeugen hindurch, von denen sie die meisten allerdings gar nicht wahrzunehmen schien.

Wally zog bei jedem Beinahezusammenstoß den Kopf ein. »Immer mit der Ruhe, DeeAnna, wir haben es nicht eilig.«

»Was hast du nur immer an meiner Fahrweise auszusetzen?«, fragte sie, während sie ihm einen langen, traurigen Blick zuwarf.

»Achte auf die Straße. Und fahr nicht so schnell.«

Sie nahm den Fuß vom Gas und schmolte ein paar Minuten. »Wir hatten davon gesprochen, wie du herausfindest, ob diese Leute etwas am Herzen haben.«

»Wir beauftragen einen Arzt damit, ein Screening durchzuführen. Krayoxx schwächt die Herzklappen, und es gibt einige Tests, mit denen man herausfinden kann, ob jemand durch das Medikament gesundheitliche Schäden davongetragen hat.«

»Wie viel kosten diese Tests?«

Wally stellte ein wachsendes Interesse an der finanziellen Seite des Krayoxx-Verfahrens fest, was ihn irgendwie ärgerte. »Etwa tausend Dollar pro Patient«, antwortete er, obwohl er keine Ahnung hatte. Jerry Alisandros hatte ihm versichert, dass Zell & Potter sich bereits die Dienste mehrerer Ärzte gesichert habe, die potenzielle Mandanten untersuchten. Diese Ärzte sollten Finley & Figg sehr bald schon zur Verfügung stehen, und wenn die Tests erst einmal angelaufen waren, würde sich die Gruppe der Mandanten ohne Todesfolge erheblich vergrößern. Ali-

sandros war jeden Tag mit seinem Privatjet im ganzen Land unterwegs, er traf sich mit Anwälten wie Wally, legte hier und da große Klagen zusammen, beauftragte Gutachter, plante Prozessesstrategien und – was am wichtigsten war – arbeitete fleißig an der Demontage von Varrick und den gegnerischen Anwälten. Wally fühlte sich geehrt, bei einem Spiel mit derart hohen Einsätzen mitmachen zu dürfen.

»Das ist eine Menge Geld«, meinte DeeAnna.

»Warum machst du dir so viele Gedanken wegen des Geldes?«, fuhr Wally sie an, während er ihr in den Ausschnitt starrte.

»Tut mir leid. Du weißt doch, dass ich neugierig bin. Das ist alles so aufregend, und, na ja, es wird bestimmt ganz toll sein, wenn Varrick anfängt, diese großen Schecks auszustellen.«

»Das könnte noch eine ganze Weile dauern. Wir sollten uns jetzt erst einmal darauf konzentrieren, weitere Mandanten zu beschaffen.«

Im Haus der Finleys sahen sich Oscar und seine Frau Paula gerade eine Wiederholung von *M*A*S*H* an, als sie plötzlich mit der schrillen Stimme und dem besorgten Gesicht eines Anwalts namens Bosch konfrontiert wurden, der öfter einmal Fernsehspots in den Lokalsendern von Chicago schaltete. Seit Jahren beschwor Bosch die Opfer von Verkehrsunfällen und Zusammenstößen mit Sattelschleppern, sich von ihm vertreten zu lassen. Jetzt war er offenbar zum Experten für Krayoxx mutiert. Er dozierte mit dröhnender Stimme über die Gefahren des Medikaments und sagte sehr unschöne Dinge über Varrick. Während der gesamten dreißig Sekunden blinkte am unteren Rand des Bildschirms seine Telefonnummer.

Oscar sah sehr interessiert zu, sagte aber nichts.

»Hast du eigentlich jemals darüber nachgedacht, Werbung im Fernsehen zu machen?«, fragte Paula. »Es sieht ganz danach aus, als müsste deine Kanzlei endlich mal was unternehmen, um mehr Mandanten zu bekommen.«

Das Thema war alles andere als neu. Seit dreißig Jahren erteilte Paula ungebeten Ratschläge, wie Oscar die Kanzlei, die nie genug Umsatz für sie machen würde, zu leiten hatte.

»So etwas ist sehr teuer. Figg will unbedingt solche Spots machen. Ich bin da eher skeptisch.«

»Figg kannst du ja wohl schlecht ins Fernsehen bringen, oder? Das würde jeden potenziellen Mandanten im Umkreis von hundert Kilometern abschrecken. Ich weiß auch nicht, aber diese Spots kommen mir so unprofessionell vor.«

Typisch Paula. Fernsehwerbung könnte der Kanzlei mehr Umsatz bringen, war aber gleichzeitig unprofessionell. War sie jetzt dafür oder dagegen? Oscar wusste es nicht, und außerdem war es ihm schon seit Jahren egal.

»Hat Figg nicht auch ein paar von diesen Krayoxx-Fällen?«

»Ein paar, ja«, brummte Oscar. Sie wusste nicht, dass auch Oscar und David die Klage unterschrieben hatten und für das Verfahren mitverantwortlich waren. Sie wusste auch nicht, dass die Kanzlei wegen der Prozesskosten kurz vor dem Bankrott stand. Paulas einziges Interesse war der bescheidene Anteil an den Honoraren der Kanzlei, den Oscar jeden Monat nach Hause brachte.

»Ich habe jedenfalls mit meinem Arzt über Krayoxx gesprochen, und er hat gesagt, das Medikament sei nicht gesundheitsschädlich. Es sorgt dafür, dass mein Cholesterinspiegel unter zweihundert bleibt. Ich werde es nicht absetzen.«

»Dann solltest du das auch nicht tun.« Wenn Krayoxx tatsächlich Leute umbrachte, wollte Oscar, dass sie jeden Tag ihre Dosis nahm.

»Aber im ganzen Land werden deshalb Klagen eingereicht. Ich bin mir wirklich nicht sicher. Du etwa?«

Sie glaubt an das Medikament. Sie zweifelt an dem Medikament. »Figg ist fest davon überzeugt, dass es gesundheitsschädlich ist«, sagte Oscar. »Viele der großen Kanzlei sind der gleichen Meinung, und die haben Varrick alle verklagt. Man geht generell davon aus, dass das Unternehmen einen Vergleich abschließen wird, bevor es zum Prozess kommt. Das Risiko ist einfach zu groß.«

»Und wenn es einen Vergleich gibt, was passiert dann mit Figgs Fällen?«

»Bis jetzt sind das alles Todesfälle. Acht. Und wenn es zu einem Vergleich kommt, werden wir ein schönes Honorar kriegen.«

»Wie viel?«

»Das kann man jetzt noch nicht sagen.« Oscar schmiedete bereits Pläne. Falls es mit dem Vergleich etwas wurde, würde er ausziehen, die Scheidung beantragen und dann versuchen, Paula von seinem Geld aus dem Krayoxx-Verfahren fernzuhalten.

»Aber ich bezweifle, dass Varrick einen Vergleich schließen wird«, sagte er.

»Warum denn? Dieser Bosch hat doch gerade gesagt, dass es wahrscheinlich einen Vergleich mit hohen Entschädigungssummen geben wird.«

»Bosch ist ein Idiot, und das beweist er jeden Tag aufs Neue. Diese großen Pharmaunternehmen gehen in der Regel ein paarmal vor Gericht, um vorzufühlen, wie die Stimmung ist. Wenn sie von den Geschworenen eine auf den Deckel bekommen, fangen sie an, Vergleiche zu

schließen. Wenn sie gewinnen, wird ein Fall nach dem anderen verhandelt, so lange, bis die Klägeranwälte aufgeben. Das könnte Jahre dauern.«

Mach dir keine Hoffnungen, meine Liebe.

David und Helen Zincs Liebesleben war fast so aktiv wie das von Wally und DeeAnna. Da David nicht mehr so viel arbeitete und erheblich mehr Energie zur Verfügung hatte, hatte es nicht einmal eine Woche gedauert, bis Helen schwanger geworden war. Und jetzt, wo er jeden Abend zu einer zivilen Zeit nach Hause kam, gaben sie sich alle Mühe, Versäumtes nachzuholen. Sie waren gerade mit einer Runde fertig, lagen im Bett und sahen fern, da erschien Bosch auf dem Bildschirm.

Als der Spot zu Ende war, sagte Helen: »Das wird langsam zur Hysterie.«

»O ja. Wally ist jetzt irgendwo da draußen und pflastert die Stadt mit seinen Broschüren. Es wäre einfacher, einen Fernsehspot zu schalten, aber das können wir uns nicht leisten.«

»Gott sei Dank. Wie du im Fernsehen mit Leuten wie Benny Bosch konkurrierst, möchte ich wirklich nicht sehen.«

»Ich glaube, ich würde mich sehr gut machen. ›Sind Sie verletzt worden?« – ›Wir kämpfen für Sie.‹ – ›Wir sind der Schrecken der Versicherungsgesellschaften.« Was meinst du?«

»Ich meine, deine Freunde bei Rogan Rothberg würden vor Lachen vom Stuhl fallen.«

»Ich habe keine Freunde bei Rogan Rothberg. Nur schlechte Erinnerungen.«

»Seit wann bist du jetzt weg? Seit einem Monat?«

»Seit sechs Wochen und zwei Tagen, und ich habe kei-

nen einzigen Moment daran gedacht zurückzugehen.«

»Und wie viel hast du bei deiner neuen Kanzlei verdient?«

»Sechshundertzwanzig Dollar, Tendenz steigend.«

»Unsere Familie wird bald größer sein. Hast du auch an solche Sachen wie deinen Verdienst in der Zukunft gedacht? Du hast auf dreihunderttausend Dollar Gehalt pro Jahr verzichtet. Das ist in Ordnung. Aber von sechshundert Dollar im Monat können wir nicht leben.«

»Zweifelst du an mir?«

»Nein. Aber ein bisschen Sicherheit wäre nicht schlecht.«

»Okay. Ich verspreche dir, dass ich so viel Geld verdienen werde, dass wir gesund und glücklich bleiben. Alle drei. Oder vier oder fünf oder wie viele auch immer.«

»Und wie willst du das anstellen?«

»Fernsehen. Ich mache einen Werbespot, um Krayoxx-Opfer zu finden.« David lachte. »Ich und Bosch. Was hältst du davon?«

»Du bist verrückt.«

Jetzt lachten beide. Dann gingen ihre Hände auf Wanderschaft.

Offiziell nannte man das Ganze Beweiserhebungs-sitzung, und in der Regel handelte es sich dabei um ein kurzes Treffen der Anwälte vor dem Richter, bei dem die erste Phase des Verfahrens besprochen wurde. Häufig – und ganz besonders häufig im Gerichtssaal von Harry Seawright – entschuldigte sich der Richter und schickte jemanden als Vertretung.

Heute führte jedoch Richter Seawright den Vorsitz. Als höchster Richter im Northern District von Illinois hatte er einen sehr großen und sehr gut ausgestatteten Gerichtssaal im zweiundzwanzigsten Stock des Everett Dirksen Federal Building in der Dearborn Street mitten in Chicago. Die Wände waren mit dunklem Holz vertäfelt, und es gab jede Menge Lederstühle für die verschiedenen Akteure. Auf der rechten Seite, zur Linken des Richters, saß das Team der Klägerpartei, Wally Figg und David Zinc. Auf der linken Seite, zur Rechten des Richters, hatten etwa ein Dutzend Anwälte von Rogan Rothberg Platz genommen, die Varrick Labs vertraten. Geleitet wurde das Team von Nadine Karros, der einzigen Anwältin im Gerichtssaal. Sie trug ein klassisches marineblaues Kostüm von Armani, dessen Rock knapp über dem Knie endete, dazu hautfarbene Strümpfe und Plateaupumps eines bekannten Designers mit zehn Zentimeter hohen Absätzen.

Wallys Blick hing wie gebannt an den Schuhen, dem Rock, der ganzen Frau. »Vielleicht sollten wir öfter ins

Bundesgericht kommen«, hatte er zu David gesagt, doch der war absolut nicht in Stimmung für einen Witz. Wally im Grunde genommen auch nicht. Für beide war es der erste Auftritt vor einem Bundesgericht. Wally behauptete zwar, er verhandle die ganze Zeit Fälle im Bundesgericht, doch daran hatte David so seine Zweifel. Eigentlich hätte Oscar, ihr Seniorpartner, dabei sein sollen, um es mit den beiden Schwergewichten Rogan Rothberg und Varrick aufzunehmen, aber er hatte sich krankgemeldet.

Oscar war nicht der Einzige, der fehlte. Geplant war, dass der große Jerry Alisandros und sein Team aus Spitzenanwälten in Chicago einfallen sollten, um demonstrativ Stärke zu zeigen, doch eine in letzter Minute angesetzte Verhandlung in Boston war wichtiger. Wally war hysterisch geworden, als einer von Alisandros Untergebenen anrief. »Es ist doch nur eine Beweiserhebungssitzung«, sagte der junge Mann. Während der Fahrt zum Gericht hatte Wally erhebliche Zweifel an Zell & Potter geäußert.

Für David war die Situation äußerst unangenehm. Er saß zum ersten Mal in seinem Leben im Gerichtssaal eines Bundesgerichts und wusste ganz genau, dass er kein einziges Wort von sich geben würde, weil er keine Ahnung hatte, was er sagen sollte. Die Gegenseite war ein Team aus gut angezogenen, hervorragend ausgebildeten Anwälten einer Kanzlei, der er einst treu ergeben gewesen war, einer Kanzlei, die ihn angestellt und ausgebildet hatte, die ihm ein Spitzengehalt gezahlt und eine glänzende Karriere versprochen hatte, einer Kanzlei, der er den Rücken gekehrt, der er sich verweigert hatte. Zugunsten von – Finley & Figg? Er konnte fast hören, wie sie sich im Schutz ihrer Notizblöcke über ihn lustig machten. David, mit dem illustren familiären Hintergrund und dem Abschluss von Harvard, gehörte dort drüben hin, auf die

Seite, wo man dem Mandanten Stunden in Rechnung stellte, nicht auf die Seite des Klägers, wo man sich seine Mandanten auf der Straße suchte. Er wäre am liebsten ganz woanders gewesen. Und Wally auch.

Richter Seawright nahm Platz und verschwendete keine Zeit. »Wo ist Mr. Alisandros?«, knurrte er in Richtung Wally und David.

Wally sprang auf, setzte ein schmieriges Lächeln auf und sagte: »In Boston, Sir.«

»Dann wird er heute also nicht kommen?«

»Richtig, Euer Ehren. Er war auf dem Weg hierher, musste aber wegen eines Notfalls nach Boston.«

»Ich verstehe. Er ist als Prozessbevollmächtigter für die Kläger genannt. Wenn wir das nächste Mal zusammenkommen, ist er dabei. Sagen Sie ihm das. Ich verhängte hiermit eine Geldstrafe von tausend Dollar, weil er nicht an der Sitzung teilnimmt.«

»Ja, Sir.«

»Und Sie sind Mr. Figg?«

»Korrekt, Euer Ehren, und das ist mein Kollege David Zinc.«

David versuchte zu lächeln. Er konnte sich gut vorstellen, wie sich jetzt die Anwälte von Rogan Rothberg den Hals verrenkten, um einen Blick auf ihn zu erhaschen.

»Willkommen in meinem Gerichtssaal«, sagte der Richter sarkastisch. Sein Blick ging zur Gegenseite. »Ich nehme an, Sie sind Ms. Karros?«

Nadine Karros stand auf, und alle Augen im Gerichtssaal lagen auf ihr. »Richtig, Euer Ehren, und das ist mein Kollege Luther Hotchkin.«

»Wer sind diese vielen Leute?«

»Das ist unser Verteidigerteam, Euer Ehren.«

»Brauchen Sie die wirklich alle für eine einfache Beweiserhebungssitzung?«

Mach ihnen die Hölle heiß, dachte Wally, während er auf ihren Rock starrte.

»Ja, Euer Ehren. Es handelt sich um einen großen, komplizierten Fall.«

»Das ist mir auch schon zu Ohren gekommen. Für den Rest der Besprechung können Sie sitzen bleiben.« Richter Seawright griff zu seinen Notizen und rückte die Lesebrille zurecht. »Ich habe mit zwei meiner Kollegen in Florida gesprochen, und wir sind uns nicht sicher, ob diese Fälle zu einem einheitlichen Verfahren zusammengelegt werden können. Offenbar haben die Anwälte der Kläger Schwierigkeiten, sich zu organisieren. Anscheinend wollen viele von ihnen ein größeres Stück vom Kuchen, was mich nicht weiter überrascht. Jedenfalls haben wir keine andere Wahl, als mit der Beweiserhebung in diesem Fall fortzufahren. Mr. Figg, wer sind Ihre Sachverständigen?«

Mr. Figg hatte keine Sachverständigen und auch keine Ahnung, wann er welche haben würde. In dieser Sache verließ er sich auf den zunehmend unzuverlässiger werdenden Jerry Alisandros, der schließlich versprochen hatte, sich darum zu kümmern. »Nächste Woche haben wir sie, Euer Ehren. Wie Sie wissen, arbeiten wir mit der Kanzlei Zell & Potter zusammen, die für ihre Expertise in Sammelklagen bekannt ist, und wegen des gesteigerten Interesses an Krayoxx ist es etwas schwierig geworden, die besten Sachverständigen zu beauftragen. Aber wir machen Fortschritte.«

»Das freut mich zu hören. Bitte setzen Sie sich. Sie haben diese Klage also tatsächlich eingereicht, ohne sich vorher mit einem Sachverständigen zu beraten?«

»Ahm, ja, Euer Ehren. Das ist doch so üblich.«

Richter Seawright bezweifelte, dass Mr. Figg wusste, was üblich oder unüblich war, doch er wollte den armen

Mann nicht gleich am ersten Tag allzu sehr in Verlegenheit bringen. Er griff nach einem Stift. »Sie haben zehn Tage, um Ihre Sachverständigen zu benennen. Anschließend ist es der Gegenseite gestattet, die Aussagen der Sachverständigen ohne jede Verzögerung aufzunehmen.«

»Ja, Sir.« Wally sank auf seinen Stuhl.

»Danke. Wir haben acht Todesfälle, daher haben wir es mit acht Familien zu tun. Ich möchte damit anfangen, die Aussagen aller acht gesetzlichen Vertreter aufzunehmen. Mr. Figg, wann sind diese Leute verfügbar?«

»Morgen«, erwiderte Wally.

Der Richter wandte sich an Nadine Karros. »Ist das früh genug?«

»Eine angemessene Ankündigung wäre uns lieber.« Sie lächelte.

»Ich bin sicher, dass Ihr Prozesskalender ziemlich voll ist.«

»Ja, wie immer.«

»Sie haben unbegrenzte Ressourcen. Ich habe gerade elf Anwälte gezählt, die sich eifrig Notizen machen, und ich schätze, dass Sie in Ihrer Kanzlei noch ein paar Hundert haben. Das sind lediglich beeidete Aussagen, nichts Kompliziertes, daher werden wir nächste Woche Mittwoch mit den ersten vier Klägern anfangen, und am Donnerstag sagen die übrigen vier aus. Pro Kläger maximal zwei Stunden, wenn Sie mehr Zeit brauchen, werden wir das später erledigen. Falls Sie nicht anwesend sein können, Ms. Karros, schicken Sie eben fünf oder sechs Anwälte aus Ihrer Truppe, die werden das schon schaffen.«

»Ich werde da sein, Euer Ehren«, erwiderte sie gelassen.

»Mr. Figg?«

»Wir werden da sein.«

»Einer meiner Mitarbeiter wird sich um die organisato-

rischen Dinge kümmern, die Einzelheiten gehen Ihnen dann morgen per E-Mail zu. Sobald Mr. Figg seine Sachverständigen benennt, legen wir einen Termin für deren Aussagen fest. Ms. Karros, wenn Ihre Sachverständigen zur Verfügung stehen, lassen Sie uns bitte die entsprechenden Informationen zukommen, damit wir planen können. Ich möchte diese Aussagen innerhalb von sechzig Tagen vom Tisch haben. Gibt es noch Fragen?«

Es gab keine.

Er fuhr fort. »Ich habe mir inzwischen drei andere Verfahren angesehen, die mit dieser Beklagten und ihren Produkten zu tun haben, und bin offen gesagt nicht sehr beeindruckt davon, wie sich Varrick in der Beweiserhebung verhält. Das Unternehmen hat offenbar große Schwierigkeiten damit, der Gegenseite Dokumente zukommen zu lassen. Es hat den Anwälten der Kläger Dokumente vorenthalten und wurde dabei auf frischer Tat ertappt. Es wurde von mehreren Gerichten mit Strafen belegt. Es hat sich vor den Geschworenen blamiert und wurde dazu verurteilt, hohe Entschädigungssummen zu zahlen. Trotzdem fährt es fort, Dokumente zu unterschlagen. Führungskräfte des Unternehmens wurden mindestens dreimal des Meineids angeklagt. Ms. Karros, wie wollen Sie mir garantieren, dass Ihre Mandantin sich an die Vorschriften halten wird?«

Nadine Karros starrte den Richter lange an und sagte schließlich: »In diesen anderen Fällen habe ich Varrick Labs nicht vertreten, Euer Ehren, und ich weiß nicht, was in diesem Zusammenhang vorgefallen ist. Ich lasse mir meinen guten Ruf nicht durch Klagen, mit denen ich nichts zu tun hatte, kaputtmachen. Ich kenne die Vorschriften in- und auswendig, und meine Mandanten halten sich immer an die Vorschriften.«

»Wir werden sehen. Ihre Mandantin sollte wissen, dass ich genau hinsehe. Beim ersten Hinweis auf einen Verstoß gegen die Vorschriften während der Beweiserhebung werde ich den CEO in diesen Gerichtssaal beordern und ein Exempel statuieren. Haben Sie das verstanden, Ms. Karros?«

»Ja, Sir.«

»Mr. Figg, Sie haben noch keine Dokumente angefordert. Wann soll das geschehen?«

»Wir arbeiten dran, Euer Ehren«, sagte Wally mit so viel Selbstvertrauen wie möglich »In zwei Wochen dürfen wir so weit sein.« Alisandros hatte versprochen, eine lange Liste mit den Dokumenten, die von Varrick angefordert werden sollten, zu erstellen, doch bis jetzt war von ihm noch nichts gekommen.

»Ich warte«, sagte Seawright. »Das ist Ihre Klage. Sie haben sie eingereicht, also sorgen Sie jetzt auch dafür, dass es weitergeht.«

»Ja, Sir«, erwiderte Wally eingeschüchtert.

»Noch etwas?«, fragte Seawright. Die meisten Anwälte schüttelten den Kopf. Der Richter schien jetzt etwas entspannter zu sein. »Ich glaube, dieser Fall ist unter der örtlichen Prozessordnungsvorschrift 83 Absatz 19 gut aufgehoben. Haben Sie das in Betracht gezogen, Mr. Figg?«

Mr. Figg hatte dies nicht in Betracht gezogen, weil Mr. Figg die örtliche Prozessordnungsvorschrift 83 Absatz 19 nicht kannte. Er machte den Mund auf, bekam aber keinen Ton heraus.

David sprang ein und sprach seine ersten Worte vor Gericht: »Wir haben das in Betracht gezogen, uns aber diesbezüglich noch nicht mit Mr. Alisandros beraten. Eine Entscheidung dürfte noch diese Woche fallen.«

Seawright sah Nadine Karros an. »Was meinen Sie?«

»Wir vertreten die Beklagte, Euer Ehren, und haben es mit einem Prozess nie eilig.«

Ihre Unverfrorenheit amüsierte den Richter.

Wally flüsterte David zu: »Was zum Teufel ist Vorschrift 83 Absatz 19?«

»Die Schnellverfahrensliste. Der Fall wird sozusagen auf die Überholspur geschoben und mit Vollgas durchgepeitscht«, flüsterte David zurück.

»Aber das wollen wir doch gar nicht, oder?«, zischte Wally.

»Nein. Wir wollen einen Vergleich und Kasse machen.«

»Sie brauchen diesbezüglich keinen Antrag zu stellen, Mr. Figg«, sagte der Richter. »Ich wende auf diesen Fall Vorschrift 83 Absatz 19 an. Ab jetzt gilt das beschleunigte Verfahren, Mr. Figg, also sollten wir sehen, dass wir vorankommen.«

»Ja, Sir«, brachte Wally heraus.

Richter Seawright ließ den Hammer niedersausen. »Die nächste Sitzung findet in sechzig Tagen statt, und ich erwarte, dass Mr. Alisandros daran teilnimmt. Die Sitzung ist vertagt.«

Während David und Wally Dokumente und Notizblöcke in ihre Aktenkoffer stopften und auf einen schnellen Abgang hofften, kam Nadine Karros zu ihnen herüber und stellte sich kurz vor. »Mr. Figg, Mr. Zinc, ich freue mich, Sie kennenzulernen«, sagte sie mit einem Lächeln, das Wallys nervöses Herz zum Stolpern brachte.

»Ganz meinerseits«, entgegnete er. David erwiderte ihr Lächeln und gab ihr die Hand.

»Das scheint ein langer, harter Kampf zu werden«, sagte sie, »bei dem es um eine Menge Geld geht. Ich werde versuchen, so professionell wie möglich zu bleiben und

Ressentiments erst gar nicht entstehen zu lassen. Und ich bin sicher, dass Ihre Kanzlei sich genauso verhalten wird.«

»Aber natürlich«, beeilte sich Wally zu sagen. Um ein Haar hätte er sie auf einen Drink eingeladen. David war nicht so leicht zu manipulieren. Er hatte den Eindruck, dass hinter ihrem hübschen Gesicht und der sympathischen Art eine erbarmungslose Gegnerin steckte, die es genoss, wenn ihr Gegner im Gerichtssaal blutete.

»Dann sehen wir uns nächsten Mittwoch«, sagte sie. »Wenn nicht schon früher«, erwiderte Wally, um einen lahmen Witz anzubringen.

Als Nadine Karros zu ihrem Tisch zurückging, packte David seinen Kollegen am Arm und sagte: »Verschwinden wir von hier.«

Seit Helen schwanger war und nur noch an die Zukunft mit ihrem Kind dachte, war ihr Studium an der Northwestern nicht mehr so wichtig. Sie ließ eines der Seminare ausfallen, weil ihr morgens immer schlecht war, und kämpfte in den meisten anderen mit Motivationsproblemen. David versuchte mehrfach, sie zum Weitermachen zu überreden, doch sie wollte nicht mehr. Sie war fast vierunddreißig, außer sich vor Freude darüber, Mutter zu werden, und verlor schnell das Interesse daran, ihre Promotion in Kunstgeschichte abzuschließen.

An einem kalten Tag im März waren sie zum Mittagessen in einem Café in der Nähe des Campus, als zufällig Toni Vance, eine Freundin Helens von der Universität, hereinkam. David hatte sie bis jetzt nur einmal getroffen. Sie war zehn Jahre älter als Helen und hatte zwei Kinder im Teenageralter und einen Mann, der irgendetwas mit Containerlogistik machte. Und sie hatte eine myanmari-sche Haushälterin mit einem Enkel, der noch am Leben, aber vermutlich hirngeschädigt war. Helen hatte Toni gedrängt, ein Gespräch zu arrangieren, doch die Haushälterin hatte sich geweigert.

Nachdem David sich ein wenig umgehört hatte, ohne gegen ein Gesetz zu verstoßen oder jemandes Privatsphäre zu verletzen, hatte er erfahren, dass der kleine Junge seit zwei Monaten auf der Intensivstation des Lakeshore Children's Hospital in Chicagos North Side lag. Er hieß

Thuya Khaing und war in Sacramento geboren worden, also US-Staatsbürger. Was seine Eltern anging, so hatte David keine Ahnung, ob sie eine Aufenthaltsgenehmigung besaßen. Zaw, die Haushälterin, hatte angeblich eine Greencard.

»Ich glaube, Zaw würde jetzt mit euch reden«, sagte Toni, während sie ihren Espresso trank.

»Wann und wo?«, fragte David.

Toni sah auf die Uhr. »Mein nächstes Seminar ist um zwei zu Ende, dann gehe ich nach Hause. Warum kommt ihr dann nicht einfach vorbei?«

Um 14.30 Uhr parkten David und Helen hinter einem Jaguar in der Einfahrt eines beeindruckenden, modernen Hauses in Oak Park. Was auch immer Mr. Vance mit Containerladungen machte, er machte es gut. Das Haus hatte an allen Ecken und Enden irgendwelche Vorsprünge und bestand aus Tonnen von Glas und Marmor ohne ein erkennbares Design. Verzweifelt bemühte es sich, ein Unikat zu sein, was ihm auch gelang. Nachdem sie ein wenig gesucht hatten, fanden sie die Haustür und wurden von Toni begrüßt, die sich inzwischen umgezogen hatte und es nicht mehr darauf anlegte, wie eine zwanzigjährige Studentin auszusehen. Sie führte sie in einen Wintergarten, der eine großartige Sicht auf den Himmel und die Wolken bot, und kurze Zeit später kam Zaw mit einem Tablett voller Kaffeetassen herein. Toni stellte sie einander vor.

David hatte noch nie eine Myanmarin kennengelernt, aber er schätzte sie auf sechzig. Sie war sehr klein, mit kurzen grauen Haaren und einem Gesicht, das ständig lächelte.

»Sie spricht sehr gut Englisch«, sagte Toni. »Setzen Sie sich doch zu uns, Zaw.«

Zaw setzte sich auf einen kleinen Hocker neben ihre

Chefin, und es war ihr anzumerken, wie unangenehm ihr das war.

»Wie lange sind Sie denn schon in den Vereinigten Staaten?«, fragte David.

»Zwanzig Jahre.«

»Und Ihre Familie ist auch hier?«

»Mein Mann ist hier, arbeitet für Sears. Mein Sohn auch. Arbeitet für Baumfirma.«

»Und er ist der Vater des Enkels, der im Krankenhaus liegt?«

Sie nickte langsam. Das Lächeln verschwand, als David den Jungen erwähnte. »Ja.«

»Hat der Junge Geschwister?«

Sie hob zwei Finger in die Höhe. »Zwei Schwestern.«

»Sind sie auch krank gewesen?«

»Nein.«

»Können Sie mir sagen, was passiert ist, als der Junge krank wurde?«

Sie sah Toni an, die sagte: »Ist okay, Zaw. Sie können ihnen vertrauen. Mr. Zinc muss das wissen.«

Zaw nickte und begann zu erzählen, den Blick die ganze Zeit auf den Boden gerichtet. »Er sehr müde die ganze Zeit, schlafen viel, dann viel Schmerz hier.« Sie legte die Hand auf ihren Bauch. »Er so viel weinen wegen Schmerz. Dann anfangen sich übergeben, jeden Tag sich übergeben, und er nimmt ab, wird ganz dünn. Wir ihn bringen zum Arzt. Sie ihn bringen ins Krankenhaus, und er dann eingeschlafen.« Sie berührte ihren Kopf. »Sie glauben, er hat Problem mit Gehirn.«

»Hat der Arzt gesagt, dass es eine Bleivergiftung ist?«

Sie nickte. »Ja.« Ohne zu zögern.

Auch David nickte, während er kurz überlegte. »Wohnt Ihr Enkel bei Ihnen?«

»Nebenan. Wohnung.«

Er sah Toni an. »Weißt du, wo sie wohnt?«

»Rogers Park, in einem alten Wohnblock. Ich glaube, dort sind alle aus Myanmar.«

»Zaw, könnte ich mir die Wohnung ansehen, in der der Junge wohnt?«

Sie nickte. »Ja.«

»Warum musst du dir die Wohnung ansehen?«, fragte Toni.

»Um die Quelle für das Blei zu finden. Es könnte in der Farbe an den Wänden stecken oder in seinem Spielzeug. Es könnte auch im Wasser sein. Ich sollte nachsehen.«

Zaw stand auf. »Entschuldigung, bitte.« Gleich darauf kam sie mit einem kleinen Plastikbeutel zurück, aus dem sie ein pinkfarbenedes Plastikgebiss mit zwei großen Vampirzähnen herausholte. »Das ihm gefallen sehr. Er erschreckt seine Schwestern, macht lustige Geräusche.«

David nahm das billige Spielzeug in die Hand. Der Kunststoff war spröde, die Farbe an einigen Stellen abgesplittert. »Haben Sie gesehen, wie er damit gespielt hat?«

»Ja. Oft.«

»Wann hat er das bekommen?«

»Letztes Jahr. Alloween. Ich weiß nicht, ob ihn krank gemacht, aber er hat oft benutzt, ganze Zeit. Pink, grün, schwarz, blau, viele Farbe.«

»Dann gibt es davon einen ganzen Satz?«

»Ja.«

»Wo sind die anderen?«

»In Wohnung.«

Es war schon dunkel und schneite stark, als David und Helen den Wohnblock fanden. Die Gebäude waren in

den 1960er-Jahren aus Sperrholzplatten und Dachpappe errichtet worden, mit ein paar Ziegelsteinen als Treppen und hie und da ein paar Büschen. Alle Wohnungen gingen über zwei Stockwerke, und bei einigen, die offensichtlich leer standen, waren die Fenster mit Brettern vernagelt. Davor waren eine Handvoll Fahrzeuge geparkt, alles uralte Importe aus Japan. Es drängte sich der Eindruck auf, dass der Wohnblock sofort abgerissen werden würde, wenn die myanmarischen Einwanderer nicht wären.

Zaw wartete vor 14B auf sie und führte sie die wenigen Schritte bis zu 14C. Thuyas Eltern sahen wie zwanzig aus, gingen aber auf die vierzig zu. Sie wirkten müde, traurig und so besorgt wie alle Eltern in einer solchen Situation. Obwohl sie Angst vor dem amerikanischen Rechtssystem hatten und sich damit nicht auskannten, waren sie dankbar, dass ein echter Anwalt zu ihnen nach Hause gekommen war. Die Mutter, Lwin, huschte in der Wohnung herum und brachte Tee. Der Vater, Zaws Sohn, hieß Soe, und als Herr des Hauses führte er das Gespräch. Sein Englisch war gut, viel besser als das seiner Frau.

Wie Zaw gesagt hatte, war er bei einer Firma angestellt, die alle möglichen Baumarbeiten ausführte. Seine Frau putzte Büros in der Innenstadt. Sowohl David als auch Helen war sofort klar, dass ihrem Besuch eine heftige Diskussion vorangegangen war.

Die Wohnung war nur spärlich möbliert, aber penibel aufgeräumt und sehr sauber. Die einzige Dekoration war ein großes Foto von Aung San Suu Kyi, der Friedensnobelpreisträgerin von 1991 und bekanntesten Regimekritikerin Myanmars. In der Küche stand etwas auf dem Herd, das durchdringend nach Zwiebeln roch. Im Auto hatten sich die Zinns geschworen, dass sie nicht zum Essen blei-

ben würden, falls sie wider Erwarten eingeladen wurden. Von Thuyas beiden Schwestern war weder etwas zu sehen noch zu hören.

Der fahlgelbe Tee wurde in winzigen Tassen serviert, und nach ein, zwei Schlucken fragte Soe: »Warum wollen Sie mit uns sprechen?«

David trank den ersten Schluck und hoffte, dass es sein letzter sein würde. »Wenn Ihr Sohn tatsächlich eine Bleivergiftung hat und wenn das Blei von einem Spielzeug oder einem anderen Gegenstand in dieser Wohnung kommt, können Sie vielleicht – und ich betone das Wort ›vielleicht‹ – dem Hersteller des gefährlichen Produkts gegenüber einen rechtlichen Anspruch geltend machen. Ich würde in dieser Angelegenheit gern weitere Nachforschungen anstellen, aber ich kann Ihnen nichts versprechen.«

»Soll das heißen, wir könnten Geld bekommen?«

»Möglich. Deshalb macht man einen rechtlichen Anspruch geltend. Aber zuerst müssen wir noch mehr herausfinden.«

»Wie viel Geld?«

Wally würde ihnen jetzt natürlich alles versprechen. David hatte selbst gehört, wie er mehreren seiner Kray-ox-Mandanten eine Million und mehr praktisch garantiert hatte. »Das kann ich nicht beantworten. Es ist noch zu früh. Ich würde gern Nachforschungen anstellen und Beweismaterial für eine Klage sammeln. Einen Schritt nach dem anderen.«

Helen sah ihren Mann voller Bewunderung an. Er machte das gar nicht schlecht, obwohl er sich auf diesem Gebiet nicht auskannte. In seiner Zeit bei Rogan Rothberg war er nicht einmal in die Nähe einer Klage gekommen.

»Okay«, sagte Soe. »Und jetzt?«

»Zwei Dinge«, erwiderte David. »Erstens, ich würde mir gern seine Sachen ansehen. Spielzeug, Bücher, Bett, alles, was eine Quelle für das Blei sein könnte. Zweitens, Sie müssten mir einige Dokumente unterschreiben, damit ich Einblick in seine Krankenakte bekomme.«

Soe nickte Lwin zu, die in einen kleinen Karton griff und einen wiederverschließbaren Plastikbeutel herausnahm. Sie öffnete ihn und legte vier Plastikgebisse mit Vampirzähnen nebeneinander auf den kleinen Beistelltisch – blau, schwarz, grün und rot. Zaw fügte das pinkfarbene Gebiss hinzu, das sie ihnen bei ihrem Besuch am Nachmittag gezeigt hatte, und der Satz war vollständig.

»Die Zähne heißen Nasty Teeth«, sagte Soe.

David starrte den Satz Vampirzähne an und hatte zum ersten Mal das Gefühl, dass aus dieser Sache eine ganz große Klage werden konnte. Er nahm das grüne Gebiss in die Hand – hartes, aber biegsames Plastik, flexibel genug, um sich leicht öffnen und schließen zu lassen. Er konnte sich gut vorstellen, wie der kleine Thuya mit den Zähnen im Mund seine Schwestern anknurrte und nach ihnen schnappte.

»Ihr Sohn hat damit gespielt?«

Lwin nickte traurig. Soe sagte: »Er hatte sie die ganze Zeit im Mund. Einmal hat er sogar versucht, damit zu essen.«

»Wer hat die Zähne gekauft?«

»Ich«, erwiderte Soe. »Ich habe auch noch ein paar andere Sachen für Halloween gekauft. Sie waren nicht teuer.«

»Wo haben Sie sie gekauft?«, fragte David, der um ein Haar den Atem angehalten hätte. Er hoffte auf eine Antwort wie Walmart, Kmart, Target, Sears, Marshall Field's – irgendeine Kette, der man tief in die Tasche greifen konnte.

»Auf dem Markt«, antwortete Soe.

»Welchem Markt?«

»Das große Einkaufszentrum. Beim Logan Square.«

»Er meint wahrscheinlich die Mighty Mall«, sagte Helen, und Davids Hoffnungen schwanden. Die Mighty Mall war ein Sammelsurium aus weitläufigen Metallgebäuden, in denen ein Labyrinth aus kleinen Verkaufsständen und Buden errichtet worden war. Dort konnte man fast alles kaufen, was für Geld zu bekommen war, und etliches vom Schwarzmarkt noch dazu. Billige Kleidung, Haushaltswaren, alte Langspielplatten, Sportartikel, gefälschte CDs, gebrauchte Taschenbücher, Modeschmuck, Spielzeug, Brettspiele, unzählige Artikel. Die günstigen Preise zogen Scharen von Käufern an. So gut wie jedes Geschäft lief in bar ab. Buchführung und Quittungen waren keine Prioritäten.

»Waren die Zähne in einer Verpackung?«, fragte David. Auf einer Verpackung würde der Name des Herstellers und vielleicht auch der des Importeurs stehen.

»Ja, aber die ist weg«, sagte Soe. »Im Müll, schon lange.«

»Keine Verpackung«, fügte Lwin hinzu.

Die Wohnung hatte zwei Schlafzimmer – eines wurde von den Eltern benutzt, das andere von den Kindern. David folgte Soe, während die Frauen im Wohnzimmer blieben. Thuyas Bett war eine kleine Matratze auf dem Boden neben denen seiner Schwestern. Die Kinder hatten ein kleines, billiges Regal, in dem Mal- und Taschenbücher waren. Daneben stand eine Plastikbox mit Spielzeug für einen Jungen.

»Das ist seins«, sagte Soe, während er auf die Kiste deutete.

»Darf ich mir die Sachen ansehen?«, fragte David.

»Ja, bitte.«

David ließ sich auf die Knie fallen und ging langsam den Inhalt der Kiste durch – Actionfiguren, Rennautos, Flugzeuge, eine Pistole, Handschellen, das übliche Sortiment von billigem Spielzeug für einen Fünfjährigen. Er stand auf. »Ich sehe mir das später noch einmal an. Sorgen Sie bitte dafür, dass alles hierbleibt.«

Als sie wieder im Wohnzimmer waren, wurden die Vampirzähne zurück in den Plastikbeutel gesteckt. David erklärte, dass er sie zu einem Experten für Bleivergiftung schicken und testen lassen wolle. Wenn die Gebisse tatsächlich einen zu hohen Bleigehalt aufwiesen, würden sie sich wieder treffen und die Klage besprechen. Er warnte die Eltern vor, dass es schwierig sein könne, den Hersteller des Spielzeugs herauszufinden, und versuchte, jegliche Hoffnungen auf eine Entschädigung zu dämpfen. Als die Zincs gingen, schienen die drei – Zaw, Lwin und Soe – genauso verwirrt und besorgt zu sein wie vorher. Dann machte sich Soe auf den Weg ins Krankenhaus, um die Nacht über bei Thuya zu bleiben.

Am nächsten Morgen schickte David den Satz Vampirzähne per Kurierdienst an ein Labor in Akron. Der Leiter, Dr. Biff Sandroni, war ein führender Experte für Bleivergiftungen bei Kindern. David schickte gleich einen Scheck über zweitausendfünfhundert Dollar mit, nicht von Finley & Figg, sondern von seinem privaten Bankkonto. Er musste den Fall erst noch mit seinen beiden Chefs besprechen und hatte vor, das so lange aufzuschieben, bis er mehr wusste.

Zwei Tage später rief Sandroni an, um ihm mitzuteilen, dass er das Päckchen und den Scheck bekommen habe und es etwa eine Woche dauern werde, bis er die

Vampirzähne testen könne. Er war sehr interessiert an dem Fall, weil er noch nie ein Spielzeug gesehen hatte, das im Mund behalten werden sollte. So gut wie jedes Spielzeug, das von seinem Labor untersucht wurde, war eines, auf dem ein Kind aus welchen Gründen auch immer herumgekaut hatte. Das Spielzeug stammte vermutlich aus China, Mexiko oder Indien, und ohne die Verpackung war es praktisch unmöglich, Importeur und Hersteller zu bestimmen.

Sandroni redete gern und fing an, von seinen wichtigsten Fällen zu erzählen. Er sage ständig als Sachverständiger aus – »ich liebe den Gerichtssaal« – und sei entscheidend an Urteilen mit Entschädigungssummen in Höhe von mehreren Millionen Dollar beteiligt gewesen. Er nannte David »David« und bestand darauf, »Biff« genannt zu werden. Während David zuhörte, fiel ihm auf, dass er sich noch nie mit jemandem unterhalten hatte, der Biff hieß. Angesichts des Redeschwall s wäre er normalerweise beunruhigt gewesen, doch seine Recherche zu Experten für Bleivergiftung hatte ergeben, dass Dr. Sandroni einen hervorragenden Ruf besaß.

Um sieben Uhr am nächsten Samstagmorgen fuhren David und Helen zur Mighty Mall und fanden nach längerem Suchen auch einen Parkplatz. Es herrschte dichter Verkehr, und das Einkaufszentrum war bereits gut gefüllt. Draußen war es knapp über null Grad, drinnen nicht viel wärmer. Sie warteten in einer langen Schlange vor einem Verkaufsstand, kauften zwei große Becher heißen Kakao und machten sich an die Arbeit. Der Markt wirkte chaotisch, doch es herrschte tatsächlich eine gewisse Ordnung. Die Imbissbuden in der Nähe des Eingangs verkauften Köstlichkeiten wie Hotdogs, Donuts und Zuckerwatte, die

regen Zuspruch fanden. Als Nächstes kam eine Reihe Verkaufsstände, an denen billige Kleidung und Schuhe angeboten wurden. Ein zweiter Gang enthielt Stände mit Büchern und Schmuck, dann kamen Möbel und Autoteile.

Kunden und Verkäufer stammten aus allen Teilen der Welt. Neben Englisch und Spanisch waren zahlreiche andere Sprachen zu hören: asiatische, etwas Afrikanisches, dann eine laute Stimme, die vermutlich Russisch sprach.

David und Helen ließen sich mit der Menge treiben und blieben gelegentlich stehen, um sich etwas anzusehen. Nach einer Stunde, in der der Kakao kalt geworden war, fanden sie die Abteilung mit den Haushaltswaren und dann das Spielzeug. Es gab drei Verkaufsbuden, die Tausende billiger Artikel anboten, doch nichts davon sah aus wie ein Satz Vampirzähne. Den Zins war klar, dass es bis Halloween noch mehrere Monate waren und kaum eine Chance bestand, Kostüme und Ähnliches zu finden.

David griff nach einer Packung mit drei verschiedenen Dinosauriern, alle so klein, dass ein Kind sie in den Mund stecken und darauf herumkauen konnte, aber zu groß, um verschluckt zu werden. Alle drei waren grün angemalt. Nur ein Wissenschaftler wie Sandroni konnte die Farbe abkratzen und auf Blei untersuchen, doch nach einem Monat ausführlicher Recherche zu diesem Thema war David davon überzeugt, dass die meisten billigen Spielwaren giftig waren. Die Dinosaurier wurden von Larkette Industries in Mobile, Alabama, verkauft und in China hergestellt. Er hatte den Namen Larkette bereits als Beklagte in mehreren Verfahren gesehen.

Während er die Dinosaurier in der Hand hielt, musste er daran denken, wie absurd das Ganze war. In achttausend Kilometern Entfernung wurde für wenige Cent ein billiges Spielzeug hergestellt, mit Bleifarbe angemalt, in

die Vereinigten Staaten importiert, dann kam es über das Vertriebssystem hierher, auf einen gigantischen Flohmarkt, wo es für 1,99 Dollar angeboten, von den ärmsten Kunden gekauft und einem Kind in die Hand gedrückt wurde, das darauf herumkaute, mit einem Hirnschaden im Krankenhaus endete und sein ganzes Leben lang darunter litt. Wo waren die vielen Verbraucherschutzgesetze, Kontrolleure, Bürokraten?

Ganz zu schweigen von den Unsummen an Geld, die notwendig waren, um das Kind zu behandeln und sein Leben lang zu versorgen.

»Wollen kaufen?«, fuhr ihn eine kleine Frau mexikanischer Abstammung an.

»Nein, danke«, sagte David, der in die Realität zurückkehrte. Er legte das Spielzeug auf den Stapel und ging weiter.

»Hast du irgendwo Vampirzähne gesehen?«, fragte er, als er hinter Helen trat.

»Nein.«

»Mir ist kalt. Lass uns gehen.«

Wie von Richter Seawrights Referendar festgelegt, wurde mit der Aufnahme der Aussagen von Finley & Figgs Krayoxx-Mandanten pünktlich um neun Uhr morgens begonnen, in einem Ballsaal des Marriott im Stadtzentrum. Da die Beklagte, Varrick Labs, die Rechnung für die Aussagen übernahm, gab es nebst Kaffee, Tee und Säften auch ein paar große Platten mit belegten Brötchen und Gebäck. An einem langen Tisch hatte man an einem Ende eine Videokamera und am anderen Ende einen Stuhl für die Zeugen aufgestellt.

Iris Klopeck war die erste Zeugin. Tags zuvor hatte sie den Notruf gewählt und sich von einem Rettungswagen ins Krankenhaus bringen lassen, wo man sie wegen Herzrhythmusstörungen und Bluthochdruck behandelte. Sie war mit ihren Nerven am Ende und sagte mehrmals zu Wally, dass sie die Klage zurücknehmen wolle. Er erwähnte mehr als einmal, dass sie bald einen großen Scheck – »vermutlich eine Million Dollar« – bekomme, wenn sie die Sache durchziehe, und das half tatsächlich ein wenig. Eine große Hilfe war auch eine Dosis Xanax, sodass Iris, als sie auf dem Zeugenstuhl saß und die Scharen von Anwälten am Tisch sah, ziemlich glasige Augen hatte und immer mal wieder ins Land der Träume abdriften wollte.

Trotzdem erstarrte sie jetzt erst einmal und sah ihren Anwalt hilflos an.

»Ist nur eine Aussage«, hatte Wally sie mehrmals zu beruhigen versucht. »Es werden eine Menge Anwälte da sein, aber das sind nette Leute, jedenfalls die meisten.«

Iris war nicht der Meinung, dass sie nett waren. Links von ihr saß eine lange Reihe junger Männer in dunklen Anzügen, die alle angestrengt die Stirn runzelten. Sie kritzelten die ganze Zeit etwas auf ihre Notizblöcke, dabei hatte sie noch nicht einmal den Mund aufgemacht. Ihr am nächsten saß eine Anwältin, eine attraktive Frau, die lächelte und ihr geholfen hatte, sich hinzusetzen. Rechts von ihr hatten Wally und seine beiden Kollegen Platz genommen.

Die Frau sagte: »Ms. Klopeck, ich heiße Nadine Karros. Ich bin die leitende Anwältin für Varrick Labs. In den nächsten zwei Stunden werden wir Ihre Aussage aufnehmen, und bitte versuchen Sie, sich zu entspannen. Ich verspreche Ihnen, dass ich Ihnen keine Fangfragen stellen werde. Wenn Sie eine Frage nicht verstehen, brauchen Sie sie nicht zu beantworten. Ich werde sie dann einfach wiederholen. Können wir anfangen?«

»Ja«, sagte Iris, die alles doppelt sah.

Neben Iris saß eine Gerichtsstenografin, die nun bat: »Heben Sie die rechte Hand.« Iris tat, wie ihr geheißen. Dann schwor sie, die Wahrheit zu sagen.

»Ms. Klopeck, Ihre Anwälte haben Ihnen sicher schon erklärt, dass wir Ihre Aussage auf Video aufnehmen«, sagte Ms. Karros. »Dieses Video kann dann vor Gericht verwendet werden, wenn Sie aus irgendwelchen Gründen nicht selbst aussagen können. Haben Sie das verstanden?«

»Ich glaube, ja.«

»Wenn Sie also bitte in die Kamera sehen, wenn Sie reden.«

»Ich werde es versuchen. Ja, das schaffe ich schon.«

»Großartig. Ms. Klopeck, nehmen Sie zurzeit Medikamente?«

Iris starrte in die Kamera, als wartete sie darauf, dass diese ihr signalisierte, was sie sagen sollte. Sie nahm jeden Tag elf Tabletten gegen Diabetes, Bluthochdruck, Cholesterin, Herzrhythmusstörungen, Arthritis, Nierensteine und einige andere Gebrechen, doch Sorgen machte sie sich nur wegen Xanax, weil das Beruhigungsmittel ihre psychische Verfassung beeinflussen konnte. Wally hatte ihr geraten, jeder Diskussion über Xanax aus dem Weg zu gehen, falls sie danach gefragt wurde – und jetzt fing Ms. Karros ausgerechnet damit an.

Iris kicherte. »Ja, natürlich, ich nehme eine ganze Menge Zeug.«

Es dauerte fünfzehn Minuten, bis sie alle Medikamente aufgezählt hatte, wobei das Xanax keine große Hilfe war. Gerade als Iris am Ende ihrer Liste angekommen war, fiel ihr noch ein anderes Medikament ein, und sie platzte heraus: »Krayoxx habe ich auch genommen, aber damit habe ich aufgehört. Das Zeug bringt einen ja um.«

Wally brüllte vor Lachen. Oscar fand es auch witzig. David unterdrückte ein Schmunzeln, während er sich die ausdruckslosen Gesichter der gegnerischen Anwälte ansah, von denen sich kein Einziger auch nur den Ansatz eines Grinsens erlaubte.

Doch Nadine lächelte. »Ist das alles, Ms. Klopeck?«

»Ich glaube, ja«, erwiderte Iris, aber sicher war sie nicht.

»Sie nehmen also nichts, was Einfluss auf Ihre Urteilskraft, Ihr Erinnerungsvermögen oder Ihre Fähigkeit, wahrheitsgemäß zu antworten, haben könnte?«

Iris warf einen Blick in Richtung Wally, der sich hinter

seinem Notizblock versteckte, und für eine Sekunde war klar, dass hier etwas verschwiegen wurde. »Das ist richtig«, sagte Iris.

»Nichts gegen Depressionen, Stress, Panikattacken, Angststörungen?«

Es hatte den Anschein, als würde Ms. Karros die Gedanken von Iris lesen und wissen, dass sie log. Iris saß ein dicker Kloß im Hals, als sie sagte: »Normalerweise nicht.«

Zehn Minuten später versuchten sie immer noch, »normalerweise nicht« zu definieren, und schließlich gab Iris zu, dass sie »hin und wieder« ein Xanax einwarf. Sie wand sich wie ein Aal, als Ms. Karros versuchte, ihr genauere Angaben zur Dosis zu entlocken. Sie nannte das Medikament »meine Glückspillen«, kam aus dem Konzept und begann zu stottern, mühte sich aber tapfer weiter. Trotz ihrer undeutlichen Aussprache und schweren Augenlider versicherte sie der Phalanx von Anwälten zu ihrer Linken, dass sie einen klaren Kopf habe und es jetzt losgehen könne.

Adresse, Geburtsdatum, Familienangehörige, Beruf, Ausbildung, die Aussage versank schnell in Eintönigkeit, während Nadine und Iris die Familie Klopeck beschrieben, mit besonderer Betonung von Percy, dem Verstorbenen. Iris, die gerade einen lichten Moment hatte, schaffte es sogar ganze zwei Mal, ein ersticktes Schluchzen von sich zu geben, als sie über ihren geliebten Ehemann sprach, der jetzt seit fast zwei Jahren tot war. Ms. Karros erkundigte sich nach Percys Gesundheit und Gewohnheiten – Alkohol, Zigaretten, Bewegung, Ernährung. Sosehr Iris auch versuchte, den alten Herrn in guter Verfassung erscheinen zu lassen, machte sie ihre Sache doch ordentlich und zeichnete ein genaues Bild von ihm. Percy wirkte wie ein fatter, kranker Mann, der sich ungesund ernährt,

zu viel Bier getrunken und fast die ganze Zeit auf dem Sofa gelegen hatte. »Aber das mit dem Rauchen hatte er sich abgewöhnt«, fügte Iris mindestens zweimal hinzu.

Nach einer Stunde machten sie eine Pause. Oscar entschuldigte sich mit der Begründung, er habe bei Gericht zu tun, was Wally ihm nicht abkaufte. Er hatte seinen Seniorpartner praktisch gezwungen, ihn zur Aufnahme der Aussagen zu begleiten, als eine Art Machtdemonstration angesichts der Bodentruppen, die Rogan Rothberg schicken würde, obwohl höchst zweifelhaft war, dass die Anwesenheit von Oscar Finley die Gegenseite nervös machen würde. Bei voller Besetzung saßen auf der Seite von Finley & Figg drei Anwälte am Tisch. Jetzt war es einer weniger. Drei Meter weiter, auf der anderen Seite, zählte Wally acht Anwälte. Sieben Anwälte, die einfach nur da-saßen und sich Notizen machten, während Nadine Karros als Einzige etwas sagte? Lächerlich. Doch während Iris ihre Antworten herunterleierte, kam Wally der Gedanke, dass diese offenkundige Machtdemonstration womöglich etwas Gutes hatte. Vielleicht war Varrick schon dermaßen beunruhigt, dass das Unternehmen Rogan Rothberg angewiesen hatte, weder Kosten noch Mühe zu scheuen. Vielleicht hatte Finley & Figg die Gegenseite schon in die Ecke getrieben und wusste es nur noch nicht.

Als es mit der Aussage weiterging und Iris von Nadine aufgefordert wurde, über Percys Krankengeschichte zu sprechen, schweiften Wallys Gedanken ab. Er war immer noch verärgert darüber, dass Jerry Alisandros schon wieder fehlte. Zuerst hatte Alisandros große Töne gespuckt und davon gesprochen, an der Aufnahme der Aussagen mit seiner kompletten Entourage teilzunehmen, um sich so einen dramatischen Einstieg in den Fall zu verschaffen, den Kampf mit Rogan Rothberg aufzunehmen und sein

Revier abzustecken. Doch eine andere dringliche Sache, dieses Mal in Seattle, war wichtiger gewesen. »Das sind doch nur die Aussagen«, hatte Alisandros einem gereizten Wally tags zuvor am Telefon gesagt: »Ganz einfache Sache.«

Ganz einfache Sache. Ja klar.

Iris sprach gerade über einen von Percys alten Leistenbrüchen.

Davids Rolle war begrenzt. Er war als Stuhlwärmer mitgekommen, als echter Anwalt, der Platz in Anspruch nahm, aber außer Notizenmachen und Lesen nichts zu tun hatte. Er sah gerade eine Studie der Arzneimittelzulassungsbehörde FDA über Bleivergiftungen bei Kindern durch.

Gelegentlich sagte Wally höflich: »Einspruch. Verlangt von der Zeugin eine Schlussfolgerung.«

In diesem Fall unterbrach sich Ms. Karros und wartete, bis Wally zu Ende gesprochen hatte. Dann sagte sie: »Sie können die Frage beantworten, Ms. Klopeck.« Und die gute Iris erzählte ihr alles, was sie hören wollte.

Die von Richter Seawright angesetzten zwei Stunden für eine Aussage wurden strikt eingehalten. Um 10.58 Uhr stellte Ms. Karros ihre letzte Frage, dann bedankte sie sich bei Iris dafür, dass diese so eine gute Zeugin gewesen sei. Iris tastete nach ihrer Handtasche, in der sie das Xanax mit sich herumtrug. Wally begleitete sie zur Tür und versicherte ihr, dass sie ihre Sache hervorragend gemacht habe.

»Was glauben Sie? Wann wollen die einen Vergleich?«, flüsterte sie.

Wally legte einen Finger auf die Lippen und schob sie nach draußen.

Die Nächste war Millie Marino, Witwe von Chester,

Stiefmutter von Lyle, dem Erben der Baseballkartensammlung und Wallys erster Informationsquelle über Krayoxx. Millie war neunundvierzig, attraktiv, einigermaßen fit, einigermaßen gut angezogen und stand offenbar nicht unter dem Einfluss von Medikamenten, womit sie sich erheblich von der vorherigen Zeugin unterschied. Sie war zwar zu ihrer Aussage erschienen, aber immer noch nicht restlos von der Klage überzeugt. Sie und Wally stritten sich nach wie vor über den Nachlass ihres verstorbenen Mannes. Sie drohte immer noch damit, ihm das Mandat für die Klage zu entziehen und sich einen anderen Anwalt zu suchen. Wally hatte angeboten, ihr eine Entschädigungssumme in Millionenhöhe zu garantieren, und zwar schriftlich.

Ms. Karros stellte die gleichen Fragen wie zuvor. Wally machte die gleichen Einsprüche. David las dasselbe Memo und dachte: nur noch sechs nach dieser Zeugin.

Nach einem schnellen Mittagessen kamen die Anwälte wieder zusammen, um die nächste Aussage aufzunehmen. Sie kam von Adam Grand, dem stellvertretenden Restaurantleiter des Pizza-Schnellrestaurants mit All-you-can-eat-Büffet, dessen Mutter im vergangenen Jahr gestorben war, nachdem sie zwei Jahre lang Krayoxx genommen hatte. (Es war ebenjenes Pizza-Schnellrestaurant, in dem Wally jetzt öfter anzutreffen war, allerdings nur, um heimlich seine »Warnung vor Krayoxx«-Broschüren in den Toiletten zu deponieren.)

Nadine Karros machte eine Pause; ihre rechte Hand, Luther Hotchkin, nahm die Aussage auf. Offenbar hatte Nadine ihm ihren Fragenkatalog überlassen, denn er wollte exakt das Gleiche wissen wie sie.

Während seiner verhängnisvollen Karriere bei Rogan

Rothberg hatte David unzählige Geschichten über die Anwälte aus der Prozessabteilung gehört. Die Jungs dort waren ein eigener Menschenschlag, wilde Burschen, die mit gigantischen Summen spielten, enorme Risiken eingingen und ein exzessives Leben führten. In jeder wichtigen Kanzlei war die Prozessabteilung der Ort, an dem die Anwälte mit dem größten Ego zu finden waren. Jedenfalls besagte das die moderne Legende. Als David von Zeit zu Zeit die ernstesten Gesichter seiner Kontrahenten auf der anderen Seite des Tisches musterte, hatte er massive Zweifel daran. Nichts, was er in seiner Zeit bei Rogan Rothberg erlebt hatte, war so langweilig wie die Teilnahme an Zeugenaussagen. Und das jetzt war erst die dritte. Fast vermisste er die stumpfsinnige Plackerei, sich durch die Buchführung dubioser chinesischer Unternehmen zu graben.

Ms. Karros machte zwar eine Pause, aber ihr entging nichts. Diese erste Runde von Aussagen war lediglich ein kleines Scharmützel, eine Art Schönheitswettbewerb, bei dem sie und ihre Mandantin Gelegenheit hatten, die acht Kandidaten kennenzulernen und einen Sieger auszusuchen. Würde Iris Klopeck eine anstrengende, zwei Wochen dauernde Verhandlung durchstehen? Vermutlich nicht. Sie war während ihrer Aussage völlig zugehörnt gewesen, und Nadine hatte bereits zwei Anwälte darauf angesetzt, sich ihre Krankenakte zu beschaffen. Andererseits gab es bestimmt einige Geschworene, die viel Verständnis für sie haben würden. Millie Marino würde eine beeindruckende Zeugin abgeben, doch bei ihrem Mann Chester gab es vielleicht die meisten Hinweise auf eine Herzkrankheit als Todesursache.

Nadine und ihr Team würden die Aufnahme der Aussage zu Ende bringen, sich die Videos immer wieder an-

sehen und nach und nach die besseren Zeugen aussortieren. Sie und ihre Gutachter würden damit weitermachen, die Krankenakten der acht »Opfer« zu sezieren, und sich schließlich den Kläger mit dem geringsten Anspruch aussuchen. Wenn sie ihren Sieger hatten, würden sie einen dicken, hieb- und stichfest begründeten Schriftsatz zum Gericht bringen und die Abtrennung des Falls beantragen. Sie würden Richter Seawright bitten, den von ihnen ausgesuchten Fall auf die Schnellverfahrensliste zu setzen und alle Hindernisse für einen Geschworenenprozess aus dem Weg zu räumen.

Wenige Minuten nach achtzehn Uhr flüchtete David aus dem Marriott und eilte zu seinem Wagen. Ihm dröhnte der Schädel, und er brauchte dringend frische Luft. Als er die Innenstadt hinter sich hatte, hielt er an einem Starbucks in einer kleinen Ladenzeile und bestellte einen doppelten Espresso. Zwei Türen weiter war ein Geschäft für Partybedarf, das Werbung für Kostüme und Spielzeug machte. Inzwischen war keines dieser Geschäfte mehr vor ihm und Helen sicher. Sie suchten immer noch nach einem Satz Nasty Teeth, in der Verpackung, mit den Namen der Unternehmen im Kleingedruckten. Dieses Geschäft hatte das übliche Sortiment an billigen Kostümen, Dekoartikeln, Spielzeug und Geschenkpapier. Außerdem fand er mehrere Sätze mit Vampirzähnen, hergestellt in Mexiko und vertrieben von einer Firma namens Mirage Novelties in Tucson.

Mirage kannte er, er hatte sogar eine kleine Akte über das Unternehmen. In Privatbesitz, Umsatz im letzten Jahr achtzehn Millionen Dollar, die meisten Produkte von der Art, wie er sie gerade in der Hand hielt. Er hatte Akten über Dutzende von Firmen, die sich auf billiges Spielzeug und ähnlichen Schnickschnack spezialisiert hatten, und

täglich fand er weitere Informationen. Nasty Teeth allerdings hatte er bislang nicht gefunden.

Er bezahlte drei Dollar für die Vampirzähne, die er seiner wachsenden Sammlung hinzufügen wollte, dann fuhr er zur Brickyard Mall, wo er sich mit Helen in einem libanesischen Restaurant traf. Beim Essen weigerte er sich, über seinen Tag zu sprechen – morgen würde er das Gleiche noch einmal durchmachen müssen –, daher unterhielten sie sich über Helens Seminare und den Familienzuwachs.

Das Lakeshore Children's Hospital war ganz in der Nähe. Sie fragten sich bis zur Intensivstation durch und fanden Soe Khaing in einem Besucherzimmer. Er hatte Verwandte bei sich, die ihnen vorgestellt wurden, allerdings verstanden weder David noch Helen einen einzigen Namen. Die Myanmaren waren sichtlich gerührt, dass die Zinns vorbeigekommen waren.

Thuyas Zustand hatte sich während des letzten Monats kaum verändert. Am Tag nach dem Besuch in der Wohnung seiner Eltern hatte sich David mit einem der behandelnden Ärzte in Verbindung gesetzt. Nachdem er die von Soe und Lwin unterzeichneten Dokumente per E-Mail an den Arzt geschickt hatte, war dieser bereit gewesen, mit ihm zu reden. Die Aussichten für den Jungen waren nicht gut. Die Bleibelastung in seinem Körper war hochgiftig und hatte Nieren, Leber, Nervensystem und Gehirn geschädigt. Er war nur hin und wieder bei Bewusstsein. Wenn er überlebte, würde es Monate oder Jahre dauern, bis man feststellen konnte, wie stark das Gehirn geschädigt war. So viel Blei im Körper überlebten Kinder in der Regel jedoch nicht.

David und Helen folgten Soe den Korridor hinunter und am Schwesternzimmer vorbei bis zu einem Fenster

in der Wand, durch das sie Thuya sehen konnten. Der Junge war auf einem kleinen Bett festgeschnallt und mit unzähligen Schläuchen, Kabeln und Bildschirmen verbunden. Eine Maschine half ihm beim Atmen.

»Ich berühre ihn einmal am Tag. Er kann mich hören.«
Soe wischte sich Tränen von den Wangen.

David und Helen starrten durch das Fenster und wussten nicht, was sie sagen sollten.

Endlose Besprechungen waren ein weiterer Aspekt, den David in seiner Zeit bei einer Großkanzlei zu hassen gelernt hatte. Besprechungen, in denen überprüft und bewertet, über die Zukunft der Kanzlei gesprochen, alles und jedes geplant wurde, Besprechungen, in denen neue Anwälte willkommen geheißen und alte verabschiedet wurden, Besprechungen, in denen sie sich mit neuen Gesetzen und Vorschriften vertraut machten, Neulinge unterstützten und von Seniorpartnern unterstützt wurden, Besprechungen, in denen sie über das Gehalt, Probleme mit der Arbeit und eine endlose Liste anderer unglaublich langweiliger Themen gesprochen hatten. Die Firmenkultur von Rogan Rothberg bestand aus pausenloser Arbeit, von der den Mandanten jede Minute in Rechnung gestellt wurde, doch es hatte so viele sinnlose Besprechungen gegeben, dass sie dadurch oft am Geldverdienen gehindert worden waren.

Daher schlug David in seiner neuen Kanzlei auch nur widerwillig vor, einen Termin für eine Besprechung zu vereinbaren. Er war jetzt seit vier Monaten da und hatte eine gewisse Routine in seinem Tagesablauf entwickelt. Allerdings machte er sich Sorgen wegen des Mangels an Höflichkeit und Kommunikation unter den übrigen Mitarbeitern der Kanzlei. Das Krayoxx-Verfahren schleppte sich dahin. Wallys Traum vom schnellen Geld war verblasst, und der Umsatz fiel in den Keller. Oscar wurde

immer gereizter, falls das überhaupt möglich war. Beim Tratschen mit Rochelle erfuhr David, dass sich die beiden Partner nie an einen Tisch setzten, um strategisch zu planen und Probleme anzusprechen.

Oscar sagte, er sei zu beschäftigt. Wally sagte, so eine Besprechung sei Zeitverschwendung. Rochelle hielt die Idee für schwachsinnig, bis ihr klar wurde, dass sie ebenfalls an der Besprechung teilnehmen sollte; dann allerdings war sie begeistert. Als einzige Angestellte, die kein Anwalt war, fand sie die Vorstellung, endlich einmal ihre Meinung sagen zu können, sehr reizvoll. Nach einiger Zeit schaffte es David, den Senior- und den Juniorpartner zu überreden, und schließlich setzte Finley & Figg seine erste Besprechung in der Geschichte der Kanzlei an.

Sie warteten bis siebzehn Uhr, dann sperrten sie die Kanzleitür zu und schalteten den Anrufbeantworter ein. Nach einer Weile betretenen Schweigens sagte David: »Oscar, als Seniorpartner sollten Sie die Besprechung leiten, denke ich.«

»Worüber wollen Sie denn reden?«

»Gut, dass Sie fragen.« David verteilte rasch eine Tagesordnung. Punkt 1: Honorarordnung. Punkt 2: Fallbesprechung. Punkt 3: Ablage. Punkt 4: Spezialisierung. »Das ist nur ein Vorschlag«, sagte er. »Wenn ich ehrlich bin, ist es mir eigentlich egal, worüber wir reden, aber es ist wichtig, dass jeder von uns sagen kann, wo ihn der Schuh drückt.«

»Sie waren zu lange in einer Großkanzlei«, sagte Oscar.

»Was stört Sie denn?«, fragte Wally.

»Mich stört gar nichts. Ich bin lediglich der Meinung, dass wir davon profitieren würden, wenn wir unsere Honorare einheitlicher gestalten und die Fälle zusammen besprechen. Die Ablage ist seit zwanzig Jahren veraltet,

und wir werden als Kanzlei kein Geld verdienen, solange wir uns nicht spezialisieren.«

»Da wir gerade von Geld sprechen«, sagte Oscar, während er zu einem Notizblock griff. »Seit wir diese Krayoxx-Klagen eingereicht haben, ist unserer Bruttoumsatz nun schon drei Monate nacheinander gesunken. Die Fälle kosten uns viel zu viel Geld, und so langsam geht uns die Luft aus. Das stört *mich*.« Er starrte Wally an.

»Es wird sich schon rechnen«, sagte der.

»Das sagst du immer.«

»Nächsten Monat haben wir den Vergleich für den Verkehrsunfall von Groomer in der Tasche, das bringt etwa zwanzigtausend. Oscar, es ist nichts Ungewöhnliches, mal eine Durststrecke zu haben. Du machst das doch nicht erst seit gestern. Du kennst die Höhen und Tiefen. Letztes Jahr haben wir in neun von zwölf Monaten Verlust gemacht, und trotzdem haben wir noch einen schönen Gewinn eingefahren.«

Jemand klopfte an die Haustür. Wally sprang auf und sagte: »O nein, das ist DeeAnna. Tut mir leid, aber ich habe ihr gesagt, dass sie heute nicht kommen soll.« Er rannte zur Tür und öffnete. DeeAnna trat ein – hautenge schwarze Lederhose, Stilettos, enger Baumwollpulli. Wally sagte: »Hallo, Liebling, wir haben gerade eine kleine Besprechung. Warte doch bitte so lange in meinem Büro.«

»Wie lange?«

»Nicht lange.« DeeAnna lächelte Oscar und David wie eine Nutte an, als sie an ihnen vorbeistolzierte. Wally führte sie in sein Büro und machte die Tür zu. Dann setzte er sich leicht verlegen wieder an den Tisch.

»Mr. Figg, wissen Sie, was *mich* stört?«, fragte Rochelle. »Sie.« Sie wies mit dem Kopf auf Wallys Tür. »Warum muss sie jeden Nachmittag herkommen?«

»Früher hattest du nach fünf noch Mandanten«, fügte Oscar hinzu. »Jetzt schließt du dich mit ihr in deinem Büro ein.«

»Sie belästigt niemanden«, sagte Wally. »Und nicht so laut, bitte.«

»Sie belästigt *mich*«, sagte Rochelle.

Wally hob abwehrend die Hände und zog die Augenbrauen hoch. Es war klar, dass er einem Streit nicht abgeneigt war. »Zwischen uns wird es langsam ernst, aber das geht niemanden hier etwas an. Verstanden? Und ich werde nicht mehr über sie reden.«

Da alle nach Luft schnappten, entstand eine Pause. Dann holte Oscar zum nächsten Schlag aus. »Ich nehme an, du hast ihr von Krayoxx erzählt und von dem großen Geld, das jeden Moment fließen wird. Da überrascht es mich nicht, dass sie jeden Nachmittag hier aufkreuzt.«

»Oscar, rede ich über deine Frauen?«, erwiderte Wally.

Frauen? Mehr als eine? Rochelle riss die Augen auf, und David fielen plötzlich viele gute Gründe dafür ein, warum er Kanzleibesprechungen hasste. Oscar starrte Wally ungläubig an. Beide schienen wie benommen von dem kurzen Wortwechsel.

»Wir sollten weitermachen«, sagte David. »Ich würde mir gern unsere Honorarordnung ansehen und versuchen, eine Struktur auszuarbeiten, die für einheitlichere Honorare sorgt. Einwände?«

Keine.

Da es gerade so gut lief, reichte David einige Unterlagen herum. »Das ist ein Fall, auf den ich gestoßen bin. Er hat großes Potenzial.«

»Nasty Teeth?«, fragte Oscar, während er sich ein Farbfoto der bunten Vampirzähne ansah.

»Richtig. Mein Mandant ist ein fünfjähriger Junge, der

nach einer Bleivergiftung ins Koma gefallen ist. Sein Vater hat ihm letztes Jahr zu Halloween einen Satz Vampirzähne gekauft, und der Junge hatte sie stundenlang im Mund. Die Farben, mit denen die Gebisse bemalt wurden, sind mit Blei verseucht. Seite drei ist der vorläufige Bericht eines Labors in Akron, wo ein gewisser Dr. Biff Sandroni die Vampirzähne untersucht hat. Das Ergebnis finden Sie ganz unten auf der Seite – alle fünf Gebisse sind mit Blei beschichtet. Dr. Sandroni ist Experte für Bleivergiftungen, und er sagt, das sei eines der schlimmsten Produkte, die er in den letzten fünfundzwanzig Jahren getestet habe. Er glaubt, dass die Zähne in China hergestellt und von einer der Spielzeugfirmen in den Staaten importiert wurden. Chinesische Fabriken sind berüchtigt dafür, dass sie unzählige Produkte mit Bleifarbe beschichten. Die FDA und die Verbraucherschutzbehörde schlagen Alarm und ordnen Rückrufe an, aber es ist unmöglich, alles zu kontrollieren.«

Rochelle, die das gleiche Material wie Oscar und Wally vor sich liegen hatte, sagte: »Der arme Junge. Wird er es überleben?«

»Die Ärzte glauben es nicht. Sein Gehirn, das Nervensystem und viele Organe sind schwer geschädigt. Wenn er überlebt, wird er in einem sehr schlechten Zustand sein.«

»Wer ist der Hersteller?«

»Das ist die große Frage. Ich habe keinen weiteren Satz dieser Vampirzähne in Chicago finden können, obwohl Helen und ich seit einem Monat danach suchen. Im Internet gibt es sie nicht. In den Katalogen der Spielzeugfirmen auch nicht. Bis jetzt habe ich keine Hinweise. Es ist möglich, dass dieser Artikel nur an Halloween verkauft wird. Die Familie hat die Verpackung nicht aufbewahrt.«

»Es muss ähnliche Produkte geben«, sagte Wally.

»Wenn die Firma so einen Mist wie diese Vampirzähne verkauft, verkauft sie mit Sicherheit auch Mist wie falsche Schnurrbärte oder so.«

»Das glaube ich auch. Und ich habe inzwischen eine hübsche Sammlung ähnlicher Artikel zusammengetragen. Außerdem recherchiere ich Importeure und Hersteller.«

»Wer hat für diesen Bericht gezahlt?«, fragte Oscar argwöhnisch.

»Ich. Zweitausendfünfhundert Dollar.«

Während sich die vier den Bericht ansahen, herrschte für kurze Zeit Stille. Schließlich fragte Oscar: »Haben die Eltern der Kanzlei schon ein Mandat erteilt?«

»Nein. Die Eltern haben mir ein Mandat erteilt, damit ich Einsicht in die Krankenakte bekomme und mit den Nachforschungen anfangen kann. Wenn ich sie darum bitte, werden sie der Kanzlei ein Mandat erteilen. Die Frage ist: Übernimmt Finley & Figg den Fall? Falls ja, müssen wir anfangen, Geld auszugeben.«

»Wie viel?«

»Der nächste Schritt besteht darin, Sandronis Labor damit zu beauftragen, in der Wohnung, in der der Junge mit seiner Familie lebt, nach Blei zu suchen. Es könnte in einem anderen Spielzeug sein, in der Farbe an den Wänden, selbst im Trinkwasser. Ich war in der Wohnung, sie ist mindestens fünfzig Jahre alt. Sandroni muss die Quelle für das Blei eingrenzen. Er ist ziemlich sicher, dass er die Quelle hat, aber er möchte alles andere ausschließen.«

»Und wie viel kostet das?«, fragte Oscar.

»Zwanzigtausend.«

Oscar fiel der Kiefer herunter, dann schüttelte er den Kopf. Wally pfiß leise vor sich hin und schob die Seiten vor sich zusammen. Nur Rochelle schien dafür zu sein,

aber sie hatte eigentlich nichts zu sagen, wenn es darum ging, Geld auszugeben.

»Wo kein Beklagter, da keine Klage«, sagte Oscar. »Warum sollen wir Geld für Nachforschungen ausgeben, wenn Sie nicht einmal wissen, wen Sie verklagen wollen?«

»Ich werde den Hersteller finden«, versprach David.

»Großartig. Wenn Sie ihn gefunden haben, haben wir einen Fall. Vielleicht.«

Die Tür zu Wallys Büro ging auf, und DeeAnna trat einen Schritt heraus. »Wally, Baby, wie lange dauert das denn noch?«

»Nur noch ein paar Minuten«, sagte Wally. »Wir sind fast fertig.«

»Aber ich will nicht mehr warten.«

»Okay, okay. Ich bin gleich bei dir.« Sie knallte die Tür so fest hinter sich zu, dass die Wände wackelten.

»Dann leitet jetzt also sie die Kanzleibesprechung«, bemerkte Rochelle.

»Ms. Gibson, es reicht«, sagte Wally. Dann fuhr er an David gerichtet fort: »Der Fall gefällt mir, David. Aber da das Krayoxx-Verfahren jetzt in vollem Gang ist, können wir uns nicht verpflichten, für einen anderen Fall so viel Geld auszugeben. Ich würde sagen, Sie legen das Ganze erst mal auf Eis, suchen in der Zwischenzeit vielleicht weiter nach dem Importeur, und wenn der Vergleich für Krayoxx durch ist, können wir uns unsere Fälle aussuchen. Der Junge läuft uns nicht weg. Wir behalten die Sache im Auge und kümmern uns nächstes Jahr darum.«

David konnte es sich nicht erlauben, einen Streit vom Zaun zu brechen. Beide Partner hatten Nein gesagt. Rochelle würde mit Ja stimmen, wenn sie etwas zu sagen hätte, verlor aber langsam das Interesse. »Na schön. Dann

würde ich die Sache gern auf eigene Faust verfolgen, in meiner Freizeit, mit meinem eigenen Geld und mit Deckung meiner eigenen Berufshaftpflichtversicherung.«

»Haben Sie denn eine eigene Police?«, fragte Oscar.

»Nein, aber das dürfte kein Problem sein.«

»Was ist mit den zwanzig Riesen?«, fragte Wally. »Laut unseren Büchern haben Sie in den letzten vier Monaten keine fünftausend Dollar Bruttoumsatz gemacht.«

»Stimmt, aber es ist mit jedem Monat etwas mehr geworden. Außerdem habe ich ein bisschen Geld auf der Bank. Ich bin bereit, das Risiko einzugehen, und will versuchen, dem kleinen Jungen zu helfen.«

»Es geht nicht darum, einem kleinen Jungen zu helfen«, gab Oscar zurück. »Es geht darum, die Klage zu finanzieren. Ich bin der gleichen Meinung wie Wally. Warum legen Sie die Sache nicht für ein Jahr auf Eis?«

»Weil ich nicht will«, erwiderte David. »Die Familie braucht *jetzt* Hilfe.«

Wally zuckte mit den Achseln. »Na, dann los. Ich habe keine Einwände.«

»Ich auch nicht«, sagte Oscar. »Aber ich möchte eine Steigerung bei Ihrem Bruttoumsatz sehen.«

»Das werden Sie.«

Erneut ging Wallys Tür auf, und DeeAnna stürmte heraus. Sie stöckelte unüberhörbar durch den Raum, zischte leise »Scheißkerl!« und riss die Haustür auf. »Ruf mich bloß nicht an!«, schrie sie in Richtung des Tisches und brachte die Wände ein zweites Mal an diesem Tag zum Zittern, als sie die Tür hinter sich zuknallte.

»Sie regt sich leicht auf«, stellte Wally fest.

»Die Nummer ist klasse«, kommentierte Rochelle leise.

»Du kannst es mit dieser Frau doch nicht ernst meinen, Wally«, sagte Oscar fast flehentlich.

»Sie fällt unter die Kategorie ›Das geht dich einen feuchten Kehricht an«, erwiderte Wally. »Steht noch was auf der Tagesordnung? Ich habe genug von dieser Besprechung.«

»Von meiner Seite aus nichts.«

»Ende der Besprechung«, verkündete der Seniorpartner.

Der große Jerry Alisandros schaffte es in seinem Feldzug gegen Varrick dann doch noch auf die Bühne in Chicago, und bereits seine Ankunft war beeindruckend. Erstens, er landete in der Gulfstream, von der Wally immer noch träumte. Zweitens, er brachte eine Entourage mit, die in etwa die gleiche Stärke hatte wie die von Nadine Karros, wenn sie in den Gerichtssaal ging. Mit Zell & Potter an vorderster Front waren die Mannschaften in etwa gleich stark. Drittens, er besaß das Können, die Erfahrung und die Reputation, die Finley & Figg fehlten.

Oscar ging nicht zur Anhörung, weil er nicht gebraucht wurde. Wally konnte es gar nicht abwarten, mit seinem gut aussehenden Kollegen in den Gerichtssaal einzulaufen. David kam nur aus Neugier mit.

Nadine Karros, ihr Team und ihre Mandantin hatten sich Iris Klopeck als Versuchskaninchen ausgesucht, allerdings hatten weder ihre Anwälte noch Iris selbst die geringste Ahnung von dem, was Varrick vorhatte. Varrick hatte beantragt, die Fälle der Kläger getrennt zu verhandeln, also aus einer Klage acht verschiedene zu machen, und das Verfahren in Chicago zu belassen, anstatt es mit Tausenden anderen Fällen zu einem einheitlichen Verfahren in Südfllorida zusammenzulegen. Die Anwälte der Kläger hatten diesen Anträgen energisch widersprochen. Umfangreiche Schriftsätze waren ausgetauscht worden. Als sich die Horden von Anwälten in Richter Seawrights

Gerichtssaal versammelten, herrschte eine gespannte Stimmung.

Während sie warteten, kam ein Mitarbeiter des Gerichts herein und verkündete, dass der Richter von einer dringenden Angelegenheit aufgehalten worden sei, aber in einer halben Stunde eintreffen werde. David drückte sich bei den Anwälten der Kläger herum und unterhielt sich gerade mit einem Mann von Zell & Potter, als ein Anwalt der Gegenseite zu ihnen trat und sie etwas gekünstelt begrüßte. David konnte sich vage daran erinnern, ihn irgendwann einmal in den Korridoren von Rogan Rothberg getroffen zu haben, aber er hatte sich nach Kräften bemüht, diese Leute zu vergessen.

»Taylor Barkley«, sagte der Mann, bevor er ihm die Hand schüttelte. »Harvard, zwei Jahre vor Ihnen.«

»Freut mich«, erwiderte David, dann stellte er Barkley dem Anwalt von Zell & Potter vor, den er gerade kennengelernt hatte. Sie unterhielten sich kurz über die Cubs und das Wetter, bevor sie auf das naheliegende Thema kamen. Barkley behauptete, rund um die Uhr zu arbeiten, da Rogan inzwischen in Arbeit für Krayoxx erstickte.

David hatte das alles hinter sich und keine Lust, es noch einmal zu hören. »Das dürfte eine verdammt anstrengende Verhandlung werden«, meinte er, nur um etwas zu sagen.

Barkley schnaubte, als wüsste er mehr. »Was für eine Verhandlung? Diese Fälle werden nie in die Nähe einer Jury kommen. Das wissen Sie doch, oder?« Er sah den Anwalt von Zell & Potter an. Leise sprach er weiter, weil es im Gerichtssaal von verkabelten Anwälten nur so wimmelte. »Wir schufteten eine Weile wie die Wilden, produzieren eine Menge Papier, häufen eine Menge Stunden für die Rechnung an, und dann raten wir unserer ge-

schätzten Mandantin zu einem Vergleich. Sie werden schon noch lernen, wie das läuft, Zinc. Falls Sie lange genug dabeibleiben.«

»Ich bin schon am Lernen«, erwiderte David, der aufmerksam zuhörte. Er und der Anwalt von Zell & Potter waren ganz Ohr, konnten aber nicht glauben, was da gesagt wurde.

»Ach, übrigens«, raunte Barkley, »Sie sind inzwischen schon fast eine Legende bei Rogan. Ein Kerl, der den Mumm hat, alles hinzuschmeißen, sich einen einfacheren Job sucht und jetzt auf ein paar Fällen sitzt, die eine wahre Goldgrube sind. Wir schufteten immer noch rund um die Uhr.«

David nickte nur und hoffte, dass Barkley endlich ging.

Plötzlich kam Bewegung in den uniformierten Beamten neben der Richterbank. Er befahl, man möge sich erheben. Richter Seawright kam herein und befahl, man möge sich setzen. »Guten Morgen«, sagte er in sein Mikrofon, während er seine Unterlagen zurechtrückte. »Wir haben einiges vor in den nächsten zwei Stunden, und wie immer würde ich es sehr schätzen, wenn sich alle kurzfassen. Ich habe die Beweiserhebung aufmerksam verfolgt, und es sieht so aus, als würde alles zufriedenstellend verlaufen. Mr. Alisandros, haben Sie eine Beschwerde zur Beweiserhebung?«

Jerry stand kerzengerade da, weil aller Augen auf ihm lagen. Er hatte lange graue Haare, die ihm bis weit in den Nacken reichten. Seine Haut war tief gebräunt, und sein maßgeschneiderter Anzug saß perfekt und betonte seine schlanke Figur. »Nein, Euer Ehren, zurzeit nicht. Ich freue mich, in Ihrem Gerichtssaal zu sein.«

»Willkommen in Chicago. Ms. Karros, haben Sie eine Beschwerde zur Beweiserhebung?«

Nadine Karros stand auf. Heute trug sie ein Kleid aus hellgrauer Seide und Leinen, V-Ausschnitt, Empiretaille, bis über das Knie reichend, dazu schwarze Plateaupumps, und die Männer konnten sich nicht sattsehen an ihr. David freute sich allein deshalb auf die Verhandlung, weil er dann eine Modenschau zu sehen bekam. Wally sabberte jetzt schon.

»Euer Ehren, wir haben heute Morgen Listen mit Sachverständigen ausgetauscht, und daher ist jetzt alles in besserer Ordnung«, antwortete sie mit voller Stimme und präziser Diktion.

»Sehr gut«, sagte Seawright. »Womit wir beim wichtigsten Thema der heutigen Sitzung wären – der Frage, wo diese Fälle verhandelt werden. Die Kläger haben beantragt, alle Fälle dem einheitlichen Verfahren am Bundesgericht in Miami zuzuordnen. Die Beklagte erhebt Einspruch und zieht es nicht nur vor, die Fälle hier in Chicago zu belassen, sondern möchte sie noch dazu trennen und einen Fall nach dem anderen verhandeln, beginnend mit dem Nachlass eines gewissen Percy Klopeck, inzwischen verstorben. Hierzu liegen mehrere ausführliche Schriftsätze vor. Ich habe jedes Wort gelesen. An dieser Stelle lasse ich Kommentare beider Seiten zu, beginnend mit den Anwälten der Kläger.«

Jerry Alisandros ging mit seinen Notizen zu einem kleinen Podium in der Mitte des Gerichtssaals, das direkt vor und ein gutes Stück unterhalb von der Richterbank stand. Er ordnete seine Unterlagen, räusperte sich und begann mit dem üblichen »Hohes Gericht«.

Für Wally war es der aufregendste Moment in seiner Karriere. Dass er, ein Arme-Leute-Anwalt aus der Southwest Side, jetzt in einem Bundesgericht saß und dabei zusah,

wie Staranwälte über die Fälle stritten, die er gefunden hatte, Fälle, für die er Klage eingereicht hatte, Fälle, die er geschaffen hatte – es war fast zu viel für ihn. Er unterdrückte ein zufriedenes Grinsen und fühlte sich sogar noch besser, als er seinen Bauch berührte und einen Finger unter den Gürtel schob. Er hatte fast sieben Kilo abgenommen und seit einhundertfünfundneunzig Tagen keinen Tropfen Alkohol getrunken. Der Gewichtsverlust und der klare Kopf hatten zweifellos etwas damit zu tun, dass er und DeeAnna eine Menge Spaß im Bett hatten. Er warf regelmäßig Viagra ein, hatte ein neues Jaguar-Cabrio (für ihn war es neu, genau genommen war es gebraucht und über sechzig Monate finanziert) und fühlte sich zwanzig Jahre jünger. Während er mit offenem Verdeck durch Chicago fuhr, träumte er pausenlos von dem Geld aus dem Krayoxx-Verfahren und dem süßen Leben, das vor ihm lag. Er und DeeAnna würden reisen und an Stränden herumliegen, und er würde nur noch arbeiten, wenn es absolut notwendig war. Die Entscheidung, sich auf Sammelklagen zu spezialisieren, war bereits gefallen, damit endlich Schluss war mit den öden Mandaten von der Straße, den billigen Scheidungen und den betrunkenen Autofahrern. Er war sicher, dass er und Oscar sich trennen würden. Nach zwanzig Jahren wurde es langsam Zeit. Oscar war wie ein Bruder für ihn, aber sein Seniorpartner hatte keinen Ehrgeiz, keine Vision, keinen Willen dazu, endlich das ganz große Geld zu machen. Er und Oscar hatten bereits darüber gesprochen, wie er das Geld aus dem Krayoxx-Vergleich vor seiner Frau verstecken konnte, damit sie möglichst wenig davon bekam. Oscar würde eine hässliche Scheidung durchmachen, und Wally würde für ihn da sein und ihm zur Seite stehen. Doch wenn es vorbei war, würden sich die Partner trennen. Es

war schade, aber unumgänglich. Wally würde Karriere machen; Oscar war zu alt, um sich zu ändern.

Jerry Alisandros hatte keinen guten Start, als er die Auffassung vertrat, Richter Seawright habe gar keine andere Wahl, als die Fälle nach Miami zu verlegen. »Die Klagen wurden in Chicago eingereicht, nicht in Miami«, erinnerte ihn der Richter. »Niemand hat Sie gezwungen, hier zu klagen. Sie hätten überall dort Klage einreichen können, wo Varrick Labs eine Niederlassung hat, was vermutlich auf alle fünfzig Staaten zutrifft. Mir leuchtet nicht so recht ein, warum ein Bundesrichter in Florida glaubt, er könne verfügen, dass ein Bundesrichter in Illinois seine Fälle einfach so abgibt. Können Sie mir das erklären, Mr. Alisandros?«

Mr. Alisandros konnte nicht. Er versuchte tapfer, damit zu argumentieren, dass es bei Sammelklagen inzwischen üblich sei, die Fälle zu einem einheitlichen Verfahren zusammenzulegen und nur von einem Richter verhandeln zu lassen.

Üblich, aber nicht zwingend vorgeschrieben. Seawright schien verärgert darüber zu sein, dass jemand anzudeuten wagte, er sei verpflichtet, die Fälle zu verlegen. Sie gehörten ihm!

David saß hinter Wally in einer Stuhldreie direkt vor der Schranke, die den Zuschauerraum abtrennte. Er war fasziniert von dem Drama im Gerichtssaal, dem Druck, dem hohen Einsatz, aber auch beunruhigt, weil Richter Seawright in dieser Angelegenheit ganz klar gegen sie war. Alisandros hatte ihrem Team jedoch versichert, es komme nicht darauf an, die ersten Anträge zu gewinnen. Wenn Varrick Labs einen Testfall in Chicago verhandeln wollte

und zur Eile drängte, sollte ihm das recht sein. Er war noch nie vor einem Prozess davongelaufen. Wenn die Gegenseite einen Prozess wollte – bitte!

Doch der Richter schien ihnen gegenüber feindselig eingestellt zu sein. Warum war David beunruhigt? Schließlich würde es ja keine Verhandlung geben, richtig? Alle Anwälte auf seiner Seite des Gerichtssaals glaubten, hofften und beteten, dass Varrick Labs für Krayoxx einen Vergleich schließen würde, lange bevor es mit den Verhandlungen losging. Und wenn man Barkley von der Gegenseite glauben konnte, rechneten auch die Anwälte der Beklagten mit einem Vergleich. War das Ganze ein abgekartetes Spiel? Funktionierte so das Sammelklagen-geschäft? Jemand stellt fest, dass ein Medikament gesundheitsschädlich ist, die Anwälte der Kläger sammeln so viele Mandate wie möglich, Klagen werden eingereicht, die Verteidiger des Beklagten reagieren mit endlosem Nachschub an teuren Rechtsbeiständen, beide Seiten kämpfen mit harten Bandagen und so lange, bis der Hersteller des Medikaments es leid ist, andauernd fette Schecks auszustellen. Daraufhin wird ein Vergleich ausgehandelt, die Anwälte der Kläger stecken ein gigantisches Honorar in die Tasche, und ihre Mandanten bekommen viel weniger, als sie erwartet haben. Wenn der Staub sich gelegt hat, sind die Anwälte auf beiden Seiten ein gutes Stück reicher, und das Pharmaunternehmen bereinigt seine Bilanz und entwickelt ein neues Medikament.

War das Ganze nichts anderes als unterhaltsames Theater?

Als Jerry Alisandros sich zu wiederholen drohte, setzte er sich. Die Anwälte wurden wieder munter, da Nadine Karros aufstand und zum Podium ging. Sie hatte Notizen in

der Hand, benutzte sie aber nicht. Weil klar war, dass der Richter auf ihrer Seite stand, fasste sie sich kurz. Sie sprach in langen, perfekt formulierten Sätzen, die sich anhörten, als hätte sie sich lange Gedanken darüber gemacht. Ihre Aussprache war deutlich, ihre Stimme im ganzen Gerichtssaal gut zu verstehen. Es gab nichts Überflüssiges – keine leeren Floskeln, keine sinnlosen Gesten. Ms. Karros war ein Naturtalent im Gerichtssaal. Aus unterschiedlichen Blickwinkeln legte sie dar, dass es keine Fälle, keine Prozessordnungsvorschriften, keine Präzedenzfälle gab, die vorschrieben, dass ein Bundesrichter einen seiner Fälle an einen anderen Bundesrichter abzugeben hatte.

Nach einer Weile fragte sich David, ob er Ms. Karros jemals vor einer Jury in Aktion sehen würde. Wusste sie etwa schon, dass es keine Verhandlung geben würde? Stand sie hier nur pro forma, zu einem Stundensatz von zweitausend Dollar?

Einen Monat vorher hatte Varrick Labs seine Quartalsgewinne veröffentlicht, die erheblich gesunken waren. Das Unternehmen überraschte die Analysten mit Abschreibungen in Höhe von fünf Milliarden Dollar für die prognostizierten Kosten laufender Verfahren, in erster Linie Krayoxx. David verfolgte die Berichterstattung über das Unternehmen in Finanzpublikationen und Blogs. Die Meinungen waren geteilt. Einige glaubten, Varrick Labs würde darauf drängen, den Schlamassel mit Krayoxx durch einen Vergleich mit gewaltigen Entschädigungssummen aus der Welt zu schaffen, andere dagegen gingen davon aus, dass das Unternehmen versuchen würde, die Krise durch eine aggressive Prozessführung zu überstehen. Der Aktienkurs sprang zwischen fünfunddreißig und

vierzig Dollar je Stück hin und her, die Aktionäre schienen also noch recht gelassen zu sein.

David hatte sich auch mit der Geschichte von Sammelklagen beschäftigt und überrascht festgestellt, dass die Aktien eines beklagten Unternehmens fast immer in die Höhe schossen, wenn es einen Vergleich schloss und damit auf einen Schlag eine Menge Klagen loswurde. In der Regel ging der Aktienkurs während der ersten Welle schlechter Nachrichten aus dem Lager der Klägeranwälte kurz in den Keller, doch wenn die Fronten klar waren und Zahlen auftauchten, schien die Wall Street einen guten Vergleich zu bevorzugen. Was die Börse hasste, war eine »wachsweiche Haftung«, die häufig eine Rolle spielte, wenn ein großer Fall vor eine Jury kam und die Ergebnisse nicht vorhersehbar waren. In den letzten zehn Jahren hatten so gut wie alle Massenklagen, in denen es um pharmazeutische Produkte ging, mit milliardenschweren Vergleichen geendet.

Einerseits beruhigte es David, dass er diese Informationen gefunden hatte. Andererseits hatte er bei seinen Recherchen kaum zuverlässige Beweise dafür gefunden, dass Krayoxx tatsächlich gesundheitsschädlich war.

Nach einer ausführlichen und fair geführten Debatte hatte Richter Seawright genug gehört. Er dankte den Anwälten für deren gründliche Vorbereitung und stellte eine Entscheidung innerhalb von zehn Tagen in Aussicht. So viel Zeit hätte es gar nicht bedurft – er hätte seinen Beschluss auch gleich verkünden können. Es gab wenig Zweifel daran, dass er die Fälle in Chicago behalten würde, und die Vorstellung eines »Schauprozesses« schien ihm zu gefallen.

Die Anwälte der Kläger gingen zusammen ins Chicago

Chop House, wo Mr. Alisandros das Hinterzimmer für ein privates Mittagessen reserviert hatte. Einschließlich Wally und David waren es sieben Anwälte und zwei Assistenten (auch diese männlich), die sich an den langen Tisch setzten. Jerry hatte bereits Wein bestellt, der eingeschenkt wurde, sobald sie sich gesetzt hatten. Wally und David lehnten ab.

»Ein Toast«, verkündete Jerry, während er gegen sein Weinglas schlug. Stille. »Ich schlage vor, wir trinken auf den Ehrenwerten Richter Harry Seawright und seine berühmte Schnellverfahrensliste. Die Falle ist gelegt, und die Idioten von Rogan Rothberg glauben, wir sind blind. Sie wollen eine Verhandlung. Der alte Harry will eine Verhandlung. Bei Gott, dann sollen sie eine Verhandlung bekommen.«

Alle tranken einen Schluck, und innerhalb weniger Sekunden drehte sich das Gespräch um die Beine und den Hintern von Nadine Karros. Wally, der auf dem Ehrenplatz rechts von Mr. Alisandros' Thron saß, gab einige Kommentare von sich, die die anderen wahnsinnig komisch fanden. Beim Salat kamen sie auf ihr zweites Lieblingsthema zu sprechen, den Vergleich. David, der so wenig wie möglich sagte, musste von seiner Begegnung mit Taylor Barkley im Gerichtssaal erzählen. Seine Schilderung traf auf großes – seiner Meinung nach zu großes – Interesse.

Jerry stand im Mittelpunkt und führte fast die ganze Zeit das Wort. Er war begeistert von der Aussicht auf eine Verhandlung mit einem Urteil, das ihnen Unsummen zusprechen würde, aber er war genauso fest davon überzeugt, dass Varrick einknicken und Milliarden auf den Tisch legen würde.

Stunden später war David immer noch verwirrt, doch

die Anwesenheit von Jerry Alisandros hatte etwas Tröstliches. Der Mann war ein Veteran in diesem Geschäft, und er verlor fast nie. Laut dem *Lawyers Weekly* hatten sich die fünfunddreißig Partner von Zell & Potter im vergangenen Jahr 1,3 Milliarden Dollar Nettogewinn geteilt. Netto, also nach neuen Firmenjets, einem Firmengolfplatz und sämtlichen anderen üppigen Betriebsausgaben, die laut Finanzamt zulässig waren. Dem Magazin *Florida Business* zufolge wurde Jerry Alisandros' Vermögen auf dreihundertfünfzig Millionen Dollar geschätzt.

Nicht die schlechteste Art, seinen Beruf auszuüben.

David hatte es vorgezogen, Wally diese Zahlen nicht zu zeigen.

Kirk Maxwell vertrat den Bundesstaat Idaho seit fast dreißig Jahren im US-Senat. Er galt als Vertreter einer Politik der ruhigen Hand, der Publicity scheute und seine Arbeit lieber hinter den Kulissen machte. Senator Maxwell war ein ruhiger, bescheidener Mensch und zählte zu den beliebtesten Mitgliedern des Kongresses. Sein plötzlicher Tod erregte eine Menge Aufsehen.

Maxwell hatte gerade das Wort und diskutierte mit dem Mikrofon in der Hand mit einem Kollegen von der anderen Seite des Ganges, als er sich plötzlich an die Brust griff, das Mikrofon fallen ließ, den Mund vor Entsetzen aufriss und nach vorn kippte, wo er mit einem lauten Krachen auf dem nächsten Tisch landete. Er starb an Herzversagen, und sein Tod wurde von der offiziellen Kamera des Senats aufgenommen. Das Video wurde ohne Genehmigung freigegeben und auf YouTube eingestellt, bevor seine Frau im Krankenhaus angekommen war.

Zwei Tage nach dem Tod des Senators erwähnte sein ungeratener Sohn einem Reporter gegenüber, dass sein Vater Krayoxx genommen habe und die Familie in Erwägung ziehe, Varrick Labs zu verklagen. Nachdem die Information durch den 24-Stunden-Nachrichtenzyklus gepeitscht worden war, gab es nur noch wenig Zweifel daran, dass das Medikament schuld am Tod des Senators war. Maxwell war erst zweiundsechzig gewesen, gesund,

allerdings mit einer familiären Vorbelastung für einen erhöhten Cholesterinspiegel.

Ein aufgebrachter Kollege aus dem Senat verkündete, dass bei einer Anhörung des entsprechenden Unterausschusses die gesundheitlichen Risiken von Krayoxx untersucht werden sollten. Die FDA wurde mit Forderungen bestürmt, das Medikament zu verbieten. Varrick Labs, das sich in den Hügeln von Montville verschanzte, war kein Kommentar zu entlocken. Es war ein weiterer schwarzer Tag für das Unternehmen, doch Reuben Massey hatte schon Schlimmeres erlebt.

Eine Klage der Familie wäre aus zwei Gründen eine Ironie der Geschichte gewesen. Erstens: In seinen dreißig Jahren in Washington hatte Senator Maxwell Millionen Dollar von den großen Pharmaunternehmen angenommen und stets ein diszipliniertes Abstimmungsverhalten gezeigt, das deren Interessen berücksichtigte. Zweitens: Der Senator war vehement für eine Reform des Schadenersatzrechts eingetreten und hatte jahrelang dafür gestimmt, strenge Beschränkungen für das Einreichen von Klagen einzuführen. Doch nach einer Tragödie verlieren die Hinterbliebenen oft jeden Sinn für Ironie. Seine Witwe suchte einen bekannten Klägeranwalt in Boise auf, allerdings nur »zur Beratung«.

Da Krayoxx Schlagzeilen machte, war Richter Seawright der Meinung, dass eine Verhandlung interessant werden könnte. Er entschied in allen Punkten gegen die Klägeranwälte. Die Klage, die Wally eingereicht und dann erweitert hatte, sollte in mehrere Klagen aufgeteilt werden, und der Fall des verstorbenen Percy Klopeck landete gemäß der örtlichen Prozessordnungsvorschrift 83 Absatz 19 als erste Klage auf der Schnellverfahrensliste.

Wally reagierte panisch, als ihm die Entscheidung zuing, doch während eines langen Gesprächs mit dem besänftigenden Jerry Alisandros beruhigte er sich wieder. Jerry erklärte, der Tod von Senator Maxwell sei ein Geschenk des Himmels – in mehr als nur einer Hinsicht, da ein vehementer Verfechter der Reform des Schadenersatzrechts endlich zum Schweigen gebracht worden sei – und setze Varrick nur noch mehr unter Druck, bald mit den Verhandlungen über einen Vergleich zu beginnen. Und außerdem freue er sich, wie Jerry wiederholt sagte, über die Gelegenheit, Ms. Karros in einem brechend vollen Chicagoer Gerichtssaal gegenüberzutreten. »Glauben Sie mir, der Gegenseite wäre es lieber, wenn ich nicht in den Gerichtssaal gehe«, sagte Jerry ein ums andere Mal. Sein »Klopeck-Team« arbeite momentan fieberhaft an der Vorbereitung auf die Verhandlung. Außerdem sei seine Kanzlei schon mit vielen egozentrischen Bundesrichtern fertig geworden, die alle ihre eigene Version der Schnellverfahrensliste hätten.

»Dann hat Seawright die Schnellverfahrensliste also gar nicht selbst erfunden?«, fragte Wally etwas unbedarf.

»Großer Gott, nein. Diesen Begriff habe ich schon vor dreißig Jahren im Norden von New York gehört.« Jerry forderte Wally auf, noch mehr Krayoxx-Fälle zu beschaffen. »Ich werde Sie reich machen, Wally«, sagte er mehrfach.

Zwei Wochen nach Senator Maxwells Tod knickte die FDA ein und ließ Krayoxx vom Markt nehmen. Die Sammelklagenanwälte waren völlig aus dem Häuschen, und in einem Dutzend Städten gaben Anwälte Pressemeldungen heraus, die alle einen ähnlichen Tenor hatten: Varrick wird wegen grober Fahrlässigkeit zur Rechenschaft

gezogen werden. Es muss eine Untersuchung auf Bundesebene angeordnet werden. Die FDA hätte das Medikament nie genehmigen dürfen. Varrick wusste, dass es Probleme mit dem Medikament gab, hat es aber trotzdem vorschnell auf den Markt gebracht und innerhalb von sechs Jahren dreißig Milliarden Dollar Umsatz damit gemacht. Wer weiß, was in Varricks Forschungsabteilung noch so alles vergraben ist.

Oscar verfolgte die Berichterstattung mit gemischten Gefühlen. Einerseits war klar, dass er möglichst viel schlechte Presse für das Medikament wollte, um das Unternehmen zu zwingen, sich mit den Klägeranwälten an einen Tisch zu setzen. Andererseits hoffte er insgeheim, dass Krayoxx seine Frau aus dem Weg räumen würde. Das Medikament vom Markt zu nehmen erhöhte den Druck auf Varrick, aber es sorgte auch dafür, dass es aus Paulas Medizinschrank verschwand. Oscar wäre es am liebsten gewesen, wenn er die Nachricht eines bevorstehenden Vergleichs zu dem Zeitpunkt bekommen würde, an dem seine Frau wegen Krayoxx ins Gras biss. Dann konnte er das ganze Geld behalten, eine hässliche Scheidung vermeiden und schließlich im Namen seiner lieben verstorbenen Frau eine Klage einreichen und Varrick noch einmal drankriegen.

Davon träumte er hinter verschlossener Tür. Die Telefonleitungen glühten, doch er weigerte sich, zum Hörer zu greifen. Die meisten Anrufe waren von Wallys »Fällen ohne Todesfolge«, Leuten, die er durch seine diversen Werbeaktionen gefunden hatte. Sollten sich doch Rochelle, Wally und der junge David um die Anrufe und die hysterischen Mandanten kümmern. Oscar hatte vor, in seinem Büro zu bleiben und der ganzen Aufregung so weit wie möglich aus dem Weg zu gehen.

Rochelle stand kurz davor zu kündigen und forderte vehement eine weitere Kanzleibesprechung. »Da sehen Sie, was Sie angerichtet haben«, machte sich Oscar über David lustig, als sich alle vier an einem späten Nachmittag an den Tisch setzten.

»Was steht auf der Tagesordnung?«, fragte Wally, obwohl es alle wussten.

Rochelle hatte so lange auf David eingeredet, bis er bereit gewesen war, sich für sie einzusetzen. Er räusperte sich und kam sofort zur Sache. »Wir müssen die Krayoxx-Fälle organisieren. Seit das Medikament vom Markt genommen wurde, klingelt ununterbrochen das Telefon. Die Anrufer sind entweder Leute, die uns schon ein Mandat erteilt haben, oder solche, die das noch tun wollen.«

»Ist das nicht großartig?«, sagte Wally mit einem breiten, zufriedenen Grinsen.

»Das mag sein, Wally, aber wir sind keine Sammelklagenkanzlei. Wir sind einfach nicht darauf eingerichtet, vierhundert Fälle gleichzeitig zu bearbeiten. Die Sammelklagenkanzleien haben Dutzende Anwälte und noch mehr Assistenten, die die Arbeit machen.«

»Wir haben vierhundert Fälle?«, fragte Oscar. Es war nicht ganz klar, ob er sich freute oder lediglich überwältigt war.

Wally schlürfte an seiner Diätlimonade und sagte dann stolz: »Wir haben die acht Todesfälle und vierhundertseven Fälle ohne Todesfolge, Tendenz steigend. Es tut mir ja leid, dass diese kleinen Fälle so viel Arbeit machen, aber wenn der Vergleich geschlossen wird und unsere Fälle nach den von Jerry Alisandros ausgehandelten Entschädigungssummen abgerechnet werden, werden wir vermutlich feststellen, dass jeder Fall ohne Todesfolge

läppische hunderttausend Dollar wert ist. Multipliziert mit vierhundsieben. Möchte jemand nachrechnen?«

»Darum geht es nicht, Wally«, entgegnete David. »Die Zahlen sprechen für sich. Aber ich glaube, Sie übersehen, dass diese Fälle unter Umständen gar keine Fälle sind. Bis jetzt wurde kein einziger Mandant ohne Todesfolge von einem Arzt untersucht. Wir wissen doch gar nicht, ob gesundheitliche Schäden vorliegen, oder?«

»Nein, das wissen wir nicht, jedenfalls noch nicht, aber bis jetzt haben wir ja auch noch für keinen dieser Mandanten Klage eingereicht, oder?«

»Stimmt, aber diese Leute glauben, dass sie vollwertige Mandanten sind und entschädigt werden. Sie haben ihnen das zu positiv dargestellt.«

»Wann werden sie zu einem Arzt gehen?«, fragte Oscar.

»Bald«, antwortete Wally. »Jerry ist gerade dabei, einen Arzt als Sachverständigen zu beauftragen, hier in Chicago. Dieser Arzt wird jeden Patienten untersuchen und ein Gutachten erstellen.«

»Und Sie gehen davon aus, dass jeder dieser Mandanten einen berechtigten Anspruch hat?«, fragte David.

»Ich gehe von gar nichts aus.«

»Wie viel wird eine Untersuchung kosten?«, fragte Oscar.

»Das wissen wir erst, wenn der Arzt gefunden ist.«

»Wer bezahlt die Untersuchungen?«

»Die Krayox-Prozess-Gruppe. Kurz KPG.«

»Müssen wir uns an den Kosten beteiligen?«

»Nein.«

»Bist du sicher?«

»Was soll das?«, fuhr Wally ihn wütend an. »Warum hacken alle auf mir rum? Bei unserer ersten Kanzleibesprechung ging es nur um meine Freundin. Bei dieser Be-

sprechung geht es nur um meine Fälle. Ich fange langsam an, eine Abneigung gegen Kanzleibesprechungen zu entwickeln. Was habt ihr denn nur alle?«

»Ich habe diese Anrufe so satt«, sagte Rochelle. »Es hört gar nicht mehr auf. Manche Leute fangen an zu weinen, weil Sie sie zu Tode erschreckt haben, Mr. Figg. Einige kommen sogar hierher und wollen, dass ich ihnen die Hand halte. Sie glauben, dass sie herzkrank sind, und das nur wegen Ihnen und der FDA.«

»Und wenn sie tatsächlich herzkrank sind und Krayoxx schuld daran ist und wir ihnen etwas Geld verschaffen können? Ist das denn nicht die Aufgabe eines Anwalts?«

»Und wenn wir für ein paar Monate jemanden einstellen?«, schlug David ziemlich plötzlich vor. Er wartete gespannt auf Reaktionen. Als keiner der drei anderen schnell genug den Mund aufbekam, fuhr er fort: »Wir können ihn oder sie in die Rumpelkammer oben stecken und alle Krayoxx-Fälle hochschicken. Ich helfe ihm oder ihr dabei, die Prozesssoftware und die Ablage einzurichten, damit er oder sie nicht den Überblick über die Fälle verliert. Wenn Sie möchten, kümmere ich mich persönlich um das Projekt. Alle Anrufe, die etwas mit Krayoxx zu tun haben, werden in das neue Büro weitergeschaltet. Damit entlasten wir Rochelle, und Wally kann das machen, was er am besten kann – Fälle beschaffen.«

»Wir haben kein Geld, um jemanden einzustellen«, sagte Oscar sofort. Das war vorauszusehen gewesen. »Dank Krayoxx ist unser Cashflow erheblich niedriger als sonst. Und da Sie, David, nicht so viel zum Umsatz beitragen – noch nicht einmal ansatzweise, wenn ich das hinzufügen darf-, dass sich davon Rechnungen bezahlen lassen, können Sie es sich, glaube ich, nicht erlauben, uns vorzuschlagen, noch mehr Geld auszugeben.«

»Ich verstehe«, sagte David. »Aber ich suche nur nach einer Möglichkeit, um die Kanzlei besser zu organisieren.«

Eigentlich haben Sie ja Glück gehabt, dass wir Sie eingestellt haben, dachte Oscar. Um ein Haar hätte er es laut gesagt.

Wally gefiel die Idee, doch er hatte im Moment keine Lust auf eine Auseinandersetzung mit seinem Seniorpartner. Rochelle bewunderte David für seine Direktheit, aber bei Themen, die mit den Fixkosten zu tun hatten, hielt sie prinzipiell den Mund.

»Ich habe eine bessere Idee«, sagte Oscar zu David. »Warum übernehmen nicht Sie die Organisation der Krayoxx-Fälle? Ihr Büro ist schon oben. Sie kennen sich mit der Prozesssoftware aus. Sie nörgeln ständig rum, dass wir uns besser organisieren müssen. Sie wollen eine neue Ablage. Und Ihrem monatlichen Bruttoumsatz nach zu urteilen, hätten Sie Zeit genug. Das würde uns ein wenig Geld sparen. Was meinen Sie?«

All das war richtig, und David wollte keinen Rückzieher machen. »Einverstanden. Wie hoch ist mein Anteil an der Entschädigungssumme?«

Oscar und Wally sahen sich an. Vier Augen verengten sich, zwei Gehirne fingen an zu rattern. Die beiden hatten noch gar nicht darüber gesprochen, wie sie das Geld zwischen sich aufteilen wollten. Es hatte ein paar dahingeworfene Sätze gegeben, in denen von einem Bonus für Rochelle und David die Rede gewesen war, doch das war auch schon alles gewesen.

»Darüber werden wir uns noch unterhalten müssen«, sagte Wally.

»Ja, das müssen wir Partner besprechen«, fügte Oscar hinzu, als wäre die Partnerschaft in der Kanzlei Finley &

Figg gleichbedeutend damit, einem exklusiven, mächtigen Zirkel anzugehören.

»Dann beeilen Sie sich bitte damit«, sagte Rochelle.
»Ich schaffe es nicht, alle Anrufe entgegenzunehmen und die Ablage zu machen.«

Es klopfte an der Tür. DeeAnna war wieder da.

Reuben Masseys genialer Plan, den neuesten Arzneimittelskandal seiner Firma unter den Teppich zu kehren, war durch den Tod von Kirk Maxwell hinfällig geworden. Das hatte dem Senator bei Varrick inoffiziell den Spitznamen »Maxwell, der Spielverderber« eingetragen. Seine Witwe hatte keine rechtlichen Schritte eingeleitet, aber ihr großsprecherischer Anwalt genoss offensichtlich das Rampenlicht. Er gab bereitwillig Interviews und hatte es sogar in ein paar Fernseh-Talkshows geschafft, der Traum vieler Anwälte. Dafür hatte er sich extra die Haare gefärbt und neue Anzüge gekauft.

Der Aktienkurs von Varrick war auf 29,50 Dollar gefallen, das war der niedrigste Kurs seit sechs Jahren. Zwei Wall-Street-Analysten, die Massey verabscheute, hatten Verkaufsempfehlungen ausgesprochen.

»Obwohl Krayoxx erst seit sechs Jahren im Handel ist, entfällt ein Viertel des Umsatzes auf dieses Medikament. Nachdem es vom Markt genommen wurde, ist die Zukunft des Unternehmens unsicher«, schrieb der eine.

»Die Zahlen sind beängstigend«, meinte der andere. »Sollte wirklich eine Million Krayoxx-Klagen eingereicht werden, kommt Varrick in den nächsten zehn Jahren nicht aus dem Sammelklagensumpf heraus.«

Zumindest mit dem Wort »Sumpf« hatte er den Nagel auf den Kopf getroffen. Massey grummelte vor sich hin, während er die morgendlichen Finanznachrichten durch-

blättern. Es war noch nicht einmal acht Uhr. Der Himmel über Montville war bewölkt, die Stimmung im Bunker düster, aber er selbst war erstaunlich guter Laune. Mindestens einmal pro Woche – wenn möglich öfter – gönnte sich Mr. Massey das Vergnügen, gleich am Morgen jemanden ordentlich zusammenzustauchen. Heute freute er sich ganz besonders darauf.

Als junger Mann war Layton Koane vier Legislaturperioden lang Abgeordneter gewesen, bevor er nach einer hässlichen Affäre mit einer Mitarbeiterin abgewählt wurde. Nach dem Skandal hatte er zu Hause in Tennessee keine entsprechende Beschäftigung finden können, vor allem, da er als Studienabbrecher keine verwertbaren Fähigkeiten oder Kenntnisse besaß. Geschieden, arbeitslos und pleite landete er im Alter von nur vierzig Jahren wieder in Washington, wo er den Weg einschlug, den so viele gestrandete Politiker vor ihm gegangen waren. In guter amerikanischer Tradition wurde er Lobbyist.

Unbelastet von ethischen Skrupeln, erlebte Koane in diesem schmutzigen Spiel einen kometenhaften Aufstieg. Er hatte die richtige Nase, ein Gespür dafür, wo etwas zu holen war, das er Auftraggebern zuschanzen konnte, die bereit waren, seine ständig steigenden Honorare zu bezahlen. Als einer der ersten Lobbyisten beherrschte er das komplexe Feld der Mittelzuweisung, der fetten Pfründe, nach denen die Abgeordneten lechzten und die von ahnungslosen Fabrikarbeitern zu Hause in den Stimmbezirken bezahlt wurden. Einen Namen machte sich Koane, als ihm eine bekannte staatliche Universität, die ein neues Basketballstadion brauchte, ein Honorar von einhunderttausend Dollar zahlte. Uncle Sam beteiligte sich mit zehn Millionen an dem Pro-

jekt, was allerdings nur aus dem Kleingedruckten einer dreitausend Seiten starken Gesetzesvorlage hervorging, die um Mitternacht verabschiedet wurde. Als eine konkurrierende Universität davon erfuhr, war die Aufregung groß. Aber es war zu spät.

Durch die Kontroverse erwarb sich Koane einen Ruf, der ihm weitere Mandanten in die Arme trieb. Einer davon war ein Bauträger aus Virginia, der einen Stausee anlegen wollte, um Grundstücke am Wasser teuer verkaufen zu können. Koane berechnete seinem Auftraggeber fünfhunderttausend Dollar und ließ ihn weitere einhunderttausend Dollar an das Wahlkampfkomitee des Abgeordneten für den Bezirk zahlen, in dem der völlig überflüssige Staudamm errichtet werden sollte. Nachdem der finanzielle Teil zur allgemeinen Zufriedenheit geregelt war, nahm sich Koane den Bundeshaushalt vor und fand das nötige Kleingeld – acht Millionen Dollar – im Verteidigungsbudget, wo es für die Pioniereinheit der US Army vorgesehen war. Der Damm wurde gebaut. Der Bauträger verdiente ein Vermögen. Alle waren zufrieden – bis auf die Umweltschützer, die Ökologen und die Gemeinden am unteren Lauf des Flusses.

So etwas war in Washington an der Tagesordnung und wäre nicht weiter aufgefallen, hätte es da nicht einen hartnäckigen Reporter aus Roanoke gegeben. Alle Beteiligten – der Abgeordnete, der Bauträger, Koane – gingen ziemlich beschädigt aus der Sache hervor, aber Lobbyisten kennen keine Scham, und jede Art von Bekanntheit ist gut. Koanes Geschäft florierte. Nach fünf Jahren eröffnete er seine eigene Firma, die auf Regierungsangelegenheiten spezialisierte Koane Group. Nach zehn Jahren war er Multimillionär. Nach zwanzig wurde er Jahr für Jahr als einer der drei einflussreichsten Lobbyisten in Wa-

shington genannt. (Führt irgendeine andere Demokratie Ranglisten ihrer Lobbyisten?)

Varrick zahlte jährlich eine Pauschale von einer Million Dollar an die Koane-Gruppe und deutlich mehr, wenn tatsächlich etwas zu tun war. Für dieses Geld stand Mr. Layton Koane auf der Matte, wenn sein Mandant es verlangte.

Als Zeugen des bevorstehenden Gemetzels wählte Reuben Massey seine bewährten Rechtsberater Nicholas Walker und Judy Beck. Alle drei hatten sich bereits eingerichtet, als Koane eintraf, allein, wie Massey es verlangt hatte. Koane besaß mittlerweile einen Jet, hielt sich einen Chauffeur und reiste gern mit Gefolge, aber diesmal musste er darauf verzichten.

Das Treffen begann freundlich, mit einem Austausch von Höflichkeitsfloskeln, während alle Croissants aßen. Koane war noch dicker geworden, und sein Maßanzug drohte aus den Nähten zu platzen. Das glänzende Grau erinnerte an die Anzüge mancher Fernsehprediger. Das adrett gestärkte weiße Hemd bauschte sich um die Taille. Das fleischige Doppelkinn quoll aus dem Kragen. Wie immer waren Krawatte und Einstecktuch orange. Bei allem Reichtum hatte er nie gelernt, sich richtig zu kleiden.

Massey verabscheute Koane und hielt ihn für einen Hinterwäldler, einen beschränkten Opportunisten, einen Profiteur, der das Glück gehabt hatte, zur rechten Zeit am rechten Ort zu sein. Allerdings hasste Massey praktisch alles an Washington: die Bundesregierung mit ihren einengenden Vorschriften, das Heer von Schreiberlingen, die sie verfassten, die Politiker, die sie beschloss, die Bürokraten, die sie durchsetzten. Um in diesem Chaos zu überleben, musste man wohl so schmierig sein wie Layton Koane.

»Wir stehen in Washington gewaltig unter Druck«, sagte Massey, obwohl das keiner Erwähnung bedurfte.

»Nicht nur in Washington«, näselte Koane mit seinem Südstaatenakzent. »Ich halte vierzigtausend Ihrer Aktien, das wissen Sie ja wohl noch.«

Das stimmte. Varrick Labs hatte die Koane Group einmal in Aktienoptionen bezahlt.

Massey griff nach seinen Notizen und fixierte Koane über die Lesebrille hinweg. »Letztes Jahr hat Ihr Unternehmen mehr als drei Millionen von uns kassiert.«

»Drei Millionen zweihunderttausend«, bestätigte Koane.

»Außerdem haben wir den Wahlkampf von achtundachtzig Mitgliedern eines Senats, der nur aus einhundert Senatoren besteht, mit dem Höchstbetrag unterstützt; dazu gehörte auch der selige Maxwell, er ruhe in Frieden. Mehr als dreihundert Abgeordnete haben ebenfalls den maximalen Betrag erhalten. In beiden Kammern des Kongresses haben wir die grauen Kassen beider Parteizentralen, wie auch immer die offiziell heißen mögen, kräftig aufgefüllt. Die Wahlkampfkomitees von vierzig Abgeordneten wurden mit dem Höchstbetrag unterstützt, sodass wir wohl entsprechende Gegenleistungen erwarten dürfen. Außerdem haben sich zwei Dutzend unserer Topmanager unter Ihrer Anleitung ebenfalls als großzügige Spender hervorgetan. Und dank der Weisheit des Obersten Gerichtshofs können wir nun große Mengen Bargeld ins Wahlsystem einschleusen, die nicht nachzuverfolgen sind. Allein im vergangenen Jahr waren es fünf Millionen. Alle offiziellen und inoffiziellen Zahlungen zusammengekommen, haben Varrick und seine Führungskräfte im vergangenen Jahr fast vierzig Millionen Dollar lockergemacht, um dafür zu sorgen, dass unsere Demokratie nicht vom Pfad der Tugend abkommt.«

Massey ließ die Papiere sinken und starrte Koane wütend an. »Vierzig Millionen für eine einzige Sache, Koane, das einzige Produkt, das Sie zu verkaufen haben. Einfluss.«

Koane nickte bedächtig.

»Würden Sie uns dann bitte verraten, wie es möglich ist, dass wir über die Jahre hinweg so viel Geld für Ihren Einfluss ausgeben und die FDA trotzdem Krayoxx vom Markt nimmt?«

»Die FDA ist eben die FDA«, erwiderte Koane. »Die Arzneimittelzulassungsbehörde hat ihre eigenen Regeln und lässt sich durch politischen Druck nicht beeinflussen. Heißt es zumindest.«

»Politischer Druck? Bis es einen Politiker erwischt hat, war doch alles in schönster Ordnung. Seine Kumpel im Senat müssen die FDA in den Schraubstock genommen haben.«

»Natürlich haben sie das.«

»Und wo waren Sie? Ich dachte, Sie hätten frühere FDA-Chefs auf Ihrer Gehaltsliste!«

»Einen, aber der ist eben nicht mehr Chef. Hat keine Entscheidungsbefugnis mehr.«

»Sie haben sich also ausmanövrieren lassen.«

»Für den Augenblick vielleicht, Mr. Massey. Wir haben die erste Schlacht verloren, aber den Krieg werden wir gewinnen. Maxwell ist weg vom Fenster und gerät von Minute zu Minute mehr in Vergessenheit. So ist das in Washington – die Leute haben ein kurzes Gedächtnis. In Idaho läuft bereits der Wahlkampf um seine Nachfolge. Geben Sie der Sache ein wenig Zeit, und sein Tod ist vergessen.«

»Zeit? Wegen der FDA entgeht uns täglich ein Umsatz von achtzehn Millionen Dollar. Seit Sie heute Morgen

hier angekommen sind und Ihr Auto abgestellt haben, sind vierhunderttausend Dollar weggefallen. Kommen Sie mir nicht mit Zeit, Koane.«

Nicholas Walker und Judy Beck machten sich eifrig Notizen. Zumindest kritzelten sie auf ihren Notizblöcken herum. Keiner von beiden sah auf, aber sie genossen das Schauspiel.

»Sie geben doch nicht mir die Schuld, Mr. Massey?« Koane klang geradezu verzweifelt.

»Und ob! Ich verstehe nicht, wie der Saftladen da oben läuft, deswegen zahle ich Ihnen ein Vermögen, damit Sie meine Firma sicher durch dieses Minenfeld manövrieren. Das heißt, wenn etwas schief läuft, gebe ich sehr wohl Ihnen die Schuld. Ein völlig unbedenkliches Medikament wird ohne jeden Grund vom Markt genommen. Erklären Sie mir das, wenn Sie können.«

»Ich kann es nicht erklären, aber es ist nicht fair, mir die Schuld zu geben. Wir sind an der Sache dran, seit die ersten Klagen eingereicht wurden. Wir hatten auf allen Ebenen beste Kontakte, und die FDA zeigte wenig Interesse daran, das Medikament vom Markt zu nehmen, auch wenn die Anwälte noch so laut blökten. Wir waren auf der sicheren Seite. Und dann bricht dieser Maxwell vor laufender Kamera zusammen. Das hat alles verändert.«

Es trat eine Pause ein, während alle vier zu ihren Kaffeetassen griffen.

Koane hatte wie immer ein Gerücht in petto, Insiderinformationen, die nur im Flüsterton weitergegeben wurden, und er konnte es kaum erwarten, damit herauszurücken.

»Eine meiner Quellen sagt, die Familie Maxwell wolle keinen Prozess. Eine sehr zuverlässige Quelle.«

»Wer?«, fragte Massey.

»Auch einer, den wir unterstützen, ein Senator, der Maxwell und seiner Familie sehr nahestand. Er hat sich gestern telefonisch bei mir gemeldet. Wir waren zusammen was trinken.

Sherry Maxwell will keinen Prozess, aber ihr Anwalt drängt darauf. Der Mann ist nicht dumm, er weiß, dass er Varrick im Fadenkreuz hat. Falls Klage eingereicht wird, ist das für die Firma ein weiterer Schlag, weil sich der Druck auf die FDA erhöht, das Medikament nicht wieder zuzulassen. Aber wenn es nicht zum Prozess kommt, wird Maxwell bald vergessen sein. Ein Problem weniger.«

Massey schlenkerte mit der rechten Hand. »Weiter. Reden Sie.«

»Fünf Millionen, und es gibt keinen Prozess. Ich wickle die Geschichte über mein Büro ab. Eine vertrauliche Einigung, Einzelheiten werden nicht bekannt gegeben.«

»Fünf Millionen? Wofür? Für ein völlig unschädliches Medikament?«

»Nein. Fünf Millionen, um ein gewaltiges Problem aus dem Weg zu räumen«, erwiderte Koane. »Der Mann war fast dreißig Jahre lang Senator und unbestechlich, sodass es finanziell nicht allzu rosig aussieht. Die Familie braucht Geld.«

»Wenn das den Sammelklagenhaien zu Ohren kommt, werden wir uns vor Klagen nicht retten können«, gab Nicholas Walker zu bedenken. »Das lässt sich nicht vertuschen. Dafür ist das Medieninteresse zu groß.«

»Ich weiß, wie man die Presse manipuliert. Wir einigen uns mündlich, unterzeichnen die Papiere hinter verschlossenen Türen und warten ab. Die Familie Maxwell und ihr Anwalt werden sich nicht äußern, und ich lasse durchsickern, dass die Familie nicht klagen wird. Es existiert kein Gesetz, das sie dazu zwingen würde, nicht ein-

mal in diesem unserem Land. Es gibt alle möglichen Gründe, warum Leute nicht vor Gericht gehen wollen, so was passiert ständig. Wir einigen uns, unterzeichnen die Papiere und zahlen in zwei Jahren, zuzüglich Zinsen. Das kriege ich hin.«

Massey erhob sich und streckte den Rücken. Er ging zu einem hohen Fenster und sah nach draußen, wo sich Nebel und Dunkelheit über die Wälder legten. »Was meinen Sie, Nick?«, fragte er, ohne sich umzudrehen.

Walker überlegte laut. »Es wäre schon sehr günstig, wenn wir die Maxwell-Geschichte aus dem Weg räumen könnten. Mr. Koane hat recht. Seine Freunde im Senat werden ihn schnell vergessen haben, vor allem, wenn es keinen Prozess gibt, über den die Zeitungen berichten. Alles in allem sind fünf Millionen gar nichts.«

»Ms. Beck?«

»Finde ich auch«, sagte sie, ohne zu zögern. »Unsere Priorität ist, das Medikament wieder auf den Markt zu bringen. Wenn sich das dadurch beschleunigen lässt, dass wir der Familie Maxwell entgegenkommen, sollten wir das tun.«

Massey ging langsam zu seinem Platz zurück, ließ die Knöchel knacksen, rieb sich das Gesicht, nippte an seinem Kaffee und gab sich überhaupt sehr nachdenklich. Dabei hatte er sich längst entschieden. »Geht klar, Koane, handeln Sie was aus. Schaffen Sie uns Maxwell vom Hals. Aber falls wir wegen dieses Vergleichs Ärger bekommen, sind wir geschiedene Leute. Im Augenblick bin ich mit Ihnen und Ihrer Firma nicht sehr glücklich und warte nur darauf, dass Sie mir einen Grund für einen Wechsel liefern.«

»Das wird nicht nötig sein, Mr. Massey. Ich kümmere mich um die Maxwell-Geschichte.«

»Sehr schön. Und wann ist Krayoxx wieder auf dem Markt? Wie lange dauert das, und was wird es uns kosten?«

Koane fuhr sich vorsichtig über die Stirn und wischte ein paar Schweißtropfen weg. »Das kann ich Ihnen nicht sagen. Eins nach dem anderen, wir brauchen Zeit. Sobald das mit Maxwell erledigt ist, melde ich mich wieder.«

»Wann?«

»In dreißig Tagen?«

»Großartig. Dreißig Tage sind fünfhundertvierzig Millionen entgangener Umsatz.«

»Ich kann rechnen, Mr. Massey.«

»Das will ich hoffen.«

»Ich habe verstanden, okay?«

Masseys Augen funkelten aufgebracht, als er mit dem rechten Zeigefinger in der Luft nach seinem Lobbyisten stach. »Jetzt hören Sie mir mal gut zu, Koane. Wenn dieses Medikament nicht innerhalb kürzester Zeit wieder auf dem Markt ist, komme ich persönlich nach Washington, um Sie und Ihre Firma zu feuern und mir andere Spezialisten für Regierungsangelegenheiten zu suchen. Einen Termin beim Vizepräsidenten und beim Sprecher des Repräsentantenhauses bekomme ich allemal. Es gibt bestimmt ein Dutzend Senatoren, die bereit wären, mit mir was trinken zu gehen. Ich schnappe mir mein Scheckbuch und einen Lkw voll Bargeld, und wenn es sein muss, karre ich einen Haufen Nutten zur FDA und lasse sie dort von der Leine.«

Koane setzte ein falsches Lächeln auf, als wäre das ein guter Scherz. »Das wird nicht nötig sein. Geben Sie mir nur etwas Zeit.«

»Wir *haben* keine Zeit.«

»Der schnellste Weg, Krayoxx wieder auf den Markt zu

bringen, ist der Beweis, dass das Medikament unschädlich ist«, sagte Koane sachlich, um das Thema zu wechseln. »Irgendwelche Vorschläge?«

»Wir arbeiten daran«, erwiderte Nicholas Walker.

Massey stand erneut auf und ging zu seinem Lieblingsfenster. »Das wäre alles, Koane«, knurrte er, ohne sich zum Abschied noch einmal umzusehen.

Sobald Koane weg war, entspannte sich Massey und fand den Morgen gleich deutlich erfreulicher. Ein kleines Menschenopfer hob die Stimmung. Er wartete, während Nick Walker und Judy Beck auf ihren Smartphones E-Mails lasen.

»Am besten besprechen wir unsere Vergleichsstrategie«, sagte er, als sie so weit waren. »Wie sieht der Zeitplan aus?«

»Der Prozess in Chicago läuft nach Plan«, erwiderte Walker. »Es gibt noch keinen Verhandlungstermin, aber wir dürften bald etwas hören. Nadine Karros behält Richter Seawrights Terminkalender im Auge, und Ende Oktober gibt es eine nette Lücke. Wenn wir Glück haben, klappt es dann.«

»Das ist weniger als ein Jahr, nachdem Klage eingereicht wurde.«

»Ja, aber wir haben auch nichts getan, um die Verhandlung hinauszuzögern. Nadine Karros geht professionell und zielstrebig vor, ohne der Gegenseite Steine in den Weg zu legen. Kein Antrag auf Abweisung. Keine Pläne für ein beschleunigtes Verfahren. Die Beweiserhebung kommt gut voran. Seawright scheint neugierig auf den Fall zu sein und will eine Verhandlung.«

»Heute ist der 3. Juni. Es werden immer noch Klagen eingereicht. Können wir die Vergleichsverhandlungen bis

Oktober hinziehen, wenn wir jetzt schon damit anfangen?«

Judy Beck antwortete. »Gar kein Problem. Bei Feteroll nahm der Vergleich drei Jahre in Anspruch, und es gab eine halbe Million Forderungen. Bei Zolozine dauerte es noch länger. Die Anwälte haben nur eins im Sinn: die fünf Milliarden Dollar, die wir im letzten Quartal abschreiben mussten. Das Geld würden sie gern auf dem Tisch sehen.«

»Das wird die reinste Massenhysterie werden«, stellte Walker fest.

»Gehen wir es an«, sagte Massey.

Wally saß im fünfzehnten Stock des Richard J. Daley Center in Downtown Chicago in einer Scheidungsverhandlung. Angesetzt war für diesen Vormittag *Strate gegen Strate*, eine von einem runden Dutzend schäbiger kleiner Scheidungen, die zwei Menschen, die nie hätten heiraten sollen, (hoffentlich) für immer trennen würden. Um die Dinge auseinanderzuidividieren, hatten die beiden Wally engagiert, die gesamten siebenhundertfünfzig Dollar für eine einvernehmliche Scheidung hingeblättert und warteten nun nach sechs Monaten auf verschiedenen Seiten des Gangs darauf, dass ihre Sache aufgerufen wurde. Wally wartete ebenfalls und beobachtete dabei die Prozession der vom Ehekrieg mitgenommenen Paare, die ergeben zum Richtertisch trotteten, ehrfürchtig den Richter begrüßten, redeten, wenn ihre Anwälte es ihnen sagten, Blickkontakt mit dem jeweils anderen vermieden und nach ein paar deprimierenden Minuten den Saal als geschiedene Leute verließen.

Wally stand mitten in einer Gruppe ungeduldiger Anwälte. Die Hälfte von ihnen kannte er. Die anderen hatte er nie zuvor gesehen. In einer Stadt mit zwanzigtausend Anwälten wechselten die Gesichter ständig. Es herrschte ein unerbittlicher Konkurrenzkampf. Jeden Tag dieselbe Treitmühle.

Eine Frau weinte vor dem Richter. Sie wollte sich nicht scheiden lassen. Ihr Mann schon.

Wally konnte es kaum erwarten, diese Szenen hinter sich zu lassen. Eines Tages in nicht allzu ferner Zukunft würde er hinter einem breiten Marmorschreibtisch in einem eleganten Büro in der Nähe der Innenstadt sitzen, weit weg von der schweißtreibenden Plackerei der unteren Ebenen der Juristerei, während zwei attraktive Sekretärinnen seine Telefonanrufe entgegennehmen und ein oder zwei Anwaltsassistenten die Knochenarbeit erledigten. Keine Scheidungen mehr, kein Alkohol am Steuer, keine Testamente, keine mageren Nachlässe, keine Mandanten, die nicht zahlen konnten. Er würde sich die Geschädigten aussuchen, die er vertreten wollte, und dabei dick Kohle machen.

Die anderen Anwälte beäugten ihn misstrauisch, was ihm bewusst war. Von Zeit zu Zeit erwähnten sie Krayox. Neugierig, neidisch, manche in der Hoffnung, Wally möge Erfolg haben, weil sie sich mit ihm identifizierten. Andere wollten ihn scheitern sehen, als Bestätigung dafür, dass die tägliche Plackerei unausweichlich war.

Das Handy in seiner Tasche vibrierte. Er griff danach, entzifferte Namen und Nummer des Anrufers, sprang auf und lief aus dem Saal.

»Jerry, ich bin im Gericht«, sagte er, sobald er die Türen passiert hatte. »Was gibt's?«

»Große Neuigkeiten, mein lieber Wally«, flötete Aliandros. »Gestern habe ich mit Nicholas Walker achtzehn Löcher Golf gespielt. Sagt Ihnen der Name was?«

»Nein, ja. Ich weiß nicht. Mit wem?«

»Wir haben eine Runde auf meinem Golfplatz absolviert. Ich habe achtundsiebzig Schläge gebraucht, der arme Walker lag zwanzig Schläge darüber. Kein großer Golfer, fürchte ich. Walker ist der Leiter der Rechtsabteilung von Varrick Labs. Ich kenne ihn seit Jahren. Ziemlich aufgeblasen, aber ehrlich.«

Es trat eine Pause ein, die Wally füllen musste, aber ihm fiel nichts Intelligentes ein. »Sie rufen doch nicht an, um mir zu erzählen, was für ein toller Golfer Sie sind.«

»Nein. Ich rufe an, weil Varrick über einen Vergleich reden möchte. Keine Verhandlungen, aber immerhin Gespräche. Das ist die übliche Vorgehensweise. Sie machen die Tür einen Spalt weit auf. Wir bekommen einen Fuß in die Tür. Sie machen ein bisschen Theater. Wir machen ein bisschen Theater. Und hast du nicht gesehen, geht es ums Geld. Um viel Geld. Habe ich mich klar ausgedrückt?«

»O ja.«

»Dachte ich's mir doch. Hören Sie, Wally, bis zu einem Vergleich ist es noch ein weiter Weg. Packen wir's an. Ich besorge die Ärzte für die Untersuchungen, das ist jetzt vorrangig. Sie müssen alles tun, um noch mehr Fälle aufzutreiben. Wahrscheinlich werden die Todesfälle zuerst geregelt. Wie viele haben Sie bis jetzt?«

»Acht.«

»Ist das alles? Ich dachte, es wären mehr.«

»Acht, Jerry, und einer davon wird im beschleunigten Verfahren verhandelt. Sie wissen doch: Klopeck.«

»Richtig, stimmt ja. Diese tolle Frau mit den endlosen Beinen vertritt die Beklagte. Schon wegen der Beine würde ich den Prozess gern selbst führen.«

»Wenn Sie meinen.«

»Auf jeden Fall müssen wir Gas geben. Ich melde mich heute Nachmittag mit einer Strategie. Es ist noch ein weiter Weg, aber wir haben einen Fuß in der Tür.«

Wally ging in den Gerichtssaal zurück und wartete weiter. »Einen Fuß in der Tür. Einen Fuß in der Tür«, murmelte er dabei immer wieder vor sich hin.

Game over. Das Spiel ist vorbei. Das hatte er sein ganzes Leben lang gehört, aber was bedeutete es bei einem

großen Prozess? Warf Varrick das Handtuch, gab auf, um den Schaden zu begrenzen? Wahrscheinlich.

Wally warf einen Blick auf die ausgemergelten, vom Leben enttäuschten Anwälte um ihn herum. Arme-Leute-Anwälte, die tagaus, tagein versuchten, ihre Honorare von Klienten zu bekommen, die selbst kein Geld übrig hatten. Arme Schweine, dachte er.

Er konnte es kaum erwarten, DeeAnna davon zu erzählen, aber zuerst musste er mit Oscar reden. Und zwar nicht bei Finley & Figg, wo vertrauliche Gespräche ein Ding der Unmöglichkeit waren.

Zwei Stunden später trafen sie sich in einer Pizzeria in der Nähe der Kanzlei. Oscar hatte einen harten Vormittag hinter sich: Er hatte versucht, den Streit sechs erwachsener Kinder um den praktisch nicht existenten Nachlass ihrer Mutter zu schlichten. Er brauchte einen Drink und bestellte eine Flasche billigen Wein. Wally, der mittlerweile seit zweihunderteinundvierzig Tagen trocken war, fiel es leicht, beim Wasser zu bleiben. Bei Tomaten mit Mozzarella fasste Wally sein Gespräch mit Jerry Alisandros zusammen und endete mit den dramatischen Worten: »Die Zeit ist gekommen, Oscar. Endlich ist es so weit.«

Oscars Stimmung hob sich sichtlich, während er Wallys Bericht lauschte und sein erstes Glas schlürfte. Er brachte sogar ein Lächeln zustande, und Wally konnte geradezu sehen, wie sich seine Skepsis verflüchtigte.

Oscar zückte einen Stift, schob den Salat beiseite und kratzte sich am Kopf. »Lass uns das noch mal durchrechnen, Wally. Ist ein Todesfall wirklich zwei Millionen wert?«

Wally vergewisserte sich, dass sie nicht belauscht wurden. Die Luft war rein. »Ich habe das alles gründlich recherchiert. Ich habe mir Dutzende von Vergleichen bei

Schadenersatzklagen gegen Pharmaunternehmen angesehen. Zuerst einmal müssen Haftung, Todesursache, Krankengeschichte, Alter des Verstorbenen, Einkommenskraft und so weiter ermittelt werden. Dann müssen wir herausfinden, was Varrick anbietet. Aber ich denke, eine Million ist das Minimum. Wir haben acht Fälle. Das Honorar beträgt vierzig Prozent. Davon geht die Hälfte an Alisandros, zuzüglich der Kosten für seine Gutachter. Das wären netto für unsere Kanzlei um die 1,5 Millionen.«

Oscar kritzelte fieberhaft, obwohl er die Zahlen schon hundertmal gehört hatte. »Das sind Todesfälle. Die müssen doch jeder mehr als eine Million wert sein«, sagte er, als hätte er Dutzende solcher Verfahren abgewickelt.

»Vielleicht zwei«, meinte Wally. »Dazu kommen all die anderen Fälle, bis jetzt vierhundertsieben. Nehmen wir an, davon bleibt nach der ärztlichen Untersuchung noch die Hälfte übrig.

Ausgehend von ähnlichen Fällen – also Schadenersatzklagen gegen Pharmakonzerne – dürften hunderttausend Dollar für einen Mandanten mit leicht geschädigten Herzklappen eine vernünftige Zahl sein. Das wären zwanzig Millionen Dollar, Oscar. Unser Anteil läge bei rund 3,5 Millionen.«

Oscar schrieb etwas, stockte, gönnte sich einen kräftigen Schluck Wein. »Sag mal, sind wir hier, weil du darüber reden willst, wie wir das Geld aufteilen? Du hast doch eindeutig Hintergedanken!«

»Das ist eins von mehreren Themen, die wir dringend klären müssen.«

»Was spricht gegen halbe-halbe?« Alle Honorarverhandlungen begannen mit gleichen Teilen für alle.

Wally stopfte sich eine Tomatenscheibe in den Mund und kaute energisch darauf herum. »Gegen halbe-halbe

spricht, dass ich auf Krayoxx gestoßen bin und mir Mandanten gesucht habe. Bisher habe ich neunzig Prozent der Arbeit gemacht. Bei mir im Büro liegen acht Todesfälle. Die anderen vierhundert sind oben bei David. Wenn ich mich nicht irre, hast du überhaupt keine Krayoxx-Mandanten.«

»Du willst doch nicht etwa neunzig Prozent?«

»Natürlich nicht. Hier ist mein Vorschlag. Vor uns liegt jede Menge Arbeit. Alle Fälle müssen von einem Arzt geprüft und bewertet werden. Vergessen wir alles andere – mich, dich, David –, und gehen wir's an. Während wir die Klagen vorbereiten, halten wir gleichzeitig nach neuen Fällen Ausschau. Wenn erst einmal bekannt wird, dass ein Vergleich ansteht, wird sich jeder Anwalt im Land auf Krayoxx stürzen, da müssen wir uns also noch mehr ins Zeug legen. Was das Geld angeht, finde ich sechzig-dreißig-zehn fair.«

Oscar hatte Lasagne bestellt, Wally die gefüllten Ravioli. Als der Kellner weg war, sagte Oscar: »Dein Anteil ist doppelt so hoch wie meiner? Das hat's ja noch nie gegeben. Mir gefällt das gar nicht.«

»Und was würde dir gefallen?«

»Halbe-halbe.«

»Und was ist mit David? Dem haben wir doch einen Anteil versprochen, wenn er die Fälle ohne Todesfolge übernimmt.«

»Von mir aus. Fünfzig für dich, vierzig für mich, zehn für David. Ms. Gibson bekommt einen schönen Bonus, aber kein Stück vom Kuchen.«

Wenn so viel Geld ins Haus stand, fiel es leicht, mit Zahlen zu jonglieren und großzügig zu sein. Die beiden hatten sich schon wegen fünftausend Dollar bis aufs Messer bekriegt, aber heute war alles anders. Das Geld wirkte beruhigend und nahm ihnen die Lust zu streiten. Wally

streckte bedächtig die Hand aus, und Oscar folgte seinem Beispiel. Nach einem schnellen Handschlag machten sie sich über das Hauptgericht her.

»Wie geht's deiner Frau?«, erkundigte sich Wally nach ein paar Bissen.

Oscar runzelte die Stirn, verzog das Gesicht und wandte den Blick ab. Das Thema Paula Finley war tabu, weil niemand in der Kanzlei sie leiden konnte – Oscar war da keine Ausnahme.

Wally blieb hartnäckig. »Weißt du, Oscar, jetzt ist der richtige Zeitpunkt. Wenn nicht jetzt, wann dann?«

»Du als Eheberater?«

»Ja, weil ich recht habe, und das weißt du auch.«

»Klingt, als hättest du gründlich darüber nachgedacht.«

»Stimmt, im Gegensatz zu dir. Das liegt daran, dass du nie an diese Fälle geglaubt hast – bis jetzt zumindest.«

Oscar schenkte sich Wein nach. »Lass hören.«

Wally beugte sich vor, als hätten sie brisante Geheimnisse zu besprechen. »Reich jetzt die Scheidung ein, sofort. Das ist kein Problem, ich hab's viermal gemacht. Zieh aus, besorg dir eine Wohnung, brich den Kontakt ab. Ich vertrete dich, und deine Frau kann sich selbst einen Anwalt besorgen. Wir setzen einen Vertrag auf, datieren ihn sechs Monate zurück und schreiben rein, dass ich achtzig Prozent der Krayoxx-Vergleichszahlungen bekomme und du dir mit David die restlichen zwanzig Prozent teilst. Irgendwas musst du an Krayoxx verdienen, sonst nimmt ihr Anwalt uns das nicht ab. Aber das meiste Geld können wir irgendwo ein Jahr lang oder so parken, bis die Scheidung über die Bühne ist. Wir beide werden uns dann schon einig.«

»Das ist rechtsmissbräuchliche Vermögensübertragung.«

»Ich weiß. Das ist ja das Schöne daran. Ich hab das schon tausendmal gemacht, allerdings nicht in dieser Größenordnung. Du doch bestimmt auch. Ganz schön clever, was?«

»Wenn wir erwischt werden, landen wir ohne Anhörung wegen Missachtung des Gerichts im Knast.«

»Aber wir werden nicht erwischt. Deine Frau denkt doch, Krayoxx ist ausschließlich meine Sache, oder?«

»Ja.«

»Dann wird es auch klappen. Es ist unsere Kanzlei, und wir bestimmen, wie das Geld aufgeteilt wird. Da redet uns keiner rein.«

»So dumm werden ihre Anwälte nicht sein, Wally. Der große Krayoxx-Vergleich wird in aller Munde sein.«

»Na hör mal, wir streichen ja nicht ständig solche Summen ein. In den letzten zehn Jahren hast du brutto vielleicht fünfundsiebzigtausend verdient, oder?«

Oscar zuckte die Achseln. »So ähnlich wie du. Ziemlich trostlos, was? Nach dreißig Jahren Plackerei.«

»Darum geht's nicht, Oscar. Tatsache ist, dass für eine Scheidung die bisherigen Einkünfte angerechnet werden.«

»Ich weiß.«

»Wenn das Krayoxx-Geld auf meinen Namen läuft, können wir nachweisen, dass dein Einkommen gleich geblieben ist.«

»Und was machst du mit dem Geld?«

»Ich deponiere es offshore, bis die Scheidung über die Bühne ist. Wenn du willst, lassen wir es auf den Kaimaninseln und fliegen einmal im Jahr rüber, um nachzusehen, wie es sich macht. Glaub mir, das kommt nie raus. Aber du musst jetzt die Scheidung einreichen und für klare Verhältnisse sorgen.«

»Wieso willst du unbedingt, dass ich mich scheiden lasse?«

»Weil ich diese Frau nicht ausstehen kann. Weil du seit den Flitterwochen von der Scheidung träumst. Weil du es verdient hast, glücklich zu sein. Wenn du diese Hexe vor die Tür setzt und das Geld irgendwo vergräbst, wird sich dein Leben dramatisch zum Besseren wandeln. Überleg doch mal: mit zweiundsechzig ein freier Mann und ein nettes Polster auf der Bank.«

Oscar konnte ein Lächeln nicht unterdrücken. Er leerte sein drittes Glas. Er kaute ein paar Bissen. Offenbar lag ihm etwas auf der Seele. »Wie soll ich ihr das beibringen?«, fragte er schließlich.

Wally tupfte sich die Mundwinkel, reckte sich und sprach mit der Stimme der Autorität. »Da gibt es viele Möglichkeiten, das weiß ich aus Erfahrung. Habt ihr beide je über eine Trennung gesprochen?«

»Nicht dass ich wüsste.«

»Einen Streit vom Zaun zu brechen wäre aber wahrscheinlich kein Problem.«

»Bestimmt nicht. Sie hat immer was zu meckern, meistens geht's ums Geld, und wir streiten praktisch jeden Tag.«

»So habe ich mir das vorgestellt. Du gehst folgendermaßen vor. Wenn du heute Abend nach Hause kommst, lässt du die Bombe platzen. Sag ihr, du hast die Nase voll und willst weg. Kurz und knapp. Keine Streitereien, kein Feilschen, keine Verhandlungen. Sag ihr, sie kann das Haus, das Auto und die Möbel haben, wenn sie einer einvernehmlichen Scheidung zustimmt.«

»Und wenn sie nicht einverstanden ist?«

»Gehst du trotzdem. Du kannst bei mir wohnen, bis du was anderes gefunden hast. Wenn eine Frau einen zur Tür hinausgehen sieht, wird sie sauer und fängt an, Intrigen zu spinnen, besonders so jemand wie Paula. Die wird

in kürzester Zeit auf hundertachtzig sein. Binnen acht- undvierzig Stunden ist sie die reinste Furie.«

»Ist sie jetzt schon.«

»Doch schon seit Jahrzehnten. Wenn wir die Scheidung einreichen und ihr die Papiere zustellen lassen, dreht sie durch. Bis Ende der Woche hat sie ihren eigenen Anwalt.«

»So was rate ich immer meinen Mandanten, aber ich hätte mir nicht träumen lassen, dass ich es einmal selber mache.«

»Oscar, manchmal braucht man den Mut, einen Schlusstrich zu ziehen. Tu es jetzt, solange du das Leben noch genießen kannst.«

Oscar schenkte sich den Rest Wein ein und lächelte wieder. Wally konnte sich nicht erinnern, seinen Seniorpartner je so glücklich gesehen zu haben.

»Schaffst du das, Oscar?«

»Klar. Am besten gehe ich früher nach Hause, packe meine Sachen und bringe es hinter mich.«

»Gute Idee. Zur Feier des Tages gehen wir heute Abend essen. Auf Firmenkosten.«

»Abgemacht. Aber ohne dein Betthäschen.«

»Geht klar.«

Oscar kippte den Wein hinunter wie einen Tequila. »Verdammt noch mal, Wally, so aufgeregt war ich seit Jahren nicht mehr.«

Es war nicht einfach gewesen, die Khaings davon zu überzeugen, dass sie ihnen wirklich helfen wollten, aber nach ein paar Wochen Big Macs zum Abendessen war ein Vertrauensverhältnis entstanden. Jeden Mittwoch nahmen David und Helen am frühen Abend einen gesunden Snack ein und fuhren dann zu McDonald's, bestellten immer dieselben Burger und Pommes und fuhren damit nach Rogers Park, um die Familie zu besuchen. Zaw, die Großmutter, und Lu, der Großvater, kamen ebenfalls, weil sie Fast Food genauso mochten wie die anderen. Während der übrigen Woche ernährten sich die Khaings überwiegend von Reis und Hühnerfleisch, aber am Mittwoch waren sie echte Amerikaner.

Helen, die mittlerweile im siebten Monat war und auch so aussah, hatte anfänglich Bedenken wegen der wöchentlichen Besuche. Wenn die Luft bleihaltig war, musste sie ihr ungeborenes Kind davor schützen. Also ließ David alles prüfen. Er beschwatzte Dr. Biff Sandroni, bis der sich bereit erklärte, sein Honorar von zwanzigtausend auf fünftausend zu senken, wenn David die Lauferei übernahm. Deshalb durchkämmte David höchstpersönlich die Wohnung, entnahm Wandfarben- und Wasserproben, sammelte glasierte Keramik, Tassen und Untertassen, Teller, Rührschüsseln, Fotoalben, Spielzeug, Schuhe und Kleidung ein, praktisch alles, mit dem die Familie in Berührung kam. Diese Sammlung karrte er zu Sandro-

nis Labor in Akron, holte sie zwei Wochen später wieder ab und brachte sie der Familie zurück. Sandronis Bericht zufolge waren nur Spuren von Blei zu finden, die unter den Grenzwerten lagen – kein Grund zur Beunruhigung für die Familie. Helen und das Baby waren in der Wohnung der Khaings sicher.

Thuya hatte sich mit den Vampirzähnen vergiftet, und Dr. Sandroni war bereit, das unter Eid vor jedem Gericht des Landes zu bestätigen. Eine Klage hatte gute Aussichten auf Erfolg, aber bisher hatte David keinen Beklagten. Ihm und Sandroni war es gelungen, vier chinesische Firmen aufzuspüren, die ähnliche Spielzeuge für amerikanische Importeure herstellten, doch hatten sie den Hersteller nicht ermitteln können. Sandroni hielt es für unwahrscheinlich, dass sie ihn je finden würden. Möglicherweise waren die Vampirzähne bereits vor zwanzig Jahren produziert worden und hatten zehn Jahre lang in irgendeinem Lager herumgelegen, bevor sie in die USA versandt wurden, wo sie vielleicht noch einmal fünf Jahre in der Lieferkette festgehangen hatten. Hersteller und Importeur mochten noch im Geschäft sein – oder bereits vor Jahren pleitegegangen sein. Der amerikanische Druck auf die Chinesen, den Bleigehalt ihrer zahlreichen Produkte zu überwachen, war enorm, und oft war es unmöglich, herauszufinden, wer in dem Gewirr von Billigproduzenten überall in China was herstellte. Dr. Sandroni konnte auf unzählige Quellen zurückgreifen, er hatte in Hunderten von Verfahren mitgewirkt, aber nach vier Monaten intensiver Nachforschungen stand selbst er mit leeren Händen da. David und Helen hatten sämtlichen Flohmärkten und Spielzeugläden im Großraum Chicago einen Besuch abgestattet und eine erstaunliche Sammlung von künstlichen Gebissen und Vampirzähnen zusammengetragen,

doch keines der Produkte war mit den Nasty Teeth identisch. Sie gaben nicht auf, traten im Augenblick allerdings auf der Stelle.

Thuya war inzwischen zu Hause, aber schwerbehindert. Er hatte eine massive Hirnschädigung erlitten. Er konnte weder ohne Hilfe gehen noch verständlich sprechen, allein essen oder seine Körperfunktionen kontrollieren. Seine Sicht war eingeschränkt, und es fiel ihm schwer, auch nur einfache Anweisungen auszuführen. Wenn er nach seinem Namen gefragt wurde, öffnete er den Mund und gab einen Laut von sich, der wie »Tay« klang. Die meiste Zeit lag er in einem Spezialbett mit Schutzgitter, das nur mit großem Aufwand sauber zu halten war. Die Pflege des Jungen war ein täglicher Kampf, an dem sich die gesamte Familie und viele Nachbarn beteiligten. Wie es weitergehen sollte, wusste niemand. Die Wahrscheinlichkeit, dass sich sein Zustand besserte, war den taktvollen Aussagen der Ärzte zufolge gering. Inoffiziell und außer Hörweite der Familie waren sie David gegenüber deutlicher geworden: Ganz im Vertrauen hatten sie ihn wissen lassen, dass sich Thuya weder geistig noch körperlich normal entwickeln würde und dass sie nichts für ihn tun konnten. Niemand wollte ihn aufnehmen – für Kinder mit Hirnschäden gab es keine Einrichtungen.

Thuya wurde mit dem Löffel gefüttert und erhielt eine Spezialnahrung aus püriertem Obst und Gemüse, die mit dem täglichen Nährstoffbedarf angereichert war. Er trug Spezialwindeln für behinderte Kinder. Die monatlichen Kosten für Nahrung, Windeln und Medikamente beliefen sich auf sechshundert Dollar, von denen David und Helen die Hälfte übernahmen. Die Khaings hatten keine Krankenversicherung, und die hervorragende Versorgung,

die er erhalten hatte, war ausschließlich der Großzügigkeit des Lakeshore Children's Hospital zu verdanken. Wahrscheinlich war er nur deswegen überhaupt noch am Leben. Thuya war zu einer schmerzhaften Belastung geworden.

Soe und Lwin bestanden darauf, dass er beim Abendessen mit am Tisch saß. Er hatte einen ebenfalls vom Krankenhaus gespendeten Spezialstuhl, in dem er so festgeschnallt wurde, dass er aufrecht sitzen und gefüttert werden konnte. Während die übrige Familie Burger und Pommes verputzte, verabreichte Helen Thuya die Nahrung mühselig mit einem Babylöffel. Um zu üben, wie sie sagte. David saß mit einem Küchentuch auf der anderen Seite von Thuya und unterhielt sich mit Soe über Leben und Arbeiten in Amerika. Thuyas Schwestern, die mit den amerikanischen Namen Lynn und Erin angeredet werden wollten, waren acht und sechs Jahre alt. Sie sagten während des Essens nicht viel, aber ihr Englisch war fehlerfrei und ohne Akzent. In der Schule hätten sie nur die besten Noten, erzählte Lwin.

Vielleicht waren es die trüben Zukunftsaussichten, oder es lag an der mehr als bescheidenen Existenz, die sich die verzweifelten Einwanderer aufgebaut hatten, aber die Stimmung war stets sehr ernst und gedrückt. Immer wieder sahen Eltern, Großeltern und Schwestern Thuya an, den Tränen nahe. Sie erinnerten sich an das laute, lebhaftes Kind, das so gern lächelte und lachte, und konnten sich nur schwer damit abfinden, dass sie es nie wiedersehen würden. Soe fühlte sich schuldig, weil er das Gebiss gekauft hatte. Lwin fühlte sich schuldig, weil sie nicht besser aufgepasst hatte. Lynn und Erin fühlten sich schuldig, weil sie Thuya dazu gebracht hatten, mit den Vampirzähnen zu spielen und sie zu erschrecken. Selbst

Zaw und Lu fühlten sich schuldig; sie glaubten, sie hätten etwas tun müssen, wussten aber nicht, was.

Nach dem Essen gingen David und Helen mit Thuya nach draußen zum Auto und schnallten ihn auf dem Rücksitz an. Für den Notfall hatten sie eine kleine Tasche mit Windeln und Reinigungsartikeln dabei.

Sie fuhren zwanzig Minuten bis zum See und parkten das Auto in der Nähe des Navy Pier. David nahm Thuyas linke Hand, Helen die rechte. Ganz langsam und so mühsam, dass sie es kaum mit ansehen konnten, setzte das Kind einen Fuß vor den anderen. Der Junge bewegte sich wie ein zehn Monate altes Baby, das gerade erst laufen lernte. Aber sie hatten es nicht eilig, und hinfallen konnte er nicht. Die Uferpromenade führte sie an allen möglichen Booten vorbei. Wenn Thuya anhalten und sich eine zehn Meter lange Segeljacht ansehen wollte, taten sie ihm den Gefallen. Wenn ein großes Fischerboot seine Aufmerksamkeit erregte, blieben sie stehen und unterhielten sich darüber. David und Helen redeten ununterbrochen, wie stolze Eltern mit einem Kleinkind. Thuya antwortete mit einem Gebrabbel, einem unverständlichen Strom von Lauten und Geräuschen. Sie taten so, als würden sie ihn verstehen. Wenn er müde wurde, drängten sie ihn weiterzugehen. Der Rehaspezialist im Krankenhaus hatte gesagt, das sei wichtig. Seine Muskeln durften nicht erschlaffen.

Sie waren mit ihm in Parks, auf Jahrmärkten, in Einkaufszentren, bei Sportturnieren und auf Straßenfesten gewesen. Diese Ausflüge am Mittwochabend waren ihm wichtig und die einzige Zeit, in der die Familie etwas Luft hatte. Nach zwei Stunden fuhren sie zur Wohnung zurück.

Drei unbekannte Gesichter erwarteten sie. In den ver-

gangenen Monaten hatte David den in der Wohnanlage lebenden Myanmaren bei kleineren rechtlichen Problemen zur Seite gestanden. Normalerweise handelte es sich um Aufenthaltsfragen, mit denen er sich zunehmend besser auskannte. Einmal hatte es fast eine Scheidung gegeben, aber die Eheleute hatten sich versöhnt. Das Verfahren wegen eines Gebrauchtwagenkaufs lief noch. Er hatte sich bei den Einwanderern einen guten Ruf erworben, wusste aber nicht recht, ob er sich darüber freuen sollte. Er brauchte Mandanten, die ihn bezahlen konnten.

Sie gingen nach draußen und lehnten sich an parkende Autos. Soe erklärte, dass die drei Männer für eine Kanalisationsfirma arbeiteten. Weil sie keine Papiere hätten und der Unternehmer das wisse, bekämen sie wöchentlich zweihundert Dollar in bar. Dafür arbeiteten sie achtzig Stunden pro Woche. Schlimmer noch, seit drei Wochen hätten sie keinen Cent gesehen. Sie sprachen nur wenig Englisch, und da David seinen Ohren nicht trauen wollte, bat er Soe, das Ganze noch einmal zu wiederholen. Die zweite Version war mit der ersten identisch. Zweihundert Dollar die Woche, Überstunden inbegriffen, seit drei Wochen überhaupt nichts mehr. Und sie waren nicht die Einzigen. Es gab andere Myanmaren und eine ganze Lkw-Ladung Mexikaner. Alles Illegale, die bis zum Umfallen schufteten und dabei allesamt über den Tisch gezogen wurden.

David machte sich Notizen und versprach, sich der Sache anzunehmen.

Auf der Heimfahrt schilderte er Helen den Fall. »Aber kann ein illegaler Arbeiter seinen betrügerischen Arbeitgeber verklagen?«, wollte sie wissen.

»Das ist die Frage. Morgen weiß ich mehr.«

Nach dem Mittagessen kehrte Oscar nicht ins Büro zu-

rück. Es wäre ohnehin sinnlos gewesen. Viel zu viel schwirrte ihm im Kopf herum, als dass er seine Zeit am Schreibtisch hätte verschwenden können. Er war ziemlich angetrunken und musste erst wieder nüchtern werden. Nachdem er getankt und sich bei der Gelegenheit einen großen Becher schwarzen Kaffee geholt hatte, fuhr er auf der 1-57 nach Süden. Bald hatte er Chicago hinter sich gelassen und passierte Ackerland.

Wie vielen Mandanten hatte er zur Scheidung geraten? Tausenden. Dabei hatte er sich nie große Gedanken gemacht. »In manchen Ehen geht es irgendwann einfach nicht mehr weiter«, hatte er gesagt. »Bei Ihnen ist dieser Moment gekommen.« Er war sich dabei immer sehr weise vorgekommen und hatte eine gewisse Selbstzufriedenheit nicht unterdrücken können. Jetzt fühlte er sich wie ein Hochstapler. Wie konnte man anderen etwas raten, das man selbst nicht erlebt hatte?

Mit Paula verbanden ihn dreißig unglückliche Jahre. Ihre einzige Tochter, Keely, die ihrer Mutter immer ähnlicher wurde, war sechsundzwanzig und geschieden. Keelys Scheidung beschäftigte sie noch sehr, in erster Linie weil sie es genoss, sich in ihrem Unglück zu suhlen. Sie hatte einen schlecht bezahlten Job, jede Menge an den Haaren herbeigezogene emotionale Probleme, die sie mit Pillen bekämpfte, und ihre Lieblingstherapie war Shopping mit ihrer Mutter rund um die Uhr, auf Oscars Kosten.

»Ich habe die beiden satt«, sagte Oscar im Brustton der Überzeugung, als er die Ausfahrt nach Kankakee passierte. »Ich bin zweiundsechzig, gesund, mit einer Lebenserwartung von noch einmal dreiundzwanzig Jahren. Ich habe ein Recht auf Glück. Stimmt's?«

Selbstverständlich hatte er das.

Aber wie sollte er Paula das beibringen? Das war die

Frage. Wie die Bombe platzen lassen? Er dachte an ehemalige Mandanten, an all die Scheidungen, die er im Laufe der Jahre abgewickelt hatte. Die extremste Variante war die, bei der die Ehefrau ihren Mann mit einer anderen im Bett erwischte. Oscar erinnerte sich an drei, vielleicht vier Fälle, bei denen das passiert war. Das war tatsächlich unmissverständlich. Schatz, unsere Ehe ist am Ende, ich habe eine Neue. Am anderen Ende des Spektrums stand die Scheidung eines Paares, das nie stritt, eine Trennung oder Scheidung nie auch nur erwähnt hatte. Die beiden hatten soeben ihren dreißigsten Hochzeitstag gefeiert und sich für den Ruhestand ein Haus am See gekauft. Als der Mann von einer Geschäftsreise zurückkam, war das Haus verlassen. Die Kleidung seiner Frau und die Hälfte der Einrichtung waren verschwunden. Sie war ausgezogen und sagte, sie habe ihn nie geliebt. Sie heiratete bald wieder, und er beging Selbstmord.

Einen Streit mit Paula vom Zaun zu brechen war kein Problem: Sie zankte und stänkerte für ihr Leben gern. Vielleicht sollte er noch mehr trinken, ordentlich beduselt nach Hause kommen und darauf warten, dass sie sich über seine Sauferei aufregte, seinerseits auf ihren endlosen Shoppingtouren herumhacken und immer mehr Öl ins Feuer gießen, bis sie sich beide anbrüllten. Dann konnte er beleidigt seine Sachen packen und aus dem Haus stürmen.

Oscar hatte nie den Mut aufgebracht zu gehen. Sooft er auch einen Grund dafür gehabt hätte, er hatte sich immer ins Gästezimmer verzogen, die Tür abgeschlossen und allein geschlafen.

In der Nähe der Universitätsstadt Champaign hatte er sich einen Plan zurechtgelegt. Warum einen Streit vom Zaun brechen, damit er ihr die Schuld geben konnte? Er

wollte raus aus der Ehe, dazu musste er stehen. »Ich bin unglücklich, Paula, und zwar schon seit Jahren. Du bestimmst auch, sonst würdest du nicht die ganze Zeit nörgeln und streiten. Ich gehe. Du kannst das Haus und die Einrichtung haben. Meine Kleidung nehme ich mit. Leb wohl.« Er wendete und fuhr zurück nach Norden.

Letztendlich war es ziemlich einfach, und Paula steckte es ganz gut weg. Sie weinte ein bisschen und warf ihm ein paar Schimpfwörter an den Kopf, aber als Oscar sich nicht provozieren ließ, sperrte sie sich im Keller ein und weigerte sich herauszukommen. Oscar packte seine Kleidung und ein paar persönliche Gegenstände ins Auto und brauste erleichtert davon. Mit jeder Straße, die er hinter sich ließ, fühlte er sich besser.

Zweiundsechzig, zum ersten Mal seit einer Ewigkeit ungebunden und auf dem besten Weg, reich zu werden, sofern er Wally vertrauen konnte, was er im Augenblick tat. Tatsächlich setzte er ein unglaubliches Vertrauen in seinen Juniorpartner.

Oscar wusste nicht recht, wohin, aber er hatte nicht die Absicht, die Nacht bei Wally zu verbringen. Den sah er schon genug in der Kanzlei. Außerdem konnte jederzeit das Betthäschen vorbeischaun, und die Frau war ihm ein Gräuel. Eine Stunde lang fuhr er durch die Gegend, dann checkte er in einem Hotel in Flughafennähe ein. Er zog einen Stuhl ans Fenster und beobachtete die in der Ferne startenden und landenden Maschinen. Eines Tages würde er selbst in angenehmer weiblicher Begleitung durch die Weltgeschichte jetten – von einer Insel zur anderen, von Paris nach Neuseeland.

Er fühlte sich jetzt schon zwanzig Jahre jünger. Er war auf dem richtigen Weg.

Wie immer kam Rochelle am nächsten Morgen pünktlich um halb acht Uhr ins Büro, um ihren Joghurt und ihre Zeitung zu genießen, solange sie mit AJ allein war – doch AJ spielte bereits mit jemandem. Mr. Finley war da und wirkte höchst aufgeräumt. Rochelle konnte sich nicht erinnern, wann er das letzte Mal vor ihr in der Kanzlei erschienen war.

»Guten Morgen, Ms. Gibson«, sagte er mit warmer, herzlicher Stimme. Sein faltiges Gesicht strahlte vor Freude.

»Was tun Sie denn hier?«, erkundigte sie sich misstrauisch.

»Zufällig gehört mir das Gebäude.«

»Und warum sind Sie so glücklich?« Sie ließ ihre Handtasche auf den Schreibtisch fallen.

»Weil ich letzte Nacht im Hotel übernachtet habe, und zwar allein.«

»Vielleicht sollten Sie das öfter tun.«

»Wollen Sie nicht wissen, warum?«

»Natürlich. Warum?«

»Weil ich Paula gestern Abend verlassen habe, Ms. Gibson. Ich habe meine Sachen gepackt, mich verabschiedet und bin gegangen – für immer.«

Sie riss verblüfft die Augen auf. »Nehmen Sie mich auf den Arm? Im Ernst?«

»Ganz im Ernst. Nach dreißig trostlosen Jahren bin ich

ein freier Mann. Deswegen bin ich so glücklich, Ms. Gibson.«

»Das freut mich natürlich. Herzlichen Glückwunsch.« In ihren achteinhalb Jahren bei Finley & Figg war Rochelle Paula Finley nie persönlich begegnet, und das war auch gut so. Wally behauptete, Paula setze keinen Fuß in das Gebäude, weil sie es für unter ihrer Würde halte. So gern sie herumerzähle, ihr Mann sei Anwalt, was immer nach Geld und Macht klinge, so peinlich sei es ihr insgeheim, dass er es nicht weiter gebracht habe. Sie gab jeden Cent aus, den er verdiente, und hätte es auf ihrer Seite nicht irgendein mysteriöses Familienvermögen gegeben, wären sie schon längst pleite gewesen. Mindestens dreimal hatte sie von Oscar verlangt, Rochelle zu entlassen; zweimal hatte er es versucht. Beide Male hatte er sich geschlagen in sein Büro zurückgezogen, um hinter verschlossener Tür seine Wunden zu lecken.

Bei einer denkwürdigen Gelegenheit hatte Mrs. Finley angerufen und ihren Mann verlangt. Rochelle hatte sie höflich darüber informiert, dass dieser ein Mandantengespräch habe. »Mir egal«, hatte die Antwort gelautet. »Stellen Sie mich durch.« Rochelle hatte sich erneut geweigert und sie in die Warteschleife geschaltet. Als sie wieder abnahm, fluchte Paula und drohte, dem Herzinfarkt nahe, höchstpersönlich für Ordnung zu sorgen. »Auf eigene Gefahr«, erwiderte Rochelle. »Da, wo ich wohne, lässt man sich nicht so leicht einschüchtern.« Paula Finley kam nicht, aber ihr Ehemann bekam einiges zu hören.

Rochelle ging zu Oscar und nahm ihn in die Arme. Keiner der beiden konnte sich erinnern, wann sie sich zum letzten Mal berührt hatten.

»Sie werden ein neuer Mensch sein«, sagte sie. »Herzlichen Glückwunsch.«

»Die Scheidung dürfte eigentlich kein Problem sein.«

»Ihr Anwalt ist doch nicht etwa Mr. Figg?«

»Doch. Der Mann ist billig. Er verteilt sogar Bingokarten mit seinem Namen.« Beide lachten, setzten sich an den Tisch und tauschten den letzten Tratsch aus.

Eine Stunde später wiederholte Oscar bei der dritten Kanzleibesprechung die Neuigkeiten für David. Der war etwas verwirrt, dass die Nachricht mit solcher Begeisterung aufgenommen wurde. Keiner schien auch nur im Geringsten traurig zu sein. Offenkundig hatte sich Paula Finley jede Menge Feinde gemacht. Oscar war geradezu euphorisch bei dem Gedanken, sie loszuwerden.

Wally lieferte eine Kurzfassung seiner Gespräche mit Jerry Alisandros und ließ es so klingen, als wären die dicken Schecks praktisch in der Post. Während er sprach, wurde David plötzlich klar, was es mit der Scheidung auf sich hatte. Die Ehefrau musste weg, und zwar schnell, bevor das große Geld kam. Was auch immer dahintersteckte, er roch Ärger. Vermögenswerte verstecken, Geldflüsse umleiten, von Strohmännern Bankkonten eröffnen lassen – er konnte die Gespräche zwischen den beiden Partnern geradezu hören. Seine Alarmglocken schrillten. Jetzt hieß es, die Augen offen zu halten und wachsam zu sein.

Wally forderte die gesamte Kanzlei auf, Gas zu geben, die Akten in Ordnung zu bringen, neue Fälle zu finden, alles andere hintanzustellen und so fort. Alisandros habe versprochen, medizinische Gutachter, Kardiologen und jegliche logistische Unterstützung zur Verfügung zu stellen, um die Mandanten für den Vergleich vorzubereiten. Jeder aktuelle Fall sei Geld wert, künftige Fälle könnten noch mehr einbringen.

Oscar saß da und grinste. Rochelle lauschte aufmerk-

sam. David fand die Informationen spannend, aber er blieb vorsichtig. Wally neigte zu Übertreibungen, und David hatte gelernt, nur die Hälfte von allem für bare Münze zu nehmen. Allerdings war auch die Hälfte ein Vermögen.

Die Ersparnisse der Familie Zinc waren auf unter einhunderttausend Dollar gesunken, was David noch kein Kopfzerbrechen bereitete, ihn jedoch zunehmend beschäftigte. Er hatte Sandroni siebentausendfünfhundert Dollar für einen Fall bezahlt, der vermutlich wertlos war. Gemeinsam mit Helen hatte er sich zur Zahlung von dreihundert Dollar monatlich für Thuya verpflichtet – hoffentlich für viele Jahre. Sie hatten nicht lange überlegt, aber allmählich holte sie die Wirklichkeit ein. Sein monatliches Bruttoeinkommen aus der Tätigkeit in der Kanzlei stieg allerdings ständig, obwohl er kaum jemals so viel verdienen würde wie bei Rogan. Das war aber auch nicht sein Ziel.

Mit dem Kind brauchten sie seinen Berechnungen zufolge einhundertfünfundzwanzigtausend Dollar im Jahr, um ohne Sorgen zu leben. Krayoxx mochte diese Bilanz aufpeppen, wobei er mit den beiden Partnern noch nicht über seinen Anteil gesprochen hatte.

Die dritte Kanzleibesprechung fand ein jähes Ende, als eine Frau von der Statur eines Footballspielers in Trainingsanzug und Flipflops zur Tür hereinplatzte und wegen Krayoxx mit einem Anwalt reden wollte. Sie habe das Medikament zwei Jahre lang genommen, könne geradezu spüren, wie ihr Herz schwächer werde, und wolle die Firma am besten sofort verklagen.

Oscar und David verschwanden. Wally begrüßte sie mit einem Lächeln. »Da sind Sie hier richtig.«

Die Familie von Senator Maxwell engagierte einen Anwalt aus Boise namens Frazier Gant, Spitzenkraft einer leidlich erfolgreichen Kanzlei, die sich überwiegend mit Landmaschinenunfällen und ärztlichen Kunstfehlern befasste. Boise ist nicht gerade dafür bekannt, dass seine Gerichte exorbitante Schadenersatzsummen verteilen. Die in Florida, Texas, New York und Kalifornien übliche großzügige Praxis pflegt man hier nicht. Idaho hat nicht viel für Schadenersatzprozesse übrig, und die Geschworenen geben sich eher zurückhaltend. Aber Gant war sehr wohl in der Lage, einen Prozess zu führen und ein Urteil zu erwirken. Er war eine Größe, mit der man rechnen musste, und im Augenblick vertrat er die spektakulärste Schadenersatzklage des Landes. Ein Senator, der im Senat tot zusammenbricht, und ein Großunternehmen als Verantwortlicher. Der Traum jeden Anwalts.

Gant bestand darauf, dass sie sich in Washington trafen, nicht in Boise, während Layton Koane alles recht gewesen wäre. Genauer gesagt, alles außer Washington, weil er nicht wollte, dass Gant sein Büro sah. Die Koane Group hatte das oberste Stockwerk eines brandneuen, hocheleganten, schimmernden zehnstöckigen Hochhauses in der K Street gemietet, wo sich die wahren Drahtzieher von Washington drängten. Koane hatte einem New Yorker Innenarchitekten ein Vermögen für die Aura von Reichtum und Prestige bezahlt. Es war ein voller Erfolg. Wenn Mandanten und Interessenten aus dem Privataufzug stiegen, fanden sie sich in einer Welt aus Marmor und Glas wieder. Sie standen im Herzen der Macht, und dafür zahlten sie schließlich viel genug.

Bei Gant sah die Sache natürlich völlig anders aus. Diesmal sollte der Lobbyist zahlen, da wäre ihm ein diskreterer Treffpunkt lieber gewesen. Aber Gant blieb stur,

und so saßen sie, neun Wochen nach dem Tod des Senators und, was zumindest für Koane und Varrick viel wichtiger war, sieben Wochen nachdem die FDA Krayoxx vom Markt genommen hatte, an einem kleinen Besprechungstisch hinten in Koanes privatem Büro.

Da er keinen Mandanten zu beeindrucken hatte und ihm seine Aufgabe nicht den geringsten Spaß machte, kam Koane gleich zur Sache. »Eine meiner Quellen meint, dass die Familie bereit sei, für fünf Millionen auf rechtliche Schritte zu verzichten.«

Gant runzelte die Stirn, eine abrupte Grimasse, die aussah, als plagten ihn Hämorrhoiden. »Man kann über alles reden«, erwiderte er, ein Gemeinplatz, der gar nichts bedeutete. Natürlich war er aus Boise hergeflogen, um zu verhandeln. »Aber fünf bewegt sich eher am unteren Ende der Skala.«

»Und was ist am oberen Ende?«, erkundigte sich Koane.

»Meine Mandantin verfügt über begrenzte Mittel«, stellte Gant trübsinnig fest. »Wie Sie wissen, hat der Senator sein Leben lang im Dienst der Öffentlichkeit gestanden und viel dafür geopfert. Sein Nachlass beläuft sich nur auf eine halbe Million, das ist den Bedürfnissen der Familie nicht angemessen. Der Name Maxwell hat in Idaho einen guten Klang, und die Familie muss einen gewissen Lebensstil aufrechterhalten.«

Erpressung war eigentlich Koanes Spezialität, und er fand es ganz amüsant, dass diesmal die Rollen vertauscht waren. Die Familie bestand aus der Witwe, einer sehr sympathischen, zurückhaltenden Dame von sechzig Jahren, die einen eher bescheidenen Geschmack hatte, einer vierzigjährigen Tochter – mit einem Kinderarzt aus Boise verheiratet und bis über beide Ohren verschuldet –, einer

fünfunddreißigjährigen Tochter – Lehrerin mit einem Jahresgehalt von einundvierzigtausend Dollar – und einem einunddreißigjährigen Sohn, der das eigentliche Problem war. Seit seinem fünfzehnten Lebensjahr kämpfte Kirk Maxwell jr. mit seiner Drogen- und Alkoholsucht, ohne großen Erfolg. Koane hatte seine Hausaufgaben gemacht und wusste mehr über die Familie als Gant.

»Warum nennen Sie nicht einfach eine Zahl?«, meinte er. »Ich habe fünf gesagt, jetzt sind Sie an der Reihe.«

»Ihrem Kunden entgehen täglich Einnahmen in Höhe von zwanzig Millionen, weil Krayox nicht mehr auf dem Markt ist.« Gant ließ es klingen, als hätte er sich auf raffinierte Weise geheime Insiderinformationen verschafft.

»Eher achtzehn, aber wir wollen nicht kleinlich sein.«

»Zwanzig ist eine schöne runde Zahl.«

Koane fixierte ihn über seine Lesebrille hinweg. Sein Kinn klappte herunter. Tatsächlich überraschte ihn in diesem Geschäft gar nichts mehr, und seine Verblüffung war auch jetzt nur gespielt. »Zwanzig Millionen Dollar?«, wiederholte er, scheinbar wie vor den Kopf geschlagen.

Gant presste die Lippen zusammen und nickte.

Koane hatte sich schnell wieder gefasst. »Nur damit wir uns nicht missverstehen: Senator Maxwell war dreißig Jahre lang in Washington und hat in dieser Zeit mindestens drei Millionen von den großen Pharmakonzernen und den ihnen nahestehenden Wahlkampfkomitees bekommen, einen Großteil davon von Varrick und dessen Führungskräften. Daneben hat er etwa eine Million von Gruppierungen wie der Initiative zur Reform des Schadenersatzrechts erhalten, die Klagen wie der Ihren einen Riegel vorschieben wollen, ob sie nun berechtigt sind oder nicht. Weitere vier Millionen kamen von Ärzten, Krankenhäusern, Banken, Herstellern, Einzelhändlern

und einer langen Liste von Initiativen, die überzogene Schadenersatzforderungen verhindern, die Klagemöglichkeiten einschränken und überhaupt den Zugang zu den Gerichten wegen Körperverletzung mit oder ohne Todesfolge erschweren wollen. Wenn es um Schadenersatz und Pharmakonzerne ging, war das Abstimmverhalten des lieben Verstorbenen eindeutig. Ich bezweifle, dass er dabei auf Ihre Unterstützung zählen konnte.«

»Sporadisch.« Gant klang selbst nicht überzeugt.

»Also, wir konnten keine Hinweise darauf finden, dass Sie oder Ihre Kanzlei seinen Wahlkampf je unterstützt hätten. Machen wir uns doch nichts vor, Sie standen auf der anderen Seite.«

»Na und? Was hat das mit diesem Gespräch zu tun?«

»Gar nichts.«

»Und warum reden wir dann darüber? Wie jeder andere Angehörige des Senats hat er hohe Spenden erhalten. Das war alles legal, und das Geld wurde immer für seine Wiederwahl verwendet. Sie wissen doch, wie es läuft, Mr. Koane.«

»Allerdings. Er fällt also tot um, und daran soll jetzt Krayoxx schuld sein. Wissen Sie, dass er das Medikament abgesetzt hatte? Sein letztes Rezept ist vom Oktober vergangenen Jahres, sieben Monate vor seinem Tod. Bei der Autopsie stellte sich heraus, dass er unter Herzinsuffizienz mit Hyperämie und Gefäßverschluss litt, alles nicht durch Krayoxx verursacht. Vor Gericht gehen Sie damit sang- und klanglos unter.«

»Das bezweifle ich, Mr. Koane. Sie haben mich nie vor Gericht erlebt.«

»Stimmt.« Dafür hatte Koane gründlich recherchiert. Mehr als zwei Millionen Schadenersatz hatte Gant vor Gericht noch nie herausgeschlagen, und die waren da-

mals im Berufungsverfahren auf die Hälfte reduziert worden. Seiner Steuererklärung nach hatte er im Vorjahr knapp vierhunderttausend brutto verdient. Peanuts im Vergleich zu den Millionen, die Koane einstrich. Gant zahlte monatlich fünftausend Dollar Unterhalt und elftausend für ein mit hohen Hypotheken belastetes Haus am Golfplatz, das er sich gar nicht leisten konnte. Die Maxwell-Sache war seine Rettung. Koane kannte die genauen Bedingungen für sein Erfolgshonorar nicht, aber einer Quelle in Boise zufolge sollte Gant bei einem Vergleich fünfundzwanzig Prozent und bei einem Geschworenenurteil vierzig Prozent bekommen.

Gant stützte sich auf die Ellbogen und beugte sich vor. »Wir wissen beide, dass es nicht um Haftung geht und im Grunde auch nicht um Schadenersatz. Der Knackpunkt ist, wie viel Varrick dafür zahlen will, dass es kein großes, skandalträchtiges Verfahren gibt. Wenn ich nämlich Klage einreiche, steht die FDA ganz schön unter Druck, nicht wahr, Mr. Koane?«

Koane entschuldigte sich und verließ den Raum. Reuben Massey wartete in seinem Büro bei Varrick, Nicholas Walker saß mit am Tisch, beide waren über Telefonkonferenz zugeschaltet.

»Sie wollen zwanzig Millionen«, sagte Koane und wartete auf die Explosion.

Aber Massey blieb gelassen. Er glaubte an seine Produkte und hatte soeben eine Sereen eingeworfen, die unternehmenseigene tägliche Glücksspiel.

»Klasse, Koane«, erwiderte er ruhig. »Sie sind ja echt ein genialer Verhandler. In null Komma nichts von fünf auf zwanzig. Wir nehmen besser an, bevor wir bei vierzig landen. Was zum Teufel ist da los?«

»Die Leute sind eben gierig. Sie wissen, dass wir mit dem Rücken zur Wand stehen. Der Mann hat offen zugegeben, dass es gar nicht um Haftung und Schadenersatz geht. Noch mehr negative Presse können wir uns nicht leisten, die Frage ist also, wie viel wir zu zahlen bereit sind, damit die Maxwell-Sache in der Versenkung verschwindet. So einfach ist das.«

»Ich dachte, Sie hätten aus zuverlässiger Quelle, dass die mit fünf Millionen zufrieden sind.«

»Dachte ich auch.«

»Das ist kein Prozess. Das ist Raubrittertum.«

»Ja, ich fürchte, so ist es.«

»Koane, hier spricht Nick Walker. Haben Sie ein Gegenangebot gemacht?«

»Nein. Meine Vollmacht reicht nur bis fünf Millionen. Ohne Anweisung von Ihnen kann ich nicht höher gehen.«

Walker grinste. »Dann lassen Sie den Kerl schmoren. Gant zählt im Geiste schon die Millionen. Die Sorte kenne ich, diese Leute sind berechenbar. Schicken Sie ihn mit leeren Händen zurück nach Idaho. Der wird nicht wissen, wie ihm geschieht, und die Familie wird wie vor den Kopf geschlagen sein. Sagen Sie ihm, Ihr Limit ist fünf Millionen, und der CEO ist im Ausland. Behaupten Sie, Sie müssten das erst mit uns besprechen, und das würde ein paar Tage dauern. Aber warnen Sie ihn: Wenn er Klage einreicht, ist jedes Angebot vom Tisch.«

»Wird er nicht«, sagte Koane. »Ich glaube, Sie haben recht. Der zählt schon die Millionen.«

»Guter Plan«, sagte Massey, »trotzdem hätte ich die Sache gern vom Tisch. Gehen Sie bis auf sieben, Koane, aber das ist das absolute Limit.«

»Meine Vollmacht geht nur bis sieben Millionen. Mehr kann ich Ihnen heute nicht anbieten, und der CEO ist nicht zu erreichen. Ich glaube, er ist irgendwo in Asien unterwegs und sitzt vermutlich im Flugzeug.«

»Von sieben bis zwanzig ist es ein weiter Weg«, erwiderte Gant stirnrunzelnd.

»Zwanzig bekommen Sie auf keinen Fall. Ich habe mit dem Chefsyndikus gesprochen, der auch im Vorstand sitzt.«

»Dann sehen wir uns vor Gericht.« Gant schloss den Reißverschluss seiner schmalen Aktenmappe, die er gar nicht gebraucht hatte.

»Das ist eine lahme Drohung, Mr. Gant. Kein Geschworenengericht wird Ihnen sieben Millionen Dollar für einen Tod zusprechen, der durch eine Herzkrankheit verursacht war, die mit unserem Medikament nicht das Geringste zu tun hatte. Und so wie wir unsere Verfahren führen, dauert es bis zur Verhandlung bestimmt noch drei Jahre. Das ist viel Zeit, um über sieben Millionen nachzudenken.«

Gant erhob sich abrupt. »Danke für das Gespräch, Mr. Koane. Ich finde allein hinaus.«

»Wenn Sie jetzt gehen, Mr. Gant, sind die sieben Millionen vom Tisch. Das heißt, Sie haben gar nichts.«

Gant stutzte kurz, fasste sich aber gleich wieder. »Wir sehen uns vor Gericht«, sagte er schmallippig und verließ den Raum.

Zwei Stunden später rief Gant von seinem Handy aus an. Offenbar hatten es sich die Maxwells noch einmal überlegt und waren – natürlich auf Drängen ihres getreuen Anwalts – zur Besinnung gekommen. Letztendlich waren sieben Millionen doch ein schönes Sümmchen. Layton

Koane ging alle strittigen Fragen Punkt für Punkt mit ihm durch, und Gant war mit allem zufrieden.

Nach dem Telefonat informierte Koane Reuben Massey.

»Ich bezweifle, dass er überhaupt mit der Familie geredet hat«, sagte Koane. »Ich glaube, er hat denen fünf Millionen versprochen, wollte es aber trotzdem mit zwanzig Millionen probieren und ist jetzt mit sieben hochzufrieden. Die werden ihn als Helden feiern.«

»Und wir sind endlich mal seit Langem mit einem blauen Auge davongekommen«, stellte Massey fest.

Vor einem Bundesgericht reichte David Klage gegen ein zwielichtiges Bauunternehmen namens Cicero Pipe wegen einer langen Liste von arbeitsrechtlichen Verstößen ein. Es ging um eine große Kläranlage im Stadtteil South Side, für die die Beklagte einen Teilauftrag in Höhe von sechzig Millionen Dollar erhalten hatte. Kläger waren drei Arbeiter ohne Papiere aus Myanmar und zwei aus Mexiko. Von den Verstößen waren zahlreiche weitere Beschäftigte betroffen, aber die meisten wollten nicht vor Gericht. Sie hatten zu viel Angst, um an die Öffentlichkeit zu gehen.

David's Recherchen zufolge hatte sich die Zoll- und Einwanderungsbehörde widerwillig auf einen Kompromiss mit dem Arbeitsministerium eingelassen. Der unerschütterliche Grundsatz des ungehinderten Zugangs zum Rechtswesen wog zumindest geringfügig schwerer als die Notwendigkeit, die Einwanderung zu regulieren. Daher befasste sich die Einwanderungsbehörde nicht mit Beschäftigten ohne Papiere, die das Wagnis eingingen, sich gegen kriminelle Arbeitgeber zur Wehr zu setzen, jedenfalls nicht, während das arbeitsrechtliche Verfahren lief. David erklärte das den Myanmaren immer wieder, bis sie, auch auf Drängen von Soe Khaing, schließlich den Mut fanden, Klage einzureichen. Viele Kollegen aus Mexiko und Guatemala hatten zu viel Angst, auch noch das wenige zu verlieren, das ihnen bezahlt wurde. Einer der

Myanmaren schätzte die Zahl der Arbeiter, die schwarz für einen Wochenlohn von zweihundert Dollar in bar achtzig Stunden oder mehr arbeiteten, auf mindestens dreißig.

Der potenzielle Schadenersatz war eindrucksvoll. Der Mindestlohn betrug 7,25 Dollar, und laut Bundesgesetz erhöhte sich dieser bei Überschreitung einer Wochenarbeitszeit von vierzig Stunden auf 10,87 Dollar. Bei achtzig Stunden standen jedem Arbeiter 724,80 Dollar pro Woche zu, also 524,80 Dollar mehr, als sie tatsächlich erhielten. Obwohl sich genaue Daten nur schwer ermitteln ließen, ging David davon aus, dass Cicero Pipe seit mindestens dreißig Wochen mit diesem betrügerischen System arbeitete. Das Gesetz sah Schadenersatz in doppelter Höhe des ausstehenden Lohns vor, sodass jeder seiner fünf Mandanten Anspruch auf rund einunddreißigtausend Dollar hatte. Außerdem musste die Beklagte bei einer Verurteilung die Gerichts- und Anwaltskosten übernehmen.

Oscar erklärte sich widerwillig damit einverstanden, David Klage einreichen zu lassen. Wally war nicht aufzufinden. Er durchkämmte die Straßen auf der Suche nach Übergewichtigen.

Drei Tage nach der Klageeinreichung drohte ein anonymes Anrufer, David die Kehle durchzuschneiden, falls er die Klage nicht umgehend zurückziehe. David meldete den Anruf der Polizei. Oscar riet ihm, sich eine Handfeuerwaffe anzuschaffen und in der Aktentasche mitzuführen. David weigerte sich. Am nächsten Tag erhielt er einen anonymen Brief, in dem er und die namentlich erwähnten anderen Beteiligten – Oscar Finley, Wally Figg, ja sogar Rochelle Gibson – mit dem Tod bedroht wurden.

Der Ganove marschierte mit flottem Schritt durch die Preston Avenue, als hätte er es eilig, nach Hause zu kommen. Selbst jetzt, um zwei Uhr früh, war die Julinacht noch warm und schwül. Männlich, weiß, dreißig Jahre alt, ein eindrucksvolles Vorstrafenregister, aber nicht viel im Kopf. Über der Schulter trug er eine billige Sporttasche, die eine fest verschlossene Zweiliterflasche mit Benzin enthielt. Er schlug einen Haken nach rechts und huschte geduckt auf die schmale Veranda vor der Kanzlei. Im Gebäude und in dessen Umgebung war alles dunkel. Die Preston Avenue schloß, selbst im Massagesalon war es ruhig geworden.

Wäre AJ wach gewesen, hätte er vielleicht das leise Rütteln am Türknoß gehört, als der Ganove vorsichtig prüfte, ob die Tür vielleicht vergessen worden war. Nein, es war abgeschlossen. AJ schlief in der Küche. Dafür war Oscar wach, der im Schlafanzug auf dem Sofa unter einer Decke lag und darüber nachdachte, wie glücklich er war, seit er zu Hause ausgezogen war.

Der Ganove schlich am Haus entlang zu den Stufen am Ende der Veranda und huschte geduckt um das Gebäude herum zur Hintertür. Dort wollte er einbrechen, um die primitive kleine Bombe im Haus zu zünden. Zwei Liter Benzin auf einem Holzboden mit Vorhängen und Büchern in Reichweite, das reichte, um das alte Gebäude bis auf die Grundmauern niederzubrennen, bevor die Feuerwehr eingreifen konnte. Er rüttelte an der Tür – auch sie war abgeschlossen – und hatte sie in kürzester Zeit mit einem Schraubenzieher aufgebrochen. Sie schwang auf, und er tat einen Schritt ins Haus. Es herrschte völlige Dunkelheit.

Ein Hund knurrte, dann knallten zwei ohrenbetäubende Schüsse. Der Ganove schrie auf und fiel über die

Hintertreppe in ein ungepflegtes kleines Blumenbeet. Oscar beugte sich über ihn. Ein kurzer Blick zeigte eine Wunde über dem rechten Knie.

»Nicht! Bitte nicht!«, flehte der Ganove.

Mit kühler Überlegung schoss Oscar ihn in das andere Bein.

Zwei Stunden später saß Oscar, nun halbwegs angekleidet, am Tisch und unterhielt sich mit zwei Polizeibeamten. Alle drei tranken Kaffee. Der Ganove wurde gerade im Krankenhaus operiert – Verletzungen an beiden Beinen, aber keine Lebensgefahr. Er hieß Justin Bardall, und wenn er nicht mit Feuer spielte und angeschossen wurde, fuhr er einen Bulldozer für Cicero Pipe.

»Dümmer geht's wohl nicht«, sagte Oscar immer wieder.

»Es war ja nicht geplant, dass er sich erwischen lässt«, meinte einer der Polizisten lachend.

Im selben Augenblick klopfen zwei Kriminalbeamte in Evanston an die Tür des Inhabers von Cicero Pipe. Es sollte ein langer Tag für ihn werden.

Oscar erklärte, dass er sich gerade scheiden lasse und auf Wohnungssuche sei. Wenn er nicht im Hotel übernachtete, schlafte er im Büro auf dem Sofa. »Das Haus gehört mir seit einundzwanzig Jahren.«

Einen der Beamten kannte er persönlich, den anderen vom Sehen. Keiner der beiden war wegen der Schüsse beunruhigt. Es handelte sich um einen eindeutigen Fall von Notwehr zur Verteidigung des Eigentums, wobei Oscar in seiner Schilderung den unnötigen Schuss in das zweite Bein wohlweislich unterschlagen hatte. Neben der Zweiliterflasche Benzin enthielt die Sporttasche einen offenbar kerosingetränkten Streifen Baumwollstoff und

mehrere Pappstreifen. Es handelte sich um eine Art Molotowcocktail, der nicht geworfen wurde. Die Beamten vermuteten, dass die Pappe als Anzündler gedacht war. Es war ein primitiver Brandstiftungsversuch, aber um ein Feuer zu legen, musste man kein Genie sein.

Während sie sprachen, fuhr ein Übertragungswagen des Fernsehens vor der Kanzlei vor. Oscar band sich eine Krawatte um und trat vor die Kameras.

Als David einige Stunden später bei der vierten Kanzleibesprechung davon erfuhr, war er erschüttert, weigerte sich aber nach wie vor, eine Waffe zu tragen. Da Rochelle in der Handtasche eine billige Pistole bei sich führte, waren drei der vier bewaffnet.

Ständig gingen Anrufe von den Medien ein. Das Interesse an der Story wuchs von Minute zu Minute.

»Nicht vergessen«, bläute Wally seinen Kollegen ein, »wir sind eine Boutiquekanzlei, die auf Krayoxx-Fälle spezialisiert ist. Hat das jeder kapiert?«

»Ja, ja«, pflichtete Oscar bei. »Und was ist mit Arbeitsgerichtsverfahren und myanmarischen Klägern?«

»Das natürlich auch.«

Die Besprechung endete, als ein Reporter an die Kanzleleitür hämmerte.

Es wurde schnell klar, dass bei Finley & Figg an diesem Tag keine anwaltliche Tätigkeit stattfinden würde. David und Oscar sprachen mit der *Tribune* und der *Sun-Times*. Immer mehr Einzelheiten wurden bekannt. Bardall war aus dem Operationssaal raus und durfte sein Zimmer nicht verlassen; außer mit seinem Anwalt sprach er mit niemandem. Der Eigentümer von Cicero Pipe und zwei seiner Bauleiter waren festgenommen und nur gegen Kaution auf freien Fuß gesetzt worden. Generalunternehmer für das Kläranlagenprojekt war eine renommierte Firma

aus Milwaukee, die eine schnelle und gründliche Untersuchung versprach. Die Baustelle wurde dichtgemacht. Kein Arbeiter ohne Papiere wagte sich auch nur in die Nähe.

David verließ die Kanzlei schließlich noch vor Mittag und sagte Rochelle im Hinausgehen nur, er müsse zum Gericht. Er fuhr nach Hause, holte Helen ab, die von Tag zu Tag schwangerer aussah, und führte sie zum Essen aus. Dabei schilderte er die neuesten Ereignisse – die Morddrohungen, den vereitelten Brandanschlag, Oscars Eingreifen zum Schutz der Kanzlei und das zunehmende Interesse der Presse. Er spielte die Gefahr herunter und versicherte ihr, das FBI habe alles unter Kontrolle.

»Machst du dir Sorgen?«, fragte sie.

»Überhaupt nicht«, behauptete er, nicht gerade überzeugend. »Aber vielleicht steht morgen was darüber in der Zeitung.«

Allerdings. Große Fotos von Oscar im Lokalteil der *Tribune* und *Sun-Times*. Die Begeisterung der Presse war verständlich, denn wie oft: kam es vor, dass ein Anwalt im fortgeschrittenen Alter, der in seinem Büro kampierte, einen Eindringling niederschoss, der sein Bürogebäude mit einem Molotowcocktail abfackeln wollte, weil die Kanzlei illegale Arbeiter in einem Arbeitsgerichtsverfahren wegen Ausbeutung gegen einen Arbeitgeber vertrat, der vor Jahren durch Verbindungen zur organisierten Kriminalität aufgefallen war? Oscar wurde als furchtloser Prozessanwalt von der Chicagoer Southwest Side porträtiert, der ganz nebenbei einer der leitenden Anwälte in der Sammelklage gegen Varrick Labs und deren furchtbares Medikament Krayoxx war. Die *Tribune* zeigte ein kleineres Foto von David sowie Schnappschüsse des Inhabers

von Cicero Pipe und seiner Handlanger auf dem Weg ins Gefängnis.

Das gesamte Alphabet trat auf den Plan – FBI, DOL (Arbeitsministerium), ICE (Einwanderung und Zoll), OSHA (Arbeitsschutz), DHS (Heimatschutz) und die für die Überwachung der Auftragsvergabe der öffentlichen Hand zuständige OFCCP –, und praktisch jede Behörde hatte den Journalisten etwas zu sagen. Die Bauarbeiten ruhten bereits den zweiten Tag, und der Generalunternehmer war außer sich. Finley & Figg wurde erneut von Journalisten, Ermittlern, potenziellen Krayoxx-Mandanten und einer bunt gemischten Laufkundschaft belagert, die deutlich zugenommen hatte. Oscar, Wally und Rochelle hielten ihre Waffen griffbereit. David dagegen beharrte auf seiner glückseligen Naivität.

Zwei Wochen später verließ Justin Bardall das Krankenhaus in einem Rollstuhl. Gegen ihn, seinen Chef und eine dritte Person war wegen zahlreicher Tatvorwürfe Anklage beim Bundesgericht erhoben worden. Sein linkes Schienbein war zerschmettert und würde noch mehrfach operiert werden müssen, aber langfristig gingen die Ärzte von einer vollständigen Genesung aus. Er hatte seine Anwälte, seinen Chef und die Polizei darauf hingewiesen, dass der Schuss auf sein linkes Bein unnötig gewesen war, da er durch die vorherige Verwundung bereits außer Gefecht gesetzt war, fand aber wenig Mitgefühl.

»Seien Sie froh, dass er Ihnen nicht das Gehirn weggepusht hat«, sagte ein Detective und gab damit die allgemeine Meinung wieder.

Endlich löste Jerry Alisandros eines seiner Versprechen ein. Er sei mit der Organisation der Vergleichsverhandlungen sehr beschäftigt und habe, wie Wally von einem seiner angestellten Anwälte erfuhr, einfach keine Zeit für Telefonate mit den Dutzenden von Anwälten, mit denen er jongliere. Aber in der dritten Augustwoche schickte er endlich die Gutachter.

Der Name des Sachverständigenbüros war bedeutungslos – Allied Diagnostic Group oder besser ADG. Soweit Wally feststellen konnte, handelte es sich dabei um ein medizinisches Team aus Atlanta, dessen einzige Aufgabe es war, landauf, landab Menschen zu untersuchen, die unbedingt von Alisandros' letzter Sammelklagenoffensive profitieren wollten. Auf Anweisung mietete Wally einhundertfünfundachtzig Quadratmeter in einem heruntergekommenen Einkaufszentrum, die früher einem Discounter für Tierbedarf gehört hatten. Er ließ von einem Bauunternehmer Wände einziehen und Türen anbringen und engagierte eine Reinigungsfirma, die alles auf Hochglanz brachte. Die Fenster zur Straßenseite waren mit Packpapier verhängt, Schilder gab es nicht. Er mietete ein paar billige Stühle, Tische und einen Schreibtisch, installierte ein Telefon und einen Kopierer. Alle Rechnungen leitete Wally an einen Sachbearbeiter in Alisandros' Kanzlei weiter, dessen einzige Aufgabe darin bestand, über die Ausgaben für den Krayoxx-Prozess Buch zu führen.

Als die Räumlichkeiten fertig waren, zog die ADG ein und ging an die Arbeit. Das Team bestand aus drei medizinisch-technischen Assistentinnen in blauer OP-Kleidung. Jede von ihnen war mit einem Stethoskop ausgerüstet. Sie wirkten so offiziell, dass selbst Wally sie zunächst für hoch qualifiziert hielt. Das waren sie zwar nicht, dafür hatten sie Tausende potenzieller Kläger untersucht. Ihr Leiter war Dr. Borsow, ein russischer Kardiologe, der viel Geld mit der Diagnose von Patienten/Mandanten für Jerry Alisandros und ein Dutzend andere Prozessanwälte im Land verdiente. Dr. Borsow kannte kaum Fettleibige ohne ernsthafte Gesundheitsprobleme, die dem gerade aktuellen Sammelklagenmedikament zugeschrieben werden konnten. In der Verhandlung trat er nie als Sachverständiger auf- dafür war sein Akzent zu stark und seine Qualifikation zu schlecht -, aber im Untersuchungszimmer war er sein Gewicht in Gold wert.

David, der nun de facto für alle mittlerweile vierhundertdreißig Fälle ohne Todesfolge zuständig war, und Wally, der die Krayox-Mandanten aufgetrieben hatte, waren zugegen, als die ADG mit der Fließbandarbeit begann. Punkt acht Uhr trafen drei Mandanten ein, die von Wally und einer hübschen medizinisch-technischen Assistentin in OP-Kleidung und weißen Krankenhaus-Clogs aus Gummi mit Kaffee empfangen wurden. Der Papierkram dauerte zehn Minuten; dabei sollte in erster Linie sichergestellt werden, dass die Mandanten Krayox tatsächlich länger als sechs Monate eingenommen hatten. Der erste Mandant wurde in ein zweites Zimmer geführt, wo zwei weitere MTA warteten und alles für eine Echokardiografie vorbereitet war. Eine erklärte die Untersuchung - »Wir machen nur ein digitales Bild von Ihrem Herzen« -, während die andere dem Patienten auf ein

eigens verstärktes Spezialkrankenbett half, das die ADG zusammen mit den Untersuchungsgeräten von einem Ort zum anderen karrte. Während die Brust des Patienten mit Ultraschall abgetastet wurde, kam Dr. Borsow herein und nickte ihm kurz zu. Im Umgang mit Kranken hatte Borsow kein gutes Händchen, aber er hatte ja auch keine echten Patienten. Über der linken Tasche seines wadenlangen Ärztekittels prangte sein Name, das eigene Stethoskop verlieh ihm die gebührende Würde, und seine Worte klangen durch den Akzent besonders gewichtig. Er warf einen Blick auf den Bildschirm, runzelte die Stirn, weil er das immer tat, und verließ den Raum.

Die Kampagne gegen Krayoxx beruhte auf Untersuchungen, die angeblich nachwiesen, dass das Medikament den Mitralklappenring schwächte, sodass die Mitralklappe nicht mehr richtig schloss und Blut in den Herzvorhof zurückfloss. Durch die Echokardiografie konnte eine solche Mitralinsuffizienz festgestellt werden; eine Verminderung der Pumpleistung um dreißig Prozent war für die Anwälte ein Geschenk des Himmels. Dr. Borsow sah sich die Kurven sofort an, in der Hoffnung, noch mehr defekte Mitralklappen zu finden.

Jede Untersuchung dauerte zwanzig Minuten, das waren drei pro Stunde, etwa fünfundzwanzig pro Tag, sechs Tage pro Woche. Wally hatte die Räumlichkeiten für einen Monat gemietet. Die ADG belastete das Prozesskonto, das bei Zell & Potter für Finley & Figg geführt wurde, pro Untersuchung mit tausend Dollar, wobei die Rechnungen an Jerry Alisandros in Florida gingen.

Die vorherigen Stationen der ADG und Dr. Borsows waren Charleston und Buffalo gewesen. Von Chicago aus sollte es nach Memphis und Little Rock gehen. Ein anderes ADG-Team mit einem serbischen Arzt, der die Bilder

interpretierte, deckte die Westküste ab. Ein drittes war in Texas auf der Jagd nach Gold. Das Krayoxx-Netz von Zell & Potter umfasste vierzig Bundesstaaten, fünfundsiebzig Anwälte und fast achtzigtausend Mandanten.

Um dem Chaos in seinem Büro zu entgehen, trieb sich David im Einkaufszentrum herum und unterhielt sich mit seinen Mandanten, von denen er bisher keinen persönlich kannte. Im Allgemeinen waren sie froh, da zu sein, machten sich Sorgen wegen der möglicherweise durch das Medikament verursachten Herzschäden und hofften, irgendwie wieder gesund zu werden. Sie waren übergewichtig und völlig außer Form, aber recht nett. Schwarz, weiß, jung, männlich, weiblich – Fettleibigkeit und überhöhte Cholesterinwerte machten keinen Unterschied. Alle Mandanten, mit denen er redete, waren von dem Medikament und seiner Wirkung begeistert gewesen; jetzt suchten sie verzweifelt nach Ersatz. Allmählich kam er auch mit den MTA der ADG ins Gespräch und erfuhr mehr über ihre Arbeit, obwohl sie sich sehr bedeckt hielten. Dr. Borsow wechselte kaum ein Wort mit ihm.

Nach den ersten drei Tagen wurde David klar, dass die Untersuchungen nicht so verliefen, wie das ADG-Team sich das vorgestellt hatte. Die 1000-Dollar-Tests ergaben kaum Hinweise auf Mitralinsuffizienz, höchstens ein paar Fälle mit Potenzial.

Am vierten Tag fiel die Klimaanlage aus, und die von Wally angemieteten Räume verwandelten sich in eine Sauna. Es war August, über dreißig Grad warm, und als der Vermieter nicht auf Anrufe reagierte, drohten die ADG-Leute mit der Abreise. Wally schleppte Ventilatoren und Eiscreme an und flehte sie an, die Untersuchungen abzuschließen. Die Arbeit ging weiter, aus zwanzig Minu-

ten für jede Untersuchung wurden fünfzehn, dann zehn, während Borsow draußen auf dem Gehweg Zigaretten paffte und kaum mehr als einen flüchtigen Blick auf die Bilder warf.

Richter Seawright setzte die Anhörung auf den 10. August an, den letztmöglichen Termin vor den allgemeinen Gerichtsferien. Es gab keine offenen Anträge, keine drohenden Konflikte, die Beweisaufnahme war erstaunlich glatt verlaufen. Varrick Labs hatte bisher mit ungewöhnlicher Bereitwilligkeit Unterlagen vorgelegt und Zeugen und Sachverständige benannt. Nadine Karros hatte nur eine Handvoll harmloser Anträge gestellt, die der Richter umgehend ablehnte. Die Anwälte von Zell & Potter, die die Klägerin vertraten, hatten sich bei ihren Anträgen ihrerseits als sehr effizient erwiesen.

Seawright verfolgte die Gerüchte über einen Vergleich. Seine Mitarbeiter durchforsteten die Finanzpresse und überwachten die seriösen Blogs. Varrick Labs hatte sich offiziell nicht zu einem Vergleich geäußert, verstand sich aber offensichtlich darauf, Informationen durchsickern zu lassen. Der Aktienkurs war auf 24,50 Dollar abgestürzt, doch die Gerüchte über einen Vergleich auf breiter Front trieben ihn dann zurück auf dreißig.

Als die Vertreter beider Seiten saßen, nahm Seawright seinen Platz am Richtertisch ein und begrüßte die Anwesenden. Er entschuldigte sich für den Termin im August – »für viel beschäftigte Menschen der schwierigste Monat im Jahr« –, halte es aber für wichtig, dass sich beide Seiten zusammensetzten, bevor sich die Beteiligten in alle Winde zerstreuten. In aller Eile ging er seine Checkliste für die Beweisaufnahme durch, um festzustellen, ob alle ihre Hausaufgaben gemacht hatten. Es gab keine Beanstandungen.

Jerry Alisandros und Nadine Karros waren so höflich zueinander, dass es schon fast lächerlich war. Wally saß rechts von Alisandros, offenbar als Unterstützung, falls es im Gerichtssaal hart auf hart gehen sollte. Hinter ihm hatten David und Oscar unter den Anwälten von Zell & Potter Platz genommen. Seit er durch die Schießerei öffentlich bekannt geworden war, ging Oscar mehr unter die Leute und genoss die Aufmerksamkeit. Er lächelte und fühlte sich bereits als Junggeselle.

Richter Seawright war schon beim nächsten Thema. »Ich höre immer wieder Gerüchte über einen Vergleich, einen Gesamtvergleich, wie man das heute nennt. Ich habe keine Ahnung, was da vor sich geht. Angesichts der schnellen Vorarbeit würde ich nun einen Verhandlungstermin ansetzen. Falls aber ein Vergleich ansteht, halte ich das für sinnlos. Können Sie mir mehr dazu sagen, Ms. Karros?«

Die Blicke der Anwesenden hingen an ihr, als sie aufstand und mit ein paar anmutigen Schritten an den Richtertisch trat. »Euer Ehren, wie Sie sicher wissen, hat Var-ric Lab's Erfahrung mit komplexen Gerichtsverfahren. Das Unternehmen hat seine eigene Methode zum Umgang mit Vergleichen, die zahlreiche Kläger betreffen. Ich bin nicht bevollmächtigt, in der Sache Klopeck Verhandlungen aufzunehmen, und wurde von meiner Mandantin auch nicht autorisiert, öffentliche Erklärungen zu einem Vergleich abzugeben. Was mich angeht, bereiten wir uns auf eine Verhandlung vor.«

»Sind Sie damit zufrieden, Mr. Alisandros?«

Sie tauschten die Plätze vor dem Richtertisch, und Alisandros grinste schleimig. »Wir auch, Euer Ehren, wir bereiten uns in dieser Sache ebenfalls auf eine Verhandlung vor. Allerdings muss ich sagen, dass ich als Mitglied des

Prozessausschusses der Kläger mehrfach inoffizielle Gespräche mit dem Unternehmen über einen eventuellen Gesamtvergleich geführt habe, die sich allerdings noch im Anfangsstadium befinden. Ich nehme an, dass Ms. Karros über diese Gespräche informiert ist, aber, wie sie selbst sagt, nicht darüber sprechen darf. Da ich kein Vertreter von Varrick bin, gelten diese Einschränkungen für mich nicht. Das Unternehmen hat mich auch nicht um Stillschweigen gebeten. Außerdem gehe ich davon aus, dass Ms. Karros nicht beteiligt sein wird, wenn es zu offiziellen Verhandlungen kommt. Ich weiß aus Erfahrung, dass Varrick so etwas intern erledigt.«

»Rechnen Sie mit offiziellen Verhandlungen?«, fragte Seawright.

Eine lange Pause trat ein, und die meisten Anwesenden warteten gespannt. Nadine Karros brachte es fertig, neugierig zu wirken, obwohl sie genau wusste, was Sache war. Im Gegensatz zu allen anderen im Saal. Wallys Herz raste, seit die Worte »offizielle Verhandlungen« gefallen waren.

Alisandros trat von einem Fuß auf den anderen. »Bevor mich jemand darauf festnagelt, bleibe ich lieber auf der sicheren Seite: Ich weiß es nicht.«

»Sie und Ms. Karros können mir also keine weiteren Hinweise zum Thema Vergleich liefern?« Aus Seawrights Worten war eine leichte Verärgerung herauszuhören.

Beide Anwälte schüttelten den Kopf. Nadine Karros wusste genau, dass es keinen Vergleich geben würde. Alisandros war sich fast sicher, dass es dazu kommen würde. Allerdings konnte keiner die Karten auf den Tisch legen. Tatsächlich hatte der Richter moralisch gesehen auch keinen Anspruch darauf, mehr über die Strategien außerhalb des Gerichts zu erfahren. Seine Aufgabe war es, ein faires

Verfahren sicherzustellen, nicht Vergleichsverhandlungen zu überwachen.

Alisandros ging zu seinem Platz zurück, und Seawright wechselte das Thema. »Den ersten mündlichen Verhandlungstermin habe ich für Montag, den 17. Oktober, angesetzt. Ich gehe davon aus, dass wir das Verfahren dann innerhalb von zwei Wochen abschließen können.«

Wie auf Kommando blickten sämtliche Anwälte stirnrunzelnd in ihre Terminkalender.

»Falls Ihnen das Datum nicht passt, haben Sie hoffentlich gute Gründe«, sagte der Richter. »Mr. Alisandros?«

Alisandros erhob sich zögernd, mit einem kleinen lederen Terminkalender in der Hand. »Das würde bedeuten, dass die Hauptverhandlung zehn Monate nach Klageeinreichung stattfindet. Das ist ziemlich kurzfristig, finden Sie nicht?«

»Und ob, Mr. Alisandros. Mein Durchschnitt liegt bei elf Monaten. Ich halte nichts davon, Verfahren auf die lange Bank zu schieben. Gibt's irgendwelche Terminkonflikte?«

»Nein, Euer Ehren, ich hoffe nur, die Vorbereitungszeit reicht aus. Das ist alles.«

»Blödsinn! Die Beweisaufnahme ist so gut wie abgeschlossen. Sie haben Ihre Sachverständigen. Die Beklagte hat ihre Sachverständigen. Anwälte haben beide Seiten mehr als genug. Bis zum 17. Oktober sind es noch achtundsechzig Tage. Für einen Prozessanwalt von Ihrem Ruf, Mr. Alisandros, dürfte das ein Kinderspiel sein.«

Wally hielt alles für eine große Show. Er war davon überzeugt, dass diese Sache und alle anderen innerhalb eines Monats gütlich beigelegt werden würden.

»Was ist mit der Beklagtenvertretung, Ms. Karros?«, erkundigte sich Seawright.

»Bei uns gibt es Terminkonflikte«, erwiderte sie, »aber das regeln wir.«

»Sehr schön. Dann wird in der Sache Klopeck gegen Varrick Labs als Termin vor dem Geschworenengericht der 17. Oktober bestimmt. Solange keine größeren Katastrophen eintreten, wird es keinen Aufschub und keine Vertagung geben, Sie brauchen also gar nicht erst zu fragen.« Er klopfte mit dem Hammer auf den Richtertisch.

»Die Sitzung ist geschlossen.«

Die Nachricht von dem Verhandlungstermin ging durch die Finanzpresse und verbreitete sich wie ein Lauffeuer im Internet. Es gab verschiedene Versionen der Geschichte, aber generell klang es, als müsste sich Varrick vor einem Bundesgericht für seine zahlreichen Sünden verantworten. Reuben Massey war es egal, welche Version in Umlauf war und was die Öffentlichkeit gerade dachte. Die Sammelklagenanwälte mussten natürlich so tun, als hätten sie sein Unternehmen gründlich eingeschüchtert. Er wusste, wie Prozessanwälte tickten.

Drei Tage nach der Anhörung in Chicago rief Nicholas Walker Jerry Alisandros an und schlug ein geheimes Treffen zwischen dem Unternehmen und den wichtigsten mit Krayoxx befassten Kanzleien vor. Das Treffen sollte den Weg für offizielle Verhandlungen bereiten. Alisandros war Feuer und Flamme und gelobte feierlich Stillschweigen. Walker, der sich seit mehr als zwanzig Jahren mit Prozessanwälten herumschlug, wusste, dass die Begegnung kein Geheimnis bleiben würde, weil mindestens einer der Anwälte, wenn nicht mehrere, der Presse einen Tipp geben würde.

Am nächsten Tag verkündete ein Einschub im *Wall Street Journal*, dass Cymbol, der wichtigste Versicherer von Varrick, angewiesen worden sei, den Sicherungsfonds des Unternehmens flüssigzumachen. Unter Berufung auf eine anonyme Quelle spekulierte das Blatt, der einzige Grund

dafür könne ein Vergleich im »Krayoxx-Skandal« sein. Weitere Lecks folgten, und bald feierten die Blogger einen erneuten Sieg der Verbraucher.

Da jeder Prozessanwalt, der sein Geld wert war, einen eigenen Jet besaß, war der Ort kein Problem. Nicholas Walker reservierte in New York, das im August wie ausgestorben war, einen großen Konferenzraum im neununddreißigsten Stock eines halb leeren Hotels in Midtown. Viele Prozessanwälte waren vor der Hitze geflohen, aber alle kamen der Einladung nach. Ein großer Vergleich war viel wichtiger als ein paar Tage Ferien. Als sie sich acht Tage nachdem Richter Seawright den ersten Verhandlungstermin festgelegt hatte, versammelten, waren neben dem sechsköpfigen Prozessausschuss dreißig Prozessanwälte vertreten, von denen jeder Tausende von Krayoxx-Fällen mitbrachte. So unbedeutende Geschöpfe wie Wally Figg wussten noch nicht einmal von der Besprechung.

Breitschultrige junge Männer in dunklen Anzügen bewachten die Tür zum Konferenzzimmer und kontrollierten die Ausweise. Nach einem kurzen Frühstück begrüßte Nicholas Walker die Anwesenden am ersten Morgen, als wären alle Handelsvertreter derselben Firma. Er machte sogar einen Witz und ertete ein paar Lacher, aber die Spannung direkt unter der Oberfläche war spürbar. Ein Geldregen stand unmittelbar bevor, und die Anwälte im Raum waren alte Haudegen, die keinen Konflikt scheuten.

Bis dato gab es elfhundert Todesfälle. Besser gesagt, elfhundert Fälle, in denen die Hinterbliebenen Krayoxx für den Tod verantwortlich machten. Der medizinische Nachweis war keineswegs überzeugend erbracht, aber die Fakten würden einem Geschworenengericht zumindest zu denken geben. Nicholas Walker und Judy Beck sprachen die grundlegende Frage der Haftung wie geplant gar

nicht an. Wie die Meute auf der anderen Seite des Tisches schienen sie davon auszugehen, dass das Medikament für elfhundert Todesfälle und Tausende andere, weniger schwere Fälle verantwortlich war.

Nachdem die Formalitäten erledigt waren, eröffnete Walker die Gespräche mit der Erklärung, Varrick wolle den Wert der einzelnen Todesfälle beziffern. Sobald darüber Einigung erzielt sei, könne man sich mit den anderen Fällen befassen.

Wally hatte mit seiner geliebten DeeAnna, die im Bikini einfach umwerfend aussah, ein Ferienhäuschen eine Straße vom Lake Michigan entfernt gemietet und gerade einen Teller Nudelsalat gegessen, als sein Handy klingelte. Er sah die Nummer und griff hektisch nach dem Gerät. »Jerry, was gibt's?«

DeeAnna, die sich oben ohne neben ihm im Liegestuhl sonnte, spitzte die Ohren. Sie wusste, dass ein Anruf von Alisandros aufregende Neuigkeiten bringen konnte.

Alisandros erklärte, er sei nach zwei Tagen in New York wieder in Florida, habe bei einem geheimen Treffen mit Varrick auf den Busch geklopft, eine harte Nuss, nur die Todesfälle, Sie verstehen, aber trotzdem echte Fortschritte, kein Deal, kein Handschlag und schon gar nichts Schriftliches, sieht aber trotzdem so aus, als wäre jeder Todesfall um die zwei Millionen wert.

Wally gab aufmunternde Laute von sich, während er immer wieder DeeAnna zulächelte, die dichter an ihn herangerückt war. »Das klingt ja erfreulich, Jerry, gute Arbeit. Wir sprechen uns nächste Woche.«

»Was ist?«, gurrte sie, nachdem er aufgelegt hatte.

»Eigentlich gar nichts. Nur ein Update von Alisandros. Varrick hat jede Menge Anträge gestellt, die soll ich mir ansehen.«

»Kein Vergleich?«

»Nein.«

Sie konnte von gar nichts anderem mehr reden. Das war seine eigene Schuld, weil er den Mund nicht hatte halten können, aber sie war von dem Vergleich wie besessen. Sie hatte nicht einmal genug Verstand, um das zu überspielen. Nein, sie wollte jede Einzelheit wissen.

Sie wollte Geld, und das bereitete Wally Sorgen. Er arbeitete bereits an einer Rückzugsstrategie, nach der Methode seines neuen Vorbilds Oscar. Weg mit den Frauen, bevor das Geld kam.

Sechzehn Millionen Dollar. Davon würden siebzehn Prozent in die Kassen von Finley & Figg fließen, insgesamt 2,7 Millionen Dollar, von denen Wally fünfzig Prozent zustanden. Er war Millionär.

Er kletterte auf eine Luftmatratze und ließ sich mit geschlossenen Augen durch den Pool treiben. Es fiel ihm schwer, ein Grinsen zu unterdrücken. Bald war DeeAnna an seiner Seite, driftete, immer noch oben ohne, im Wasser und berührte ihn von Zeit zu Zeit, um sich zu vergewissern, dass er sie noch brauchte. Sie waren mittlerweile seit Monaten zusammen, und allmählich fing Wally an, sich zu langweilen. Es fiel ihm nicht mehr so leicht, ihrem ständigen Hunger nach Sex gerecht zu werden. Immerhin war er sechsundvierzig, zehn Jahre älter als DeeAnna, wobei ihr tatsächliches Geburtsdatum flexibel war. Auf Tag und Monat hatten sie sich geeinigt, aber das Jahr verschob sich immer weiter nach hinten. Er war müde und brauchte eine Pause, außerdem beunruhigte ihn ihr Interesse an seinem Krayoxx-Honorar.

Es war in seinem eigenen Interesse, sie jetzt loszuwerden, die Trennungsroutine durchzuspielen, die er so gut kannte, und sie von seinem Leben und dem Geld fernzu-

halten. Das würde gar nicht so leicht werden und brauchte Zeit. Diese Strategie empfahl sich auch für Oscar. Paula Finley hatte nämlich einen nervigen Anwalt namens Stamm engagiert, der sich kämpferisch gab. Bei ihrem ersten Telefongespräch hatte Stamm seiner Überraschung darüber Ausdruck verliehen, dass Oscar mit seiner Kanzlei so wenig verdiene, und angedeutet, das Geld sei irgendwo versteckt. Er hatte versucht, das zwielichtige Terrain der Barhonorare zu sondieren, jedoch bei Wally, der sich damit gut auskannte, auf Granit gebissen. Stamm war auch auf den Krayoxx-Prozess zu sprechen gekommen, aber Wally hatte standhaft geleugnet, dass Oscar damit etwas zu tun hatte.

»Kommt mir verdächtig vor, dass sich Mr. Finley nach dreißig Jahren Ehe mit dem Auto und seiner Kleidung zufriedengibt«, hatte Stamm gesagt.

»Keineswegs«, hatte Wally gekontert. »Wenn man Ihre Mandantin Paula Finley kennt, ist das nur allzu verständlich.« Sie hatten sich eine Weile beharkt, wie Scheidungsanwälte das so tun, und dann verabredet, sich zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal zu unterhalten.

Sosehr Wally darauf brannte, das Geld in die Finger zu bekommen – er beschloss, die Bareingänge um ein paar Monate hinauszuschieben. Den Papierkram würde er sofort oder in den nächsten Wochen erledigen, sich vor Gericht bedeckt halten und dann die Frauen loswerden.

Von einem Sommerloch war im August nicht viel zu merken. Am 22. August brachte Helen Zinc ein 3,6 Kilogramm schweres Mädchen namens Emma zur Welt, und ein paar Tage lang benahmen sich ihre Eltern, als hätten sie das erste Baby in der Geschichte produziert. Mutter und Kind waren wohlauf, und als sie nach Hause kamen,

wurden sie von allen vier Großeltern und zwei Dutzend Freunden erwartet. David nahm sich eine Woche frei und verbrachte praktisch die gesamte Zeit in dem kleinen rosafarbenen Kinderzimmer.

Dass er wieder in Aktion trat, war einer engagierten Bundesrichterin zu verdanken, die offenkundig nichts von Ferien hielt und angeblich neunzig Stunden pro Woche arbeitete. Sie hieß Sally Archer und trug den passenden Spitznamen »die schnelle Sal«. Sie war jung und forsch, hochintelligent und presste ihre Mitarbeiter aus wie Zitronen. Die schnelle Sal entschied, ohne lange zu fackeln, und hätte jedes Verfahren am liebsten schon am Tag nach der Klageeinreichung abgeschlossen. Davids Arbeitsgerichtsprozess war Sally Archer übertragen worden, die aus ihrer Meinung über Cicero Pipe und die zwielichtigen Methoden des Unternehmens kein Hehl machte.

Der Generalunternehmer, der unter dem Druck mehrerer Bundesbehörden stand und den die schnelle Sal ebenfalls ins Visier genommen hatte, teilte seinem Subunternehmer Cicero Pipe mit, er soll gefälligst seine undurchsichtigen Beschäftigungsverhältnisse klären und seinen Anteil am Bau der Kläranlage fertigstellen. Die Klärung der strafrechtlich relevanten Vorwürfe gegen Justin Bardall, den verhinderten Brandstifter, würde Monate dauern, aber der Rechtsstreit um die Lohnzahlungen ließ sich sehr schnell beilegen.

Sechs Monate nachdem er Klage eingereicht hatte, erzielte David einen Vergleich, an den er selbst kaum geglaubt hatte. Cicero Pipe erklärte sich bereit, jedem seiner Mandanten einen Pauschalbetrag von dreißigtausend Dollar zu zahlen. Daneben würde das Unternehmen fünfundzwanzigtausend Dollar an drei weitere Arbeiter

ohne Papiere aus Mexiko und Guatemala zahlen, die für mindestens achtzig Stunden Arbeit zweihundert Dollar pro Woche bekommen hatten.

Wegen des großen Interesses der Öffentlichkeit, zu dem Oscars entschlossene Verteidigung seines Eigentums und die darauf folgende Verhaftung des betuchten Inhabers von Cicero Pipe nicht unwesentlich beigetragen hatten, saßen auch einige Reporter im Gerichtssaal. Richterin Archer begann mit einer Zusammenfassung des Verfahrens, wobei sie die Praktiken bei Cicero Pipe für die Presse als Sklaventreiberei bezeichnete. Sie ließ kein gutes Haar an dem Unternehmen, kanzelte dessen Anwälte ab, die David recht sympathisch fand, und erging sich dreißig Minuten lang in einem Rundumschlag, den die Journalisten fleißig mitschrieben.

»Mr. Zinc, sind Sie mit dem Vergleich zufrieden?«, fragte sie. Die Vereinbarung war schriftlich getroffen worden. Das lag bereits eine Woche zurück, und es waren nur noch die Anwaltshonorare offen.

»Ja, Euer Ehren«, erwiderte David leise.

Die drei Anwälte von Cicero Pipe zogen die Köpfe ein und wagten es kaum, den Blick zu heben.

»Sie haben einen Antrag auf Übernahme der Anwaltskosten gestellt«, sagte die schnelle Sal mit einem Blick auf die Papiere vor sich. »Achtundfünfzig Stunden. Wenn man bedenkt, was Sie für diese Leute erreicht haben, haben Sie Ihre Zeit gut genutzt.«

»Danke, Euer Ehren«, erwiderte David, der an seinem Tisch stand.

»Wie hoch ist Ihr Stundenhonorar, Mr. Zinc?«

»Ich habe mit dieser Frage gerechnet, Euer Ehren, aber ich habe eigentlich kein Stundenhonorar. Meine Mandanten können sich das nicht leisten.«

Die Richterin nickte. »Haben Sie im vergangenen Jahr irgendwann Stundenhonorare in Rechnung gestellt?«

»Und ob. Bis Dezember war ich bei Rogan Rothberg angestellt.«

Die Richterin lachte ins Mikrofon. »Dann kennen Sie sich mit Stundenhonoraren aus. Was war Ihre Arbeit damals wert, Mr. Zinc?«

David trat unbehaglich von einem Fuß auf den anderen und zuckte die Achseln. »Als ich das letzte Mal nach Zeit bezahlt wurde, wurden dem Mandanten fünfhundert Dollar pro Stunde in Rechnung gestellt.«

»Dann sind Sie fünfhundert Dollar pro Stunde wert.« Die schnelle Sal kritzelte ein paar Sekunden vor sich hin. »Das runden wir auf dreißigtausend Dollar auf. Irgendwelche Einwände, Mr. Lattimore?«

Der leitende Anwalt der Beklagten erhob sich, stockte und überlegte, was er sagen sollte. Einwände waren sinnlos, weil die Richterin eindeutig auf der anderen Seite stand. Seine Mandantin musste ohnehin bluten, da kam es auf die dreißigtausend Dollar auch nicht mehr an. Und wenn er die Höhe des Honorars infrage stellte, würde sich die Richterin sofort erkundigen, was er selbst berechnete.

»Klingt vernünftig«, sagte er daher.

»Gut. Alle Zahlungen sind innerhalb von dreißig Tagen zu leisten. Die Sitzung ist geschlossen.«

Vor dem Gerichtssaal beantwortete David geduldig die Fragen von drei Journalisten. Danach fuhr er zur Wohnung von Soe und Lwin, wo er seinen drei myanmari-schen Mandanten mitteilte, dass sie in Kürze Schecks über je dreißigtausend Dollar erhalten würden. Irgendwie schien das nicht richtig anzukommen, und Soe musste seine Übersetzung mehrmals wiederholen, um die Männer zu überzeugen. Sie lachten und hielten alles für einen

Witz, aber David blieb ernst. Als sie endlich begriffen, brachen zwei der Männer in Tränen aus, der dritte stand unter Schock. David versuchte, ihnen zu erklären, dass sie das Geld mit viel Schweiß und harter Arbeit verdient hatten, aber das ließ sich offenbar auch nicht übersetzen.

David hatte es nicht eilig. Zwar hatte er seine kleine Tochter seit sechs Stunden nicht gesehen, aber sie würde schon auf ihn warten. Er trank Tee aus einer winzigen Tasse, unterhielt sich mit seinen Mandanten und genoss seinen ersten großen Erfolg. Er hatte einen Fall angenommen, den die meisten Anwälte abgelehnt hätten. Seine Mandanten hatten sich aus dem Zwielficht der illegalen Einwanderung gewagt, um sich gegen ein Unrecht zu wehren, und David hatte sie ermutigt. Drei kleine Männer, weit weg von zu Hause, die von einer großen Firma mit zahlreichen mächtigen Freunden ausgebeutet wurden – und nur ein junger Anwalt und das Gericht standen zwischen ihnen und weiterer Ausbeutung. Trotz aller Fehler und Unwägbarkeiten des Rechts hatte die Gerechtigkeit einen strahlenden Sieg errungen.

Als er allein zur Kanzlei fuhr, erfüllte ihn ungeheurer Stolz auf diese Leistung. Er hoffte noch auf viele Erfolge in seinem Leben, aber dieser würde immer etwas Besonderes bleiben. In seinen fünf Jahren bei einer großen Kanzlei war er nie so stolz darauf gewesen, Anwalt zu sein.

Es war spät, und die Kanzlei war verlassen. Wally war im Urlaub und tauchte nur gelegentlich auf, um sich über Krayoxx auf dem Laufenden zu halten. Oscar war für ein paar Tage abgetaucht, und nicht einmal Rochelle wusste, wo er sich aufhielt. David hörte seinen Anrufbeantworter ab, las seine E-Mails und werkelte ein paar Minuten vor sich hin, bis ihm langweilig wurde. Als er die Eingangstür

abschloss, hielt ein Polizeiwagen vor dem Haus. Freunde von Oscar, die die Kanzlei im Auge behielten. David winkte den beiden Beamten zu und fuhr nach Hause.

Erholt von einem langen Labor-Day-Wochenende, schrieb Wally an seine Mandantin Iris Klopeck.

Liebe Ms. Klopeck, wie Sie wissen, ist die Verhandlung in unserem Verfahren für nächsten Monat, nämlich für den 17. Oktober, angesetzt, aber das braucht Sie nicht zu beunruhigen. Ich habe im vergangenen Monat ausgedehnte Verhandlungen mit den Anwälten von Varrick geführt, und wir konnten einen sehr günstigen Vergleich erreichen. Das Unternehmen steht kurz davor, einen Betrag in einer Größenordnung von zwei Millionen für die widerrechtliche Tötung Ihres Ehemanns Percy anzubieten. Das Angebot ist noch nicht offiziell, aber wir erwarten eine schriftliche Bestätigung in den nächsten vierzehn Tagen. Ich weiß, dass das deutlich mehr ist als die eine Million, die ich Ihnen zugesagt hatte; trotzdem brauche ich Ihre Zustimmung, um dieses Angebot anzunehmen, wenn es offiziell wird. Ich bin sehr stolz auf unsere kleine Boutiquekanzlei. Wir sind David gegen Goliath, aber im Augenblick sieht es gut aus für uns.

Bitte unterschreiben Sie das angehängte Formular für die Zustimmung zum Vergleich, und schicken Sie es an mich zurück.

*Mit freundlichen Grüßen
Wallis T. Figg
Rechtsanwalt*

Er versandte ähnliche Schreiben an die sieben anderen Mandanten in seiner gehätschelten kleinen Todesfallgruppe, und als er damit fertig war, kippte er seinen verstellbaren Drehsessel nach hinten, legte die nur in Socken steckenden Füße auf den Schreibtisch und sinnierte einmal mehr über Geld nach. Seine Träume wurden jedoch gestört, als sich Rochelle über die interne Leitung meldete.

»Diese Frau ist am Telefon«, sagte sie kurz angebunden. »Tun Sie mir den Gefallen und reden Sie mit ihr, bevor sie mich in den Wahnsinn treibt.«

»Okay«, gab er ebenso knapp zurück, während er das Telefon anstarrte. DeeAnna ließ sich nicht so einfach ab-schieben. Auf der Rückfahrt vom Lake Michigan hatte er einen Streit vom Zaun gebrochen und die Sache eskalieren lassen, bis sie sich gegenseitig beschimpften. Im Eifer des Gefechts hatte er mit ihr Schluss gemacht, und danach hatten sie zwei friedliche Tage lang nicht miteinander gesprochen. Dann tauchte sie betrunken bei ihm zu Hause auf, und er ließ sich erweichen und erlaubte ihr, auf dem Sofa zu übernachten. Sie zeigte sich so reuig, dass sie ihm geradezu leidtat, und bot ihm alle fünf Minuten irgendwelche sexuellen Leistungen an. Bisher hatte Wally abgelehnt. Jetzt rief sie zu allen Tages- und Nachtzeiten an und kam ein paarmal sogar in die Kanzlei. Aber Wally hatte sich entschieden. Ihm war klar geworden, dass sein Krayoxx-Geld keine drei Monate reichen würde, wenn er DeeAnna nicht aus seinem Leben verbannte.

Er nahm den Hörer ab und meldete sich mit einem barschen »Hallo«. Sie weinte bereits.

Der windige, trübe Montag sollte Zell & Potter noch lange als Labor-Day-Massaker im Gedächtnis bleiben. Der Tag

der Arbeit wurde von der Kanzlei nicht eingehalten – schließlich beschäftigte sie keine Arbeiter, sondern Juristen. Nicht dass das eine Rolle gespielt hätte. Feiertage wurden häufig ignoriert, genau wie die Wochenenden. Das Gebäude öffnete früh, und um acht Uhr morgens wimmelte es nur so von Anwälten, die emsig nach fehlerhaften Medikamenten und deren Herstellern suchten.

Manchmal erwies sich dieses Unterfangen jedoch als fruchtlos. Die Fährte verlief im Sande. Der Brunnen war ausgetrocknet.

Der erste Schlag kam um neun Uhr, als Dr. Julian Smitzer, der Leiter der medizinischen Forschungsabteilung der Kanzlei, darauf bestand, Jerry Alisandros zu sprechen, der eigentlich gar keine Zeit hatte, aber nicht Nein sagen konnte, schon gar nicht, wenn seine Sekretärin von einer »dringenden Angelegenheit« sprach.

Dr. Smitzer hatte eine glanzvolle Karriere als Kardiologe und Wissenschaftler an der Mayo Clinic in Rochester, Minnesota, hinter sich und war wegen der Erkrankung seiner Frau ins sonnige Südflorida gezogen. Nach einigen Monaten hatte er angefangen, sich zu langweilen. Rein zufällig begegnete er Jerry Alisandros. Ein Treffen führte zum anderen, und so leitete Dr. Smitzer seit fünf Jahren die medizinische Forschung der Kanzlei, zu einem Jahresgehalt von einer Million Dollar. Der Posten war wie geschaffen für ihn, der viel Zeit seines Berufslebens damit verbracht hatte, über die Übel der großen Pharmakonzerne zu schreiben.

In einer Kanzlei, in der es von hyperaggressiven Anwälten nur so wimmelte, war Dr. Smitzer eine Respektperson. Niemand stellte seine Forschung oder seine Meinung infrage, und seine Arbeit war viel mehr wert, als ihm bezahlt wurde.

»Wir haben ein Problem mit Krayoxx«, sagte er kurz, nachdem er in Alisandros' pompösem Büro Platz genommen hatte.

Alisandros rang nach Luft. »Ich höre.«

»Wir analysieren seit sechs Monaten die McFadden-Studie, und ich bin mittlerweile zu dem Schluss gekommen, dass sie fehlerhaft ist. Es gibt keine glaubhaften statistischen Hinweise darauf, dass sich das Schlaganfall- und Herzinfarktrisiko durch die Einnahme des Medikaments erhöht. Offen gesagt hat McFadden seine Ergebnisse manipuliert. Er ist ein hervorragender Arzt und Wissenschaftler, war aber wohl so von der Gefährlichkeit des Medikaments überzeugt, dass er die Befunde entsprechend angepasst hat. Die Menschen, die dieses Medikament nehmen, haben unzählige Gesundheitsprobleme – Adipositas, Diabetes, Bluthochdruck, Arteriosklerose, um nur ein paar zu nennen. Bei vielen ist der Gesundheitszustand miserabel, erhöhte Cholesterinwerte sind zu erwarten. Typischerweise schlucken sie mehrmals täglich eine Handvoll Tabletten, von denen Krayoxx nur eine ist, und bisher weiß niemand, wie sich die Kombination all dieser Medikamente auswirkt. Statistisch gesehen, könnten – die Betonung liegt auf *könnten* – Krayoxx-Patienten ein leicht erhöhtes Herzinfarkt- oder Schlaganfallrisiko haben, vielleicht aber auch nicht. McFadden hat dreitausend Versuchspersonen – meiner Meinung nach eine sehr kleine Gruppe – über einen Zeitraum von zwei Jahren beobachtet und dabei ein nur um neun Prozent erhöhtes Schlaganfall- und Herzinfarktrisiko beobachtet.«

»Ich habe den Bericht gelesen, Julian, und nicht nur einmal«, unterbrach ihn Alisandros. »Ich habe ihn praktisch auswendig gelernt, bevor wir uns auf den Prozess eingelassen haben.«

»Das war voreilig, Jerry. Mit dem Medikament ist alles in Ordnung. Ich habe mich ausführlich mit McFadden unterhalten. Du weißt, was für Kritik er einstecken musste, als der Bericht veröffentlicht wurde. Er hat kalte Füße bekommen und tritt den Rückzug an.«

»Was?«

»Ja. McFadden hat letzte Woche mir gegenüber zugegeben, dass er mehr Testpersonen hätte einbeziehen sollen. Kopfzerbrechen bereitet ihm auch, dass die Wirkung der Kombination verschiedener Medikamente nicht untersucht wurde. Er will den Bericht zurückziehen, um seinen Ruf zu retten.«

Alisandros presste die Finger gegen seinen Nasenrücken, als wollte er ihn zerquetschen. »Nein, nein, nein«, murmelte er vor sich hin.

Smitzer setzte noch eins drauf. »Ja, ja, und er wird einen korrigierten Bericht vorlegen.«

»Wann?«

»In etwa neunzig Tagen. Aber es kommt noch schlimmer. Wir haben die Wirkung des Medikaments auf die Mitralklappe gründlich untersucht. Wie du weißt, schien die Palo-Alto-Studie auf eine Verbindung zwischen Mitralsuffizienz und einer Schädigung durch das Medikament hinzudeuten. Das ist nun in hohem Maße zweifelhaft.«

»Warum sagst du mir das jetzt, Julian?«

»Weil die Untersuchung eine gewisse Zeit in Anspruch nimmt und wir verschiedene Dinge erst seit Kurzem wissen.«

»Was meint Dr. Bannister?«

»Auf jeden Fall will er vor Gericht nicht aussagen.«

Alisandros rieb sich die Schläfen und sah seinen Freund entsetzt an. Er ging zum Fenster und starrte nach

draußen ins Leere. Da Dr. Smitzer auf der Gehaltsliste der Kanzlei stand, durfte er in den Verfahren von Zell & Potter weder bei der Beweisaufnahme noch in der Verhandlung aussagen. Ein wichtiger Teil seiner Tätigkeit bestand daher darin, ein Netz sachverständiger Zeugen zu unterhalten – Profis, die gegen riesige Summen vor Gericht auftraten. Dr. Bannister war hauptberuflicher Sachverständiger mit einem ansehnlichen Lebenslauf und einer Vorliebe für Staranwälte und große Prozesse. Wenn er kniff, war das fatal.

Der zweite Schlag kam eine Stunde später, als Alisandros bereits blutend in den Seilen hing. Ein junger Partner namens Carlton erschien mit einem dicken Bericht und schlechten Nachrichten.

»Es läuft nicht gut, Jerry«, begann er.

»Ich weiß.«

Carlton überwachte das Screening Tausender potenzieller Mandanten, und der dicke Bericht enthielt furchtbare Zahlen. »Wir können keine Schädigung feststellen. Zehntausend Untersuchungen bisher, und die Ergebnisse sind nicht gerade überzeugend. Bei vielleicht zehn Prozent ist der Aortendruck etwas niedrig, aber nichts Dramatisches. Wir finden alle möglichen Herzkrankheiten, Bluthochdruck, verstopfte Arterien und Ähnliches, aber keine direkte Verbindung zu dem Medikament.«

»Zehn Millionen Dollar für Untersuchungen, und es kommt nichts dabei heraus?« Alisandros presste die Daumen gegen die Schläfen und hielt die Augen geschlossen.

»Mindestens zehn Millionen, und es ist tatsächlich nichts dabei herausgekommen. Tut mir leid, Jerry, aber es sieht so aus, als wäre das Medikament völlig unschädlich.

Da ist nichts zu holen. Wenn wir sofort abrechen, hält sich der Schaden wenigstens im Rahmen.«

»Ich habe dich nicht um deinen Rat gebeten.«

»Nein, hast du nicht.« Carlton ging und schloss die Tür hinter sich. Alisandros sperrte hinter ihm ab und legte sich aufs Sofa, wo er lang ausgestreckt gegen die Decke starrte. Es war nicht das erste Mal, dass sich ein Medikament als nicht ganz so schädlich erwies, wie er behauptet hatte. Immerhin bestand die Möglichkeit, dass Varrick nicht ganz auf dem Laufenden war. Vielleicht hatte das Unternehmen nicht alle Informationen, die Alisandros jetzt zur Verfügung standen. Die Gerüchte über einen Vergleich hatten den Aktienkurs kontinuierlich in die Höhe getrieben; am Freitag vor dem langen Wochenende hatte er mit 34,50 Dollar geschlossen. Vielleicht, ganz vielleicht, konnte er bluffen und den Vergleich noch schneller als geplant über die Bühne bringen. Das hatte es alles schon gegeben. Manchmal zahlten Unternehmen, die über die entsprechenden Barmittel verfügten und von der Presse lange genug niedergemacht worden waren, jeden Preis, um sich Rechtsstreit und Anwälte vom Hals zu schaffen.

Als die Minuten vergingen, entspannte er sich allmählich. Er konnte nicht an all die Wally Figgs draußen im Land denken – die waren alt genug, um selbst zu entscheiden, ob sie klagen wollten oder nicht. Und er konnte auch nicht an all die Mandanten denken, die mit einem ansehnlichen Scheck rechneten, und zwar sehr bald. Angst, sein Gesicht zu verlieren, hatte er eigentlich nicht – er war geradezu unanständig reich und hatte sich mit dem Geld ein dickes Fell zugelegt.

Nein, Alisandros' Gedanken drehten sich in erster Linie um das nächste Medikament – das nach Krayoxx.

Der dritte Schlag und damit das endgültige Aus kam mit der für fünfzehn Uhr angesetzten Telefonkonferenz mit einem anderen Mitglied des Prozessausschusses. Rodney Berman war ein schillernder Prozessanwalt aus New Orleans, der im Spiel mit den Geschworenengerichten bereits mehrfach ein Vermögen gewonnen und wieder verloren hatte. Dank einer Ölpest im Golf von Mexiko schwamm er gegenwärtig in Geld und hatte noch mehr Krayoxx-Mandanten an Land gezogen als Zell & Potter.

»Wir stecken in der Scheiße«, sagte er zur Begrüßung.

»Der Tag hat schon schlecht angefangen. Tun Sie sich also keinen Zwang an.«

»Insiderinformationen aus einer extrem vertraulichen und, wenn ich das ergänzen darf, sehr gut bezahlten Quelle, die einen vorläufigen Bericht zu Gesicht bekommen hat, der nächsten Monat im *New England Journal of Medicine* veröffentlicht werden soll. Wissenschaftler von Harvard und der Cleveland Clinic erklären darin, unser geliebtes Krayoxx sei so gesund wie Weizenkeime und völlig unschädlich. Kein erhöhtes Herzinfarkt- oder Schlaganfallrisiko. Keine Schädigung der Mitralklappe. Nichts. Und diese Leute haben einen Lebenslauf, der unsere Ärzte aussehen lässt wie Quacksalber. Meine Sachverständigen rennen wie die Hasen. Meine Anwälte verkriechen sich unter ihren Schreibtischen. Einer unserer Lobbyisten meint, die FDA will das Medikament wieder zulassen. Varrick verteilt überall in Washington Geld. Was wollen Sie noch hören?«

»Das reicht vollkommen. Jetzt brauche ich jemanden, der mir eine Brücke baut.«

»Von meinem Büro aus kann ich eine sehen.« Berman brachte irgendwie ein Lachen zustande. »Sieht toll aus,

reicht über den Mississippi und wartet nur auf mich. Die Rodney-Berman-Gedächtnisbrücke. Irgendwann werden sie mich mit Rohöl überzogen aus dem Golf von Mexiko fischen.«

Vier Stunden später hatte Alisandros von seinem Büro aus alle sechs Mitglieder des Prozessausschusses zu einer Telefonkonferenz zusammengeschaltet. Nachdem er die unglückseligen Entwicklungen des Tages zusammengefasst hatte, schilderte Berman seine Version. Einer nach dem anderen meldete sich zu Wort, und keiner hatte Positives zu berichten. Der Prozess brach auf breiter Front zusammen, eine Theorie nach der anderen, von der Ostküste bis zur Westküste. Es wurde lange darüber diskutiert, wie viel Varrick im Augenblick wusste. Der allgemeine Eindruck war, dass sie, die Anwälte, dem Unternehmen weit voraus waren. Doch das konnte sich schnell ändern.

Sie vereinbarten, das Screening sofort einzustellen. Alisandros erbot sich, Nicholas Walker bei Varrick zu kontaktieren und zu versuchen, den Vergleich zu beschleunigen. Alle sechs verpflichteten sich, in großem Umfang Aktien von Varrick zu kaufen, um den Kurs in die Höhe zu treiben. Für eine Aktiengesellschaft war der Aktienkurs alles. Wenn Varrick den Eindruck hatte, ein Vergleich komme der Wall Street entgegen, ließ sich das Unternehmen vielleicht darauf ein, um sich die Krayox – Sache vom Hals zu schaffen, selbst wenn das Medikament harmlos war.

Die Telefonkonferenz dauerte zwei Stunden und endete etwas optimistischer, als sie begonnen hatte. Sie würden versuchen, noch ein paar Tage herauszuschlagen, ihr Pokerface aufsetzen, ihr Blatt ausspielen und auf ein Wunder hoffen. Doch auf keinen Fall würden sie noch

mehr Geld in ihre Krayoxx-Fälle investieren. Es war vorbei; jetzt war Schadensbegrenzung angesagt, und dann hieß es: auf in die nächste Schlacht.

Die Verhandlung in der Sache Klopeck, die in sechs Wochen stattfinden sollte, wurde kaum erwähnt.

Zwei Tage später rief Jerry Alisandros scheinbar routinemäßig bei Nicholas Walker von Varrick Labs an. Sie redeten über das Wetter und Football, dann kam Alisandros zum Thema.

»Ich bin nächste Woche bei Ihnen in der Gegend und würde gern vorbeikommen, falls Sie da sind und Zeit haben.«

»Könnte klappen«, erwiderte Walker vorsichtig.

»Wir kommen gut voran und sind zumindest bei den Todesfällen schon relativ weit. Ich habe in langen Sitzungen mit dem Prozessausschuss alles so weit geklärt, dass wir jetzt offizielle Vergleichsverhandlungen aufnehmen können, ich meine natürlich nur einen ersten Durchgang. Und wenn wir die großen Fälle abgearbeitet haben, können wir uns mit den kleineren befassen.«

»So haben wir das auch geplant«, stimmte Walker zu, und Alisandros atmete zum ersten Mal tief durch. »Reuben Massey setzt mich gehörig unter Druck, weil er die Sache erledigt haben will. Heute Morgen hat er mich zusammengestaucht, deswegen wollte ich Sie sowieso anrufen. Ich habe Anweisung, gemeinsam mit unserer internen Rechtsabteilung und unseren Rechtsanwälten in Florida einen Vergleich auszuarbeiten, der im Großen und Ganzen so aussieht, wie wir beide das bereits besprochen hatten. Ich schlage vor, wir treffen uns heute in einer Woche in Fort Lauderdale, unterschreiben die Vergleichsver-

einbarung, legen sie dem Richter vor, und die Sache ist gegessen. Bei den Fällen ohne Todesfolge wird es länger dauern, aber dann sind zumindest die wichtigsten schon mal abgeschlossen. Einverstanden?»

Einverstanden? Das ist gar kein Ausdruck, dachte Alisandros. »Gute Idee. Ich organisiere das hier.«

»Voraussetzung ist, dass alle sechs Mitglieder des Prozessausschusses dabei sind.«

»Das bekomme ich hin, kein Problem.«

»Können Sie dafür sorgen, dass jemand vom Büro des Richters anwesend ist? Ich gehe da nicht weg, bis wir eine schriftliche und vom Gericht genehmigte Vereinbarung haben.«

»Sehr gute Idee.« Alisandros grinste wie ein Honigkuchenpferd.

»Dann ist ja alles klar.«

Nach dem Telefonat prüfte Alisandros die Aktienkurse. Varrick notierte bei sechsunddreißig Dollar, und der einzige plausible Grund für diese positive Entwicklung war die erfreuliche Aussicht auf einen Vergleich.

Das Telefonat war von einem Spezialunternehmen für Lügendetektoren aufgezeichnet worden. Die Kanzlei Zell & Potter arbeitete regelmäßig mit der Firma zusammen, um zu ermitteln, wie aufrichtig ihre Gesprächspartner waren. Eine halbe Stunde nachdem Alisandros aufgelegt hatte, betraten zwei Experten mit Kurven und Diagrammen in der Hand sein Büro. Sie hatten das Gespräch von einem kleinen Besprechungszimmer der Kanzlei aus verfolgt, in dem sie sich mit ihren Mitarbeitern und Geräten niedergelassen hatten. Eine Messung des Stimmstresslevels hatte eindeutig ergeben, dass beide Männer logen. Alisandros' Lügen waren natürlich geplant gewesen, um Walker aus der Reserve zu locken.

Walkers Stimmstressanalyse deutete auf ein hohes Täuschungspotenzial hin. Bei der Aussage, Reuben Massey wolle sich den drohenden Prozess vom Hals schaffen, blieb er bei der Wahrheit. Die Sache mit dem für die nächste Woche geplanten großen Vergleichs-Gipfeltreffen war jedoch eindeutig gelogen.

Nach außen hin ließ sich Alisandros nichts anmerken. Als Beweismaterial vor Gericht taugten solche Analysen nicht, dafür waren sie viel zu unzuverlässig. Er fragte sich selbst oft, warum er sich mit der Stimmstressanalyse aufhielt. Aber er setzte das Verfahren schon so lange ein, dass er selbst fast daran glaubte. Alles war ihm recht, solange es ihm einen Vorteil verschaffte, mochte dieser noch so gering sein. Da solche Aufzeichnungen moralisch höchst fragwürdig und in manchen Bundesstaaten sogar verboten waren, würden sie ohnehin nicht das Licht der Öffentlichkeit erblicken.

In den vergangenen fünfzehn Jahren hatte er Varrick mit einer endlosen Reihe von Prozessen überzogen. Dabei hatte er viel über das Unternehmen gelernt. Die Firma war grundsätzlich besser informiert als die Kläger. Sie arbeitete mit Informanten und investierte große Summen in Industriespionage. Reuben Massey kämpfte mit harten Bandagen und gewann meistens den Krieg, selbst wenn er noch so viele Schlachten verlor.

Als er wieder allein in seinem Büro war, tippte Alisandros einen Eintrag in sein privates Tagesprotokoll. »Kray-oxx löst sich vor meinen Augen in nichts auf. Habe soeben mit N. Walker gesprochen, der angeblich nächste Woche herkommen will, um eine Vereinbarung zu unterzeichnen. Die Chancen stehen achtzig zu-zwanzig, dass er gar nicht erst auftaucht.«

Iris Klopeck erzählte verschiedenen Freunden und Verwandten von Wallys Brief, und bei der Aussicht auf zwei Millionen gab es sofort Ärger. Clint, ihr Versager von einem Sohn, der sonst tagelang nichts außer gelegentlichen Anschauzern von sich gab, überhäufte sie plötzlich mit Liebesbeweisen. Er räumte sein Zimmer auf, spülte das Geschirr, erledigte Botengänge für seine geliebte Mutter und quasselte ununterbrochen, wobei sein Lieblingsthema das neue Auto war, das er sich wünschte. Iris' Bruder, der gerade seine zweite Gefängnisstrafe wegen Motorrad Diebstahls abgesessen hatte, strich ihr Haus (ohne etwas für seine Arbeit zu verlangen) und erwähnte dabei immer wieder, wie gern er einen Gebrauchtwarenhandel mit Motorrädern eröffnen würde. Rein zufällig sei ein solches Geschäft für nur einhunderttausend Dollar zu verkaufen.

»Das ist praktisch geschenkt!«, sagte er, was Iris' Sohn hinter seinem Rücken im Flüsterton mit den Worten »Besser als gestohlen« kommentierte.

Percys furchtbare Schwester Bertha teilte mit, sie habe als Blutsverwandte Anspruch auf einen Anteil. Iris, die die Frau – wie Percy selbst – nicht ausstehen konnte, hatte Bertha bereits daran erinnert, dass sie sich zu Percys Beredigung nicht hatte blicken lassen. Bertha behauptete jetzt, sie sei an dem Tag im Krankenhaus gewesen. Iris forderte Beweise, und so gab ein Wort das andere.

An dem Tag, als Adam Grand seinen Brief von Wally bekam, fuhr ihn sein Chef im Pizza-Schnellrestaurant völlig grundlos an. Grand, der stellvertretende Restaurantleiter, blaffte zurück, und es kam zu einem hässlichen Streit. Als das Fluchen und Schimpfen verstummte, hatte Grand entweder gekündigt oder war gefeuert worden – ein paar

Minuten lang stritten beide darüber, auf weiche Weise er aus dem Unternehmen ausgeschieden war. Im Grunde war es egal, er hatte seinen Job verloren. Selbst das war Grand gleichgültig, weil er bald ein reicher Mann sein würde.

Millie Marino war so klug, den Brief niemandem zu zeigen. Sie las ihn mehrmals, bis ihr seine Bedeutung klar wurde, und es tat ihr fast leid, dass sie an Wallys Fähigkeiten gezweifelt hatte. Nach wie vor kam er ihr nicht besonders vertrauenerweckend vor, und sie ärgerte sich immer noch über das Testament und den Nachlass ihres verstorbenen Gatten, aber das war jetzt nicht mehr so wichtig. Da Chesters Sohn Lyle Anspruch auf seinen Anteil haben würde, hatte er das Verfahren aufmerksam verfolgt. Falls er erfuhr, dass die Auszahlung unmittelbar bevorstand, wurde er vielleicht lästig. Daher schloss Millie den Brief sorgfältig weg und erzählte niemandem davon.

Am 9. September, fünf Wochen nachdem Oscar Justin Bardall in beide Beine geschossen hatte, verklagte Bardall sowohl Oscar persönlich als auch die Kanzlei Finley & Figg. Er machte geltend, bei Oscars Schüssen handele es sich um »Überschreitung der Notwehr«, insbesondere sei der dritte Schuss – der auf das linke Bein – abgegeben worden, als Bardall bereits schwer verletzt gewesen sei und keine Bedrohung mehr dargestellt habe. Es wurde beantragt, die Beklagten wegen Oscars böswilligem Verhalten zur Zahlung von fünf Millionen Dollar für den tatsächlich entstandenen Schaden und von zehn Millionen Dollar als Schadenersatz mit Strafcharakter zu verurteilen.

Goodloe Stamm, der Anwalt, der die Klage einreichte, vertrat auch Paula Finley im Scheidungsverfahren. Offenbar hatte Stamm Bardall überredet, Oscar zu verklagen – trotz dessen Vorstrafenregisters und obwohl ihm wegen versuchter Brandstiftung eine Gefängnisstrafe drohte.

Die Scheidung erwies sich als weniger einvernehmlich, als Wally und Oscar gehofft hatten, vor allem in Anbetracht der Tatsache, dass Oscar nur sein Auto und seine Kleidung behalten wollte. Stamm redete von großen Krayoxx-Honoraren und vermutete eine Verschwörung, um die Zahlungen zu verschleiern.

Oscar kochte vor Wut wegen der 15-Millionen-Dollar-Klage und gab David die Schuld. Ohne das Arbeitsgerichtsverfahren gegen Cicero Pipe wäre er Bardall nie begegnet. Wally gelang es, einen Waffenstillstand zu vermitteln, und das Gebrüll verstummte. Er nahm Kontakt mit ihrer Versicherung auf und bestand darauf, dass sie die Kosten für die Abwehr der Ansprüche übernahm.

Mit dem großen Vergleich vor Augen fiel es deutlich leichter, Frieden zu schließen, ein freundliches Gesicht zu machen und sogar Witze darüber zu reißen, dass ein Kleinkrimineller wie Bardall vor ein Geschworenengericht hinken und ein Vermögen dafür verlangen wollte, dass er als Brandstifter versagt hatte.

Im Vorspann der verschlüsselten E-Mail standen die üblichen Vertraulichkeitshinweise. Die Nachricht stammte von Jerry Alisandros und war an rund achtzig Anwälte versandt worden; einer von ihnen war Wally Figg. Darin hieß es:

Ich bedauere, Ihnen mitteilen zu müssen, dass die morgigen Vergleichsverhandlungen durch Varrick Labs abgesagt wurden. Heute Morgen hatte ich ein längeres Telefongespräch mit Nicholas Walker, dem Leiter der Rechtsabteilung von Varrick, bei dem mir mitgeteilt wurde, dass das Unternehmen sich entschieden hat, die Vergleichsverhandlungen bis auf Weiteres auszusetzen. Die Strategie wird noch einmal überdacht, insbesondere im Hinblick darauf, dass in vier Wochen in Chicago der Klopeck-Prozess beginnt. Varrick sieht dieses Verfahren als Versuchsballon und will abwarten, wie ein Geschworenengericht Faktenlage und Haftungsfrage beurteilt. Das ist zwar nicht ungewöhnlich, aber ich habe Mr. Walker und seinem Unternehmen wegen der überraschenden Änderung der Pläne trotzdem die Meinung gesagt. Ich habe ihm bösgläubige Verhandlungsführung unterstellt und so weiter, aber es hat nicht viel Sinn, darauf herumzureiten. Da wir uns nicht auf konkrete Einzelheiten geeinigt hatten, gab es keine Ergebnisse, auf die man sich hätte berufen können. Es sieht so aus, als würde sich alles in der Verhandlung in Chicago entscheiden.

Ich halte Sie auf dem Laufenden. JA

Wally druckte die E-Mail aus, schleppte sie – sie schien tonnenschwer – in Oscars Büro und legte sie ihm auf den Schreibtisch. Dann ließ er sich, den Tränen nahe, in einen Ledersessel fallen.

Oscar las langsam, während die Falten auf seiner Stirn mit jedem Satz tiefer wurden. Er atmete schwer durch den Mund.

Rochelle versuchte, einen Anruf durchzustellen, aber Oscar nahm nicht ab. Sie hörten, wie sie sich mit schwerem Schritt der Tür näherte und klopfte. Da niemand reagierte, steckte sie den Kopf zur Tür herein. »Mr. Finley, Richter Wilson für Sie.«

Oscar schüttelte nur den Kopf. »Ich kann jetzt nicht reden. Ich rufe zurück.«

Sie schloss die Tür. Die Minuten verstrichen, dann klopfte David, kam ins Büro und wusste beim ersten Blick auf die beiden Partner, dass der Weltuntergang bevorstand. Oscar reichte ihm die E-Mail, die er las, während er vor den Bücherregalen auf und ab ging.

»Das ist noch nicht alles«, sagte er.

»Was soll das heißen?«, krächzte Wally mit schwacher Stimme.

»Ich war gerade online und wollte mir die vorgelegten Beweismittel ansehen; dabei bin ich auf eine aktuelle Mitteilung gestoßen. Vor knapp zwanzig Minuten hat Jerry Alisandros im Auftrag von Zell & Potter beantragt, als Rechtsanwalt in der Sache Klopeck entlassen zu werden.«

Wallys sank in sich zusammen. Oscar schien etwas sagen zu wollen, brachte aber nur ein Grunzen zustande.

Auch David wirkte blass und benommen. »Ich habe gleich meinen Ansprechpartner bei Zell & Potter angeru-

fen, einen gewissen Worley, der mir im Vertrauen erzählt hat, dass es sich um einen Rückzug auf breiter Front handelt. Die Sachverständigen – *unsere* Sachverständigen – sind allesamt eingeknickt; keiner will aussagen. Der McFadden-Bericht wird der Prüfung vor Gericht nicht standhalten. Varrick weiß das schon eine ganze Weile und hat die Vergleichsgespräche in die Länge gezogen, um uns direkt vor der Klopeck-Verhandlung den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Worley sagt, die Partner von Zell & Potter sind in Aufruhr, aber Alisandros hat das letzte Wort. Er kommt nicht nach Chicago, weil er sich seine Erfolgsgeschichte nicht mit einer solchen Schlappe verderben will. Ohne Sachverständige haben wir keine Chance. Worley meint, wahrscheinlich ist mit dem Medikament von vornherein alles in Ordnung gewesen.«

»Ich wusste gleich, dass das Ganze eine Schnapsidee war«, meinte Oscar.

»Ach, halt doch die Klappe!«, zischte Wally.

David setzte sich so weit wie möglich von den beiden entfernt auf einen Holzstuhl. Oscar hatte die Ellbogen auf den Schreibtisch gestützt und den Kopf zwischen die Arme gepresst wie in einen Schraubstock, als kündigte sich eine mörderische Migräne an. Wally hielt die Augen geschlossen, sein Kopf zuckte.

Da es den beiden offenbar die Sprache verschlagen hatte, fühlte sich David bemüßigt, das Gespräch in Gang zu bringen. »Kann er denn so kurz vor der Verhandlung noch einen Rückzieher machen?«, erkundigte er sich, obwohl ihm bewusst war, dass die Partner praktisch gar nichts über die für Bundesgerichte geltende Prozessordnung wussten.

»Das liegt im Ermessen des Richters«, meinte Wally. »Was machen die mit all ihren Fällen?«, fragte er David.

»Die haben Tausende, wenn nicht Zehntausende.«

»Worley glaubt, sie werden sich bedeckt halten, bis klar ist, was hier mit dem Klopeck-Prozess passiert. Ich nehme an, wenn wir gewinnen, nimmt Varrick die Verhandlungsgespräche wieder auf. Wenn wir verlieren, sind die Krayox-Fälle vermutlich wertlos.«

Der Gedanke, dass sie gewinnen könnten, schien an den Haaren herbeigezogen. Minutenlang sprach keiner ein Wort. Das einzige Geräusch war das mühsame Atmen der drei geschockten Männer. In der Ferne erklang die Sirene eines Rettungswagens, der sich auf der Beech Street näherte, aber keiner der drei reagierte.

Schließlich richtete sich Wally auf oder versuchte es zumindest. »Wir müssen das Gericht um Aufschub bitten, um mehr Zeit, und versuchen, gegen den Entlassungsantrag Einspruch einzulegen.«

Oscar brachte es fertig, den Kopf zu heben. Er starrte Wally an, als hätte er am liebsten auch auf ihn geschossen. »Ruf gefälligst deinen Busenfreund Alisandros an und frag ihn, was zum Teufel da vor sich geht. Der kann sich doch nicht kurz vor der Verhandlung einfach davonestehlen. Sag ihm, wir beschweren uns wegen Verletzung der Standesregeln. Sag ihm, wir informieren die Presse darüber, dass sich der große Jerry Alisandros nicht nach Chicago traut. Sag ihm, was du willst, aber er *muss* diesen Prozess führen. Wir können es weiß Gott nicht.«

»Wieso sollen wir überhaupt vor Gericht gehen, wenn mit dem Medikament alles in Ordnung ist?«, wollte David wissen.

»Das Medikament ist gefährlich«, behauptete Wally. »Und wir finden einen Sachverständigen, der das bestätigt.«

»Irgendwie kann ich das nicht so recht glauben«, sagte Oscar.

David erhob sich und ging zur Tür. »Ich schlage vor, jeder geht in sein Büro, denkt in Ruhe nach, und in einer Stunde treffen wir uns hier wieder.«

»Gute Idee.« Wally erhob sich mühsam. Er torkelte in sein Büro, griff zum Telefon und rief Alisandros an. Wie nicht anders zu erwarten, war der große Mann nicht zu sprechen. Wally fing an, ihm E-Mails zu schicken – lange, bittere Nachrichten voller Drohungen und Beschimpfungen.

David durchsuchte das Internet nach Blogs, die sich mit Finanzen, Sammelklagen oder Rechtsfragen befassen, und fand die Bestätigung dafür, dass Varrick die Vergleichsgespräche abgebrochen hatte. Der Aktienkurs war den dritten Tag in Folge gesunken.

Bis zum späten Nachmittag hatte die Kanzlei einen Aufschub beantragt und eine Erwiderung auf Alisandros' Entlassungsantrag eingereicht. David erledigte praktisch die gesamte Arbeit, weil Wally aus der Kanzlei geflüchtet und Oscar nicht so richtig auf der Höhe war. David hatte Rochelle über die Katastrophe informiert, und sie sorgte sich vor allem, dass Wally wieder zu trinken anfangen könnte. Er war mittlerweile seit fast einem Jahr trocken, aber sie hatte allzu viele Rückfälle miterlebt.

Nadine Karros reagierte ungewöhnlich schnell und legte schon am nächsten Tag Einspruch gegen den Antrag auf Aufschub ein. Erwartungsgemäß hatte sie keine Einwände dagegen, dass sich Zell & Potter zurückzog. Ein langwieriges Verfahren gegen einen Profi wie Jerry Alisandros mochte eine Herausforderung sein, aber mit Finley, Figg oder beiden würde sie schon fertigwerden, da hatte Ms. Karros keine Bedenken.

Richter Seawright handelte ebenfalls mit geradezu

atemberaubender Geschwindigkeit und lehnte schon am Folgetag einen Aufschub ab. Der erste Verhandlungstag sei auf den 17. Oktober angesetzt, und dabei solle es bleiben. Er habe sich zwei Wochen in seinem Terminkalender frei gehalten, und es sei anderen Prozessparteien gegenüber unfair, den Zeitplan zu ändern. Mr. Figg habe (»... unter großem Aufsehen«) Klage eingereicht und ausreichend Zeit zur Vorbereitung gehabt. Wofür gebe es schließlich beschleunigte Verfahren?

Für Jerry Alisandros fand Richter Seawright deutliche Worte, aber letztendlich gab er seinem Entlassungsantrag statt. Verfahrenstechnisch wurden solche Anträge praktisch nie abgelehnt. Schließlich sei die Mandantin Iris Klopeck auch nach dem Ausscheiden von Mr. Alisandros angemessen anwaltlich vertreten, stellte der Richter fest. Wie angemessen diese Vertretung war, stand nicht zur Debatte, und der Richter sah großzügig darüber hinweg, dass Mr. Figg, Mr. Finley und Mr. Zinc keinerlei Erfahrung am Bundesgericht vorweisen konnten.

Wally konnte nur noch einen Antrag auf Abweisung der Klage in der Sache Klopeck und in den sieben anderen Fällen stellen. Das Glück hatte sich gewendet, und er stand kurz vor einem Nervenzusammenbruch, aber so schwer ihm das Aufgeben auch fiel, der Gedanke, mutterseelenallein, als einziger Vertreter Tausender Krayoxx-Opfer, in Seawrights Gerichtssaal zu marschieren und einen Prozess zu führen, mit dem selbst die gewieftesten Prozessanwälte nichts mehr zu tun haben wollten, war unerträglich. Kam nicht infrage. Wie alle anderen, die in die Falle getappt waren, dachte Wally nur noch an Flucht. Oscar bestand darauf, die Mandanten zuerst zu benachrichtigen. Auch David fand, ohne ihre Zustimmung könne er sich nicht aus dem Verfahren zurückziehen. Wally

willigte halbherzig ein, brachte es aber nicht über sich, seinen Mandanten mitzuteilen, dass er sie fallen ließ, nachdem er ihnen wenige Tage zuvor in seinem optimistischen Schreiben zwei Millionen so gut wie versprochen hatte.

Er feilte bereits an Ausreden. Iris und den anderen wollte er erzählen, Varrick habe eine Abweisung des Verfahrens am Bundesgericht erreicht und er und die anderen Anwälte planten jetzt eine Klage beim zuständigen Gericht des Bundesstaats, das werde aber dauern und so weiter. Wally wollte auf Zeit spielen, ein paar Monate herauschinden, indem er die Leute hinhielt, ihnen Lügen auftischte, die Verzögerung dem bösen, großen Varrick-Konzern in die Schuhe schob. Erst einmal musste sich der Staub legen. Der Traum vom schnellen Geld würde allmählich verblassen. Nach einem Jahr oder so würde er sich neue Ausflüchte einfallen lassen, und irgendwann war alles vergessen.

Er tippte den Antrag selbst, und als er fertig war, starrte er lange auf das Dokument auf seinem Bildschirm. Er hatte die Tür abgeschlossen und die Schuhe ausgezogen, als er schließlich auf »Senden« klickte und dem Traum vom großen Geld Lebewohl sagte.

Er brauchte einen Drink. Er musste alles vergessen. Wally war allein und stand vor dem finanziellen Ruin, sein großer Traum war zerplatzt, sein Schuldenberg höher denn je. Er brach zusammen und fing an zu weinen.

So nicht, sagte Ms. Karros. Ihre prompte und scharf formulierte Erwiderung auf den Antrag auf Abweisung, den Wally für Routine gehalten hatte, kam völlig unerwartet. Zunächst einmal erklärte sie, ihre Mandantin bestehe auf einer mündlichen Verhandlung. Dann schilderte sie in allen Einzelheiten das Sperrfeuer der Medien, dem Varrick Labs seit über einem Jahr ausgesetzt und das weitgehend von den Anwälten der Kläger entfacht und geschürt worden sei, was sie durch einen beigefügten acht Zentimeter dicken Ordner mit Presseauschnitten aus dem ganzen Land belegte. Hinter jedem Artikel stecke ein großsprecherischer Anwalt (unter anderem Wally), der Varrick wegen Krayoxx geißelte und Millionen forderte. Daher sei es nun in hohem Maße unfair, denselben Anwälten zu gestatten, sich ohne ein Wort der Entschuldigung an das Unternehmen davonzustehlen.

Ihre Mandantin wolle im Grunde auch keine Entschuldigung, sondern Gerechtigkeit. Einen fairen Prozess vor einem Geschworenengericht. Varrick Labs habe den Streit nicht angefangen, werde ihn aber bis zum Ende durchstehen.

Ihre Erwiderung begleitete sie mit einem eigenen Antrag, wie ihn die Kanzlei Finley & Figg noch nicht gesehen hatte. Schon der Titel »Antrag auf Sanktionen gemäß Prozessordnungsvorschrift 11« ließ ihnen die Knie schlottern. Der Inhalt war geeignet, Wally wieder auf Entzug,

David zu Rogan Rothberg und Oscar in eine kärgliche Frührente zu schicken. Ms. Karros argumentierte sehr überzeugend, wenn das Gericht dem Antrag der Klägerin auf Abweisung jetzt stattgebe, sei die Klage von Anfang an leichtfertig und missbräuchlich gewesen. Die Tatsache, dass die Klägerin nun die Abweisung beantrage, sei ein eindeutiger Hinweis darauf, dass die Klage von Anfang an unbegründet gewesen sei und gar nicht erst hätte eingereicht werden dürfen. Genau das sei aber vor mittlerweile neun Monaten geschehen, und Varrick sei als Beklagte gezwungen gewesen, sich entschieden zu verteidigen. Daher habe die Beklagte gemäß den Bestimmungen von Vorschrift 11 der bundesgerichtlichen Prozessordnung Anspruch auf Erstattung der Kosten für ebendiese Verteidigung.

Bisher – und Ms. Karros machte kein Hehl daraus, dass der Zähler noch in vollem Tempo lief – habe Varrick Labs rund achtzehn Millionen Dollar für die Abwehr der Ansprüche ausgegeben, davon entfalle mindestens die Hälfte auf die Sache Klopeck. Das sei natürlich eine enorme Summe, aber immerhin, darauf verwies Ms. Karros nachdrücklich, habe die Klägerin in ihrem Klageantrag einhundert Millionen Dollar gefordert. In Anbetracht der Natur von Sammelklagen mit ihrem hohen Nachahmungspotenzial sei es nach wie vor unerlässlich, dass Varrick Labs alle Ansprüche in diesem ersten Verfahren entschlossen abwehre. Das Gesetz verlange von den Parteien nicht, die billigste Kanzlei zu wählen oder sich nach dem günstigsten Angebot umzusehen. Nachdem für Varrick Labs so viel auf dem Spiel stehe, sei es eine kluge Entscheidung gewesen, eine Kanzlei zu wählen, die zahlreiche Erfolge im Gerichtssaal vorweisen könne.

Seite um Seite zitierte sie andere missbräuchliche Kla-

gen, bei denen Bundesrichter mit der ganzen Härte des Gesetzes gegen die skrupellosen Anwälte vorgegangen waren, die leichtfertig Klage eingereicht hatten, wobei auch zwei Fälle aus dem geheiligten Gerichtssaal von Richter Harry L. Seawright Erwähnung fanden.

Vom Gericht gemäß Prozessordnungsvorschrift 11 verhängte Sanktionen seien von den Anwälten und deren Mandanten zu gleichen Teilen zu tragen.

»Überraschung, Überraschung, Iris: Sie schulden jetzt die Hälfte von neun Millionen Dollar«, murmelte David vor sich hin, in der Hoffnung, sich mit Humor über diesen deprimierenden Tag zu retten. Er las den Antrag zuerst, und als er damit durch war, war sein Kragen schweißnass. Nadine Karros und ihr kleines Heer bei Rogan Rothberg hatten dafür weniger als achtundvierzig Stunden gebraucht, und David sah die jungen Nachwuchsanwälte geradezu vor sich, wie sie die Nächte durcharbeiteten und an ihren Schreibtischen schliefen.

Nachdem Wally ihn gelesen hatte, verließ er wortlos das Büro und wurde für den Rest des Tages nicht mehr gesehen. Nachdem Oscar ihn gelesen hatte, schlurfte er zu dem schmalen Sofa in seinem verschlossenen Büro, schlüpfte aus seinen Schuhen, streckte sich lang aus und legte einen Arm über die Augen. Nach ein paar Minuten sah er nicht nur aus wie tot – er betete tatsächlich um ein schnelles Ende.

Rechtsanwalt Bart Shaw hatte sich darauf spezialisiert, andere Anwälte wegen Verletzung der Anwaltpflichten zu verklagen. Diese kleine Nische in einem stark gesättigten Markt machte ihn unter seinen Berufskollegen zum Paria. Er hatte in der Anwaltschaft kaum Freunde, hielt dies jedoch für einen Vorteil. Er war klug, begabt und

aggressiv, genau der Mann, den Varrick brauchte, um eine etwas zwielichtige Aufgabe zu erledigen, die trotzdem nicht gegen die Standesregeln verstieß.

Nach einer Reihe von Telefonaten mit Judy Beck, Nick Walkers Kollegin aus der Rechtsabteilung von Varrick, erklärte sich Shaw mit den Bedingungen eines vertraulichen Mandats einverstanden. Er erhielt einen Vorschuss von fünfundzwanzigtausend Dollar, sein Stundenhonorar belief sich auf sechshundert Dollar. Die Honorare aus eventuellen Verfahren wegen Verletzung der Anwaltpflichten sollten bei Shaw verbleiben.

Sein erster Anruf galt Iris Klopeck, deren emotionale Stabilität einen Monat vor der Verhandlung gewaltig schwankte. Sie hatte keine Lust auf ein Gespräch mit einem Anwalt, noch dazu einem Unbekannten, und sagte rundheraus, sie wäre dem anderen Anwalt lieber nie begegnet. Nachdem sie abrupt aufgehängt hatte, wartete Shaw eine Stunde und versuchte es dann noch einmal.

Er ließ sich nicht von ihrem misstrauischen »Hallo?« abhalten. »Wissen Sie, dass Ihr eigener Anwalt Ihre Klage abweisen lassen will?«, fragte er. Als sie nicht sofort antwortete, redete er weiter. »Ms. Klopeck, mein Name ist Bart Shaw. Ich bin Anwalt und vertrete Menschen, die von ihren eigenen Anwälten übers Ohr gehauen worden sind. Verletzung der Anwaltpflichten, das ist mein Fachgebiet. Ihr Anwalt, Wally Figg, versucht, sich aus Ihrem Fall herauszuwinden. Ich denke, eine Klage gegen ihn hätte gute Aussichten auf Erfolg. Er hat eine Berufshaftpflichtversicherung, und Sie haben möglicherweise Ansprüche gegen ihn.«

»Das habe ich alles schon mal gehört«, sagte sie leise.

Shaw war Meister in diesem Spiel, und während der nächsten zehn Minuten redete er ununterbrochen. Er

schilderte den Antrag auf Abweisung und Wallys Versuch, nicht nur sie, sondern noch sieben andere Mandanten loszuwerden.

»Aber er hat mir doch eine Million Dollar versprochen«, sagte sie, als sie schließlich zu Wort kam.

»Versprochen?«

»Ja, hat er.«

»Das verstößt gegen sämtliche Standesregeln, aber mit solchen Skrupeln hält sich Mr. Figg wohl nicht auf.«

»Ziemlich schmierig ist er schon.«

»Was war denn das für ein Versprechen?«

»Hier bei mir am Küchentisch hat er mir eine Million Dollar versprochen, als ich ihn das erste Mal gesehen habe. Dann hat er es mir noch schriftlich gegeben.«

»Was hat er? Sie haben das schriftlich?«

»Vor einer Woche oder so habe ich einen Brief von Figg bekommen. Da stand drin, dass bei dem Vergleich zwei Millionen rauskommen würden, also viel mehr als die eine Million, die er mir versprochen hat. Den Brief habe ich hier. Was ist mit dem Vergleich? Wie heißen Sie noch?«

Shaw redete eine Stunde lang am Telefon mit ihr, und am Ende des Gesprächs waren beide erschöpft. Danach war Millie Marino an der Reihe, und da sie nicht mit Medikamenten vollgepumpt war, erfasste sie die Lage viel schneller als die arme Iris. Sie hatte keine Ahnung, dass der Vergleichsplan gescheitert und die Abweisung der Klage beantragt worden war; mit Wally hatte sie seit Wochen nicht gesprochen. Wie Iris riet Shaw auch ihr davon ab, sofort Kontakt mit Wally aufzunehmen. Das würde Shaw selbst zum richtigen Zeitpunkt tun. Millie war von dem Gespräch und der Wendung der Ereignisse so erschüttert, dass sie sagte, sie müsse erst ihre Gedanken ordnen.

Adam Grand brauchte keine Bedenkzeit. Er fing sofort an, Wally zu verfluchen. Wie konnte die kleine Ratte versuchen, die Klage abweisen zu lassen, ohne es ihm auch nur zu sagen? Sein letzter Stand war, dass es einen Vergleich über zwei Millionen geben sollte. Ja, selbstverständlich sollte es Figg an den Kragen gehen. »Wie hoch ist denn seine Berufshaftpflichtversicherung?«

»Das Standardlimit ist fünf Millionen, aber es gibt die verschiedensten Policen«, erklärte Shaw. »Das werden wir bald genauer wissen.«

Die fünfte Kanzleibesprechung fand an einem Donnerstagabend nach Einbruch der Dunkelheit statt, und Rochelle schwänzte. Noch mehr schlechte Nachrichten würde sie nicht verkraften, und an der aussichtslosen Situation konnte sie ohnehin nichts ändern.

Der Brief von Bart Shaw war am Nachmittag eingetroffen und lag nun mitten auf dem Tisch. Nachdem er erläutert hatte, er befinde sich »in Gesprächen mit sechs Ihrer Mandanten im Krayoxx-Verfahren, unter anderem mit Ms. Iris Klopeck«, stellte er klar, dass ihn bisher keiner der sechs verpflichtet habe. Noch nicht. Allerdings sei er, Shaw, sehr beunruhigt über die Versuche von Finley & Figg, sich der Fälle zu entledigen, ohne die Mandanten auch nur zu informieren. Ein solches Verhalten verstoße gegen jegliche Standesregeln. Mit gestelzten, doch unmissverständlichen Worten belehrte er die Kanzlei erstens über ihre moralische Pflicht, die Interessen ihrer Mandanten mit der gebotenen Sorgfalt wahrzunehmen, zweitens über ihre Pflicht, ihre Mandanten über alle Entwicklungen auf dem Laufenden zu halten, drittens über standeswidrige Zahlungen von Vermittlungsprovisionen an Mandanten, viertens über ausdrückliche Zusicherungen

eines günstigen Ausgangs, um Mandanten anzulocken, und so weiter und so fort – die Liste war lang. Er warnte in strengem Ton vor weiteren Verstößen, die unerfreuliche rechtliche Schritte nach sich ziehen würden.

Oscar und Wally, die es gewohnt waren, dass ihnen standeswidriges Verhalten vorgeworfen wurde, beunruhigten die einzelnen Behauptungen weniger als die Botschaft an sich: Sollten die Klagen abgewiesen werden, würde die Kanzlei umgehend wegen Verletzung der Anwaltpflichten verklagt werden. David dagegen fand jedes einzelne Wort in Shaws Brief verstörend.

Sie saßen am Tisch, alle drei niedergeschlagen und mutlos. Keiner schrie oder fluchte. David wusste, dass sich die beiden anderen bereits in die Haare bekommen hatten, als er nicht im Büro gewesen war.

Die Situation war ausweglos. Wenn die Klopeck-Klage abgewiesen wurde, würde Ms. Karros mit ihrem Antrag auf Sanktionen Hackfleisch aus ihnen machen, und der gute Seawright würde sie dabei bereitwillig unterstützen. Dann drohten der Kanzlei Strafzahlungen in Millionenhöhe. Außerdem würde sie dieser Hai Shaw mit einem Verfahren wegen Verstoßes gegen die Standesregeln überziehen und sie die nächsten beiden Jahre mit Schmutz bewerfen. Wenn sie ihren Antrag auf Abweisung jedoch zurückzogen, mussten sie in nur fünfundzwanzig Tagen in die Verhandlung.

Während Wally auf einem Block herummalte, als stünde er unter Beruhigungsmitteln, redete Oscar ununterbrochen. »Entweder schaffen wir uns diese Fälle vom Hals und sind finanziell ruiniert, oder wir gehen am Montag in drei Wochen mit einer Klage vor ein Bundesgericht, mit der sich kein Anwalt bei klarem Verstand vor eine Geschworenenjury wagen würde. Einer Klage, bei der

die Haftungsfrage ungeklärt ist, ohne Sachverständige, ohne solide Tatsachen, dafür mit einer Mandantin, die die Hälfte der Zeit irre ist und während der restlichen Zeit unter Drogen steht, einer Mandantin, deren verstorbener Ehemann einhundertfünfundvierzig Kilo wog und sich im Grunde zu Tode gefressen hat, gegen ein ganzes Heer hoch bezahlter und hoch qualifizierter Anwälte, die über unbegrenzte finanzielle Mittel und Sachverständige von den besten Kliniken des Landes verfügen, vor einen Richter, der uns nicht ausstehen kann, weil er uns für unerfahren und inkompetent hält und ... was noch? Habe ich etwas vergessen, David?»

»Wir haben kein Geld für die Prozesskosten«, sagte David, nur der Vollständigkeit halber.

»Stimmt. Gut gemacht, Wally. Diese Sammelklagen sind wirklich eine wahre Goldgrube.«

»Hör auf, Oscar«, sagte Wally leise. »Das hat doch keinen Sinn. Ich übernehme die volle Verantwortung. Es ist alles meine Schuld. Du kannst mich mit dem Ochsenziemer auspeitschen, wenn du dich dann besser fühlst. Ich möchte trotzdem vorschlagen, dass wir das Gespräch auf konstruktive Vorschläge beschränken. Einverstanden?«

»Klar. Was hast du denn für einen Plan? Noch mehr brillante Einfälle?«

»Wir müssen kämpfen.« Wallys Stimme war immer noch belegt, die Worte kamen nur langsam. »Wir müssen versuchen, irgendwas an Beweismaterial zusammenzubekommen. Damit gehen wir vor Gericht und kämpfen wie die Löwen. Wenn wir dann verlieren, können wir unseren Mandanten und diesem Mistkerl Shaw zumindest sagen, dass wir unser Bestes getan haben. Bei jedem Prozess gibt es Gewinner und Verlierer. Natürlich werden wir sang-

und klanglos untergehen, aber ich verlasse den Gerichtssaal lieber erhobenen Hauptes, als dass ich mich mit Sanktionen und Verfahren wegen Verstoßes gegen die Standesregeln überziehen lasse.«

»Hast du schon mal vor einem Geschworenengericht gestanden?«, fragte Oscar.

»Nein. Du?«

»Nein.« Oscar sah David an. »Und Sie, David?«

»Nein.«

»Habe ich's mir doch gedacht. Drei Hampelmänner, die mit der liebenswerten Iris Klopeck im Schlepptau vor Gericht antreten und keine Ahnung haben, was sie tun sollen. Welches Beweismaterial willst du eigentlich auf-treiben? Würdest du uns bitte aufklären, Wally?«

Wally fixierte ihn wütend. »Wir versuchen, ein paar Sachverständige zu finden, einen Kardiologen und vielleicht einen Pharmakologen. Es gibt jede Menge Sachverständige, die für Geld alles sagen. Wir bezahlen sie, rufen sie als Zeugen auf und hoffen, dass wir damit durchkommen.«

»Das werden wir natürlich nicht, weil kein seriöser Sachverständiger für uns aussagen wird.«

»Kann gut sein, aber wir müssen es zumindest versuchen. Wir dürfen nicht ohne Gegenwehr aufgeben.«

»Was kosten diese Quacksalber?«

Wally sah David an.

»Ich habe heute Nachmittag Dr. Borsow kontaktiert«, erklärte der, »den Arzt, der unsere Mandanten untersucht hat. Nachdem alle Tests gestoppt wurden, ist er wieder zu Hause in Atlanta. Er würde in der Sache Klopeck aussagen, für ein Honorar von fünfundsiebzigtausend, wenn ich ihn richtig verstanden habe. Sein Akzent ist ziemlich stark.«

»Fünfundsiebzigtausend?«, wiederholte Oscar. »Und er kann sich noch nicht mal verständlich ausdrücken?«

»Er ist Russe, und sein Englisch ist nicht so besonders, was sich in der Verhandlung zu unserem Vorteil auswirken könnte, weil es die Geschworenen verwirrt.«

»Tut mir leid, jetzt verstehe ich gar nichts mehr.«

»Wir müssen davon ausgehen, dass Nadine Karros den Mann im Kreuzverhör in der Luft zerreißt. Wenn die Geschworenen merken, wie wenig er auf dem Kasten hat, schadet das unserer Sache. Wenn sie sich aber nicht sicher sind, weil sie ihn nicht gut verstehen, hält sich der Schaden vielleicht in Grenzen.«

»Und das haben Sie in Harvard gelernt?«

»Ich kann mich beim besten Willen nicht erinnern, was ich in Harvard gelernt habe.«

»Und wieso sind Sie plötzlich Spezialist für Prozessführung?«

»Bin ich ja gar nicht, aber ich lese viel und sehe mir die Wiederholungen von *Perry Mason* im Fernsehen an. Die kleine Emma schläft nicht gut, da bin ich nachts oft wach.«

»Klingt sehr beruhigend.«

»Mit etwas Glück finden wir für fünfundzwanzigtausend Dollar oder so einen Pharmakologen, der es nicht so genau nimmt«, sagte Wally. »Möglicherweise gibt es noch ein paar Zusatzkosten, aber bisher hat sich Rogan kaum zur Wehr gesetzt.«

»Jetzt wissen wir auch, warum«, stellte Oscar fest. »Die wollen eine Hauptverhandlung, und zwar schnell. Sie wollen Gerechtigkeit. Sie wollen ein schnelles, eindeutiges Urteil, mit dem sie an die Öffentlichkeit gehen können. Wir sind in eine Falle getappt. Varrick brauchte das Wort ›Vergleich‹ nur zu erwähnen, und schon hatten sich

die Sammelklagenanwälte neue Jets bestellt. Die haben euch bis einen Monat vor dem Verhandlungstermin hingehalten, um euch dann den Boden unter den Füßen wegzuziehen. Deine lieben Freunde bei Zell & Potter haben sich durch die Hintertür davongestohlen, und wir stehen vor dem finanziellen Ruin.«

»Das haben wir doch schon ausführlich besprochen, Oscar«, sagte Wally energisch.

Es folgte eine halbe Minute Pause, in der sich die Gemüter etwas beruhigten.

»Das Gebäude ist dreihunderttausend Dollar wert und unbelastet«, stellte Wally nach einiger Überlegung fest. »Ich schlage vor, wir gehen zur Bank, lassen uns einen Kreditrahmen von zweihunderttausend Dollar einräumen und suchen uns Sachverständige.«

»Hab ich's mir doch gedacht«, erwiderte Oscar. »Warum sollen wir dem schlechten Geld gutes hinterherwerfen?«

»Das weißt du ganz genau. Du hast als Prozessanwalt mehr Erfahrung als ich, was nicht viel heißen will, aber ...«

»Zumindest damit hast du völlig recht.«

»Wir können nicht einfach in die Sitzung spazieren, die Geschworenen auswählen und in Deckung gehen, wenn Ms. Karros das Feuer eröffnet. Wenn wir nicht ein paar Sachverständige auftreiben, gibt es gar keine Verhandlung. Das allein ist Verletzung der Anwaltpflichten.«

David versuchte, Wally beizuspringen. »Dieser Shaw sitzt hundertprozentig im Gericht und beobachtet uns.«

»Stimmt«, pflichtete Wally bei. »Und wenn wir nicht wenigstens versuchen, unsere Sache vernünftig zu vertreten, kommt Seawright vielleicht zu dem Schluss, dass die

Klage missbräuchlich war, und verhängt Sanktionen. So verrückt es klingt: Wenn wir jetzt kein Geld ausgeben, kommt uns das vielleicht später teuer zu stehen.«

Oscar holte tief Luft und verschränkte die Hände hinter dem Kopf. »Das ist Wahnsinn. Der totale Wahnsinn.«

Wally und David waren ganz seiner Meinung.

Wally zog seinen Antrag auf Klageabweisung zurück und setzte Bart Shaw auf Kopie. Nadine Karros nahm ihre Erwiderung und ihren Antrag auf Sanktionen gemäß Prozessordnungsvorschrift 11 zurück. Als Richter Seawright die entsprechenden Beschlüsse unterzeichnet hatte, atmete man in der Boutiquekanzlei Finley & Figg erst einmal auf. Für den Augenblick waren die drei Anwälte aus der Schusslinie.

Nach Prüfung der finanziellen Lage der Kanzlei zeigte sich die Bank nicht bereit, das Darlehen zu gewähren, obwohl das Bürogebäude unbelastet war. Ohne Helen einzuweihen, übernahm David eine persönliche Bürgschaft für den Kreditrahmen, genau wie die beiden Partner. Nachdem nun zweihunderttausend Dollar verfügbar waren, gab die Kanzlei ordentlich Gas, was dadurch erschwert wurde, dass keiner der drei so recht wusste, was zu tun war.

Richter Seawright und seine Mitarbeiter sahen die Akte täglich ein und waren zunehmend beunruhigt. Am 3. Oktober, einem Montag, wurden alle Anwälte zu einer inoffiziellen Informationsrunde ins Richterzimmer geladen. Der Richter begann mit der unmissverständlichen Feststellung, dass die Verhandlung in zwei Wochen stattfinden werde und dass an dem Termin nicht zu rütteln sei. Beide Seiten behaupteten, bereit zu sein.

»Haben Sie Sachverständige verpflichtet?«, fragte er Wally.

»Ja, Euer Ehren.«

»Und wann wollten Sie das Gericht und die Gegenpartei darüber informieren? Sie sind damit um Monate zu spät dran.«

»Das ist mir bewusst, aber es gab verschiedene unerwartete Verzögerungen«, erwiderte Wally aalglatt, ein echter Profi.

»Wer ist Ihr Kardiologe?«, hakte Nadine Karros auf der anderen Seite des Tisches nach.

»Dr. Igor Borsow«, verkündete Wally selbstbewusst, als wäre Borsow eine Koryphäe von Weltruf.

Nadine Karros verzog keine Miene, lächelte nicht einmal.

»Wann kann er seine beeidete Aussage zu Protokoll geben?«, wollte der Richter wissen.

»Jederzeit«, behauptete Wally. Kein Problem. Tatsächlich konnte sich Borsow nicht recht entscheiden, ob er für fünfundsiebzigtausend Dollar wirklich ins offene Messer laufen wollte.

»Wir verzichten auf die beeidete Aussage«, erklärte Ms. Karros abfällig. Mit anderen Worten: Der Kerl ist ein Scharlatan, was auch immer er von sich gibt, vor dem Geschworenengericht zerreiße ich ihn in der Luft. Sie entschied spontan; eine Absprache mit ihren Lakaien oder gar eine vierundzwanzigstündige Bedenkzeit hatte sie nicht nötig. Ihre kühle Überlegenheit ließ einem das Blut in den Adern gefrieren.

»Haben Sie einen Pharmakologen?«, fragte sie.

»Haben wir«, log Wally. »Dr. Herbert Threadgill.« Tatsächlich hatte er mit dem Mann gesprochen, sich aber bisher nicht mit ihm einigen können. David hatte den Namen von seinem Kumpel bei Zell & Potter, der Threadgill als »Bekloppten, der für Geld alles sagt«, beschrie-

ben hatte. Threadgill wollte fünfzigtausend Dollar als Entschädigung für die Demütigung, die ihm vor Gericht bevorstand.

»Von dem brauchen wir auch keine beeidete Aussage«, erklärte Ms. Karros mit einer wegwerfenden Handbewegung, die mehr sagte als tausend Worte. Auch bei ihm würde sie nicht lange fackeln.

Als die Besprechung zu Ende war, bestand David darauf, dass Oscar und Wally mit ihm in einen Sitzungssaal im dreizehnten Stock des Dirksen-Gebäudes gingen. Laut Website begann dort ein großes Verfahren. In dem Zivilprozess ging es um einen siebzehnjährigen Schüler, der augenblicklich tot gewesen war, als ein Sattelschlepper eine rote Ampel überfuhr und den Jungen mit voller Wucht erwischte. Der Sattelschlepper gehörte einem in einem anderen Bundesstaat ansässigen Unternehmen, daher war das Bundesgericht zuständig.

Weil niemand von Finley & Figg je einen Prozess vor einem Bundesgericht geführt hatte, hielt David es für dringend erforderlich, dass sie sich zumindest mal einen ansahen.

Fünf Tage vor dem Verhandlungstermin versammelte Richter Seawright die Anwälte zu einer letzten Besprechung vor der mündlichen Verhandlung. Die drei Hampelmänner wirkten adrett und professionell, was David zu verdanken war. Er hatte darauf bestanden, dass sie dunkle Anzüge, weiße Hemden, dezente Krawatten und schwarze Schuhe trugen. Für Oscar war das kein großes Problem, weil er sich auch als Kleine-Leute-Anwalt anständig gekleidet hatte. Für David war es eine Selbstverständlichkeit, er hatte aus seiner Zeit bei Rogan Rothberg einen ganzen Schrank voll teurer Anzüge. Wally dagegen war ein schwieriger Fall. David fand einen Herrenausstatter mit moderaten Preisen, zu dem er Wally begleitete, um ihn bei Auswahl und Anprobe zu unterstützen. Wally hatte seiner Unzufriedenheit lautstark Ausdruck verliehen und fast die Flucht ergriffen, als er schließlich eintausendvierhundert Dollar bezahlen sollte. Letztendlich hatte er seine Kreditkarte gezückt, und er und David hatten mit angehaltenem Atem zugehört, wie der Verkäufer die Zahlung bearbeitete. Aber alles ging glatt, und so zogen sie eilends mit Tüten voller Hemden und Krawatten ab, die durch ein Paar schwarze Schuhe ergänzt wurden.

Nadine Karros auf der anderen Seite des Verhandlungssaals trug Prada und war von einem halben Dutzend Bluthunden umgeben, die in Zegna- und Armani-

Anzügen steckten und aussahen, als wären sie der Werbung in einem Hochglanzmagazin entsprungen.

Wie üblich hatte Richter Seawright die Liste der potenziellen Geschworenen nicht veröffentlicht. Die anderen Richter gaben die Namen zwei Wochen vor der Verhandlung bekannt, was unweigerlich auf beiden Seiten zu hektischen Ermittlungen hoch bezahlter »Geschworenenberater« führte. Je wichtiger das Verfahren, desto mehr Geld wurde dafür ausgegeben, die potenziellen Geschworenen auszukundschaften. Richter Seawright verabscheute diese zwielichtigen Manöver. Vor Jahren hatte es in einem seiner Prozesse Hinweise auf eine unzulässige Kontaktaufnahme durch private Ermittler gegeben. Die potenziellen Geschworenen hatten sich darüber beschwert, dass sie von aalglatten Unbekannten, die zu viel über sie wussten, beobachtet, verfolgt, fotografiert und sogar angesprochen wurden.

In den folgenden fünf Tagen würde Rogan Rothberg fünfhunderttausend Dollar für die Erforschung des Privatlebens der potenziellen Geschworenen ausgeben. Nach Verhandlungsbeginn würden drei teure Berater, die verteilt im Verhandlungssaal saßen, die Geschworenen und ihre Reaktion auf die Aussagen beobachten. Die Beraterin von Finley & Figg kostete fünfundzwanzigtausend Dollar und war erst nach einem weiteren kanzleiinternen Streit engagiert worden. Sie und ihre Mitarbeiter würden ihr Bestes tun, Hintergrundinformationen zusammenzutragen und den idealen Geschworenen zu ermitteln. Außerdem würde sie das Auswahlverfahren überwachen. Ihr Name war Consuelo, und ihr wurde schnell klar, dass sie es mit den unerfahrensten Anwälten zu tun hatte, für die sie je gearbeitet hatte.

Richter Seawright eröffnete die Sitzung, und seine Ge-

rechtsstenografin händigte Oscar und Nadine Karros eine Liste aus. Darauf standen die Namen von sechzig Kandidaten, die von den Mitarbeitern des Richters in einer Vorauswahl überprüft worden waren, um Geschworene auszuschließen, die erstens Krayox oder andere cholesterinsenkende Medikamente einnahmen oder eingenommen hatten, zweitens Angehörige, Verwandte oder Freunde hatten, die Krayox einnahmen oder eingenommen hatten, drittens jemals von einem Anwalt vertreten worden waren, der auch nur im Entferntesten mit dem Verfahren zu tun hatte, viertens jemals an einem Verfahren beteiligt gewesen waren, bei dem es um ein mutmaßlich fehlerhaftes Medikament oder Produkt ging, fünftens in Zeitungen oder Illustrierten von Krayox und dem diesbezüglichen Rechtsstreit gelesen hatten. Daneben enthielt der vierseitige Fragebogen weitere Fragen, die zur Disqualifizierung potenzieller Geschworener führen konnten.

In unerfreulichen und häufig gereizten Gesprächen war vereinbart worden, dass Oscar als leitender Anwalt auftreten und die eigentliche Verhandlungsführung im Sitzungssaal übernehmen sollte. Wally würde beobachtende und beratende Funktionen übernehmen, sich Notizen machen und alles tun, was der zweite Mann so tat, wobei keiner recht wusste, was das bedeutete. David war für die Recherche zuständig, eine enorme Aufgabe, da es für alle drei das erste Verfahren an einem Bundesgericht war und *alles* recherchiert werden musste. In zahlreichen mühsamen Strategiebesprechungen hatte David in Erfahrung gebracht, dass Oscars letzter Geschworenenprozess acht Jahre zurücklag: ein relativ simpler Prozess an einem bundesstaatlichen Gericht, weil jemand eine rote Ampel missachtet und dadurch einen Unfall verursacht hatte. Oscar hatte verloren.

Wallys Erfahrung war noch bescheidener. Einmal hatte er einen Mandanten vertreten, der in einem Walmart ausgerutscht war, wobei die Geschworenen nach fünfzehnminütiger Beratung zugunsten der Supermarktkette entschieden, einmal war er bei einem längst vergessenen Autounfall mit Sachschaden in Wilmette tätig geworden und ebenfalls unterlegen.

Wenn sich Oscar und Wally nicht auf eine Strategie einigen konnten, wandten sie sich an David – an wen auch sonst? Seine Stimme war das Zünglein an der Waage, was ihn sehr beunruhigte.

Nachdem die Geschworenenlisten verteilt waren, redete Richter Seawright allen eindringlich ins Gewissen, sich von den Kandidaten fernzuhalten. Er wies daraufhin, dass er die potenziellen Geschworenen bei ihrem Eintreffen am Montagmorgen eingehend zum Thema unzulässige Kontaktaufnahme befragen werde. Hatten sie das Gefühl, dass ihnen jemand nachspionierte und ihre Umgebung aushorchen wollte? War ihnen jemand gefolgt, waren sie fotografiert worden? Etwaige Verstöße würden sehr übel vermerkt werden.

»Es wurden keine *Daubert*-Anträge gestellt, daher gehe ich davon aus, dass keine Partei die Sachverständigen der anderen infrage stellt. Ist das richtig?«

Oscar und Wally war die bereits seit Jahren geltende *Daubert*-Vorschrift völlig unbekannt gewesen. Danach konnte jede Partei die Sachverständigen der anderen Partei infrage stellen. An den Bundesgerichten war das Routine, etwa die Hälfte der Bundesstaaten hielt sich ebenfalls an diese Vorschrift. David war vor zehn Tagen zufällig darauf gestoßen, als er eine Verhandlung in einem anderen Sitzungssaal verfolgte. Nach kurzer Recherche wurde ihm klar, dass Nadine Karros ihre Sachverständi-

gen bereits vor der Verhandlung ausschließen lassen konnte. Die Tatsache, dass sie keine *Daubert*-Anhörung beantragt hatte, konnte nur eines bedeuten: Sie wollte die Sachverständigen im Zeugenstand haben, um sie vor den Augen der Geschworenen auseinanderzunehmen.

Nachdem David seinen Partnern die Vorschrift erklärt hatte, beschlossen alle drei, keinen *Daubert*-Antrag gegen die Sachverständigen von Varrick zu stellen. Ihre Motive waren ebenso offensichtlich wie die von Nadine Karros, nur ins Gegenteil verkehrt. Die Varrick-Sachverständigen waren so erfahren, renommiert und qualifiziert, dass ein *Daubert*-Antrag keine Aussicht auf Erfolg gehabt hätte.

»Das ist richtig, Euer Ehren«, erwiderte Ms. Karros.

»Das ist richtig«, bestätigte Oscar.

»Ungewöhnlich, aber ich reiße mich nicht um die zusätzliche Arbeit.« Der Richter blätterte in seinen Papieren und tuschelte mit einer Mitarbeiterin. »Ich sehe hier keine offenen Anträge, der Verhandlung steht also nichts mehr im Weg. Die Geschworenen werden Montagmorgen um 8.30 Uhr hier sein, die Verhandlung beginnt pünktlich um neun Uhr. Sonst noch etwas?«

Seitens der Anwälte nicht.

»Sehr schön. Ich bedanke mich bei den Parteien für die effiziente Beweiserhebung und ungewöhnliche Kooperationsbereitschaft. Ich werde für einen fairen und schnellen Prozess sorgen. Die Sitzung ist geschlossen.«

Das Team von Finley & Figg raffte hastig Akten und Papiere zusammen und verließ den Saal. Auf dem Weg nach draußen versuchte David sich vorzustellen, wie der Raum in fünf Tagen aussehen würde, mit sechzig nervösen potenziellen Geschworenen, Spionen der Kanzleien, die sich auf Sammelklagen spezialisiert hatten und Blut witterten, Journalisten, Wertpapieranalysten, betont un-

auffälligen Geschworenenberatern, den aufgeblasenen Varrick-Bossen und den üblichen Beobachtern. Der Knoten in seinem Magen nahm ihm die Luft.

Halt durch, sagte er sich immer wieder. Du bist erst zweiunddreißig. Das ist nicht das Ende deiner beruflichen Laufbahn.

Im Gang schlug er vor, sich getrennt andere Verhandlungen anzusehen, aber Oscar und Wally wollten nur noch weg. Also tat David das, was er seit zwei Wochen machte: Er betrat unauffällig einen Sitzungssaal, in dem die Stimmung sehr angespannt war, und nahm drei Reihen hinter den Anwälten Platz.

Je länger er zusah, desto mehr faszinierte ihn die Kunst der Prozessführung.

Die erste Krise in der Sache *Klopeck gegen Varrick Labs* war das Nichterscheinen der Klägerin. Als Richter Seawright im Richterzimmer davon erfuhr, zeigte er sich höchst ungehalten. Wally versuchte zu erklären: Ms. Klopeck sei mitten in der Nacht wegen Kurzatmigkeit, Hyperventilation, Nesselsucht und verschiedener anderer Beschwerden ins Krankenhaus eingeliefert worden.

Drei Stunden zuvor – die Anwälte von Finley & Figg saßen schon vor Morgengrauen bei einer hektischen Besprechung – war auf Wallys Handy ein Anruf eingegangen. Es war Bart Shaw, der sie wegen Verletzung der Anwaltpflichten verklagen wollte, wenn sie die Krayoxx-Kläger nicht angemessen vertraten. Offenbar hatte Iris' Sohn Clint die Nummer irgendeines Anwalts gefunden und angerufen, um mitzuteilen, dass seine Mutter mit dem Rettungswagen unterwegs ins Krankenhaus sei. Daher könne sie nicht an der Verhandlung teilnehmen. Weil Clint den falschen Anwalt erwischt hatte, leitete Shaw die Nachricht weiter.

»Herzlichen Dank, Arschloch«, hatte Wally gesagt, nachdem er aufgelegt hatte.

»Seit wann wissen Sie, dass sie im Krankenhaus ist?«, wollte Richter Seawright jetzt wissen.

»Erst seit ein paar Stunden. Wir waren gerade in der Kanzlei bei der Vorbereitung, als ihr Anwalt anrief.«

»Ihr Anwalt? Ich denke, Sie sind ihr Anwalt!«

David und Oscar wären am liebsten im Erdboden versunken. Wally hatte einen Knoten im Hirn und bereits zwei Beruhigungstabletten eingeworfen. Er richtete den Blick zur Decke und überlegte fieberhaft, wie er diesen Schnitzer wiedergutmachen konnte.

»Ja, natürlich, aber die Sache ist sehr komplex. Auf jeden Fall ist sie im Krankenhaus. Ich besuche sie in der Mittagspause.«

Nadine Karros auf der anderen Seite des Tisches zeigte mildes Interesse. Sie wusste alles über Bart Shaw und dessen Attacke gegen Finley & Figg – sie und ihre Mitarbeiter hatten ihn ausfindig gemacht und Nicholas Walker und Judy Beck empfohlen.

»Tun Sie das, Mr. Figg«, sagte Seawright streng. »Und ich will einen Arztbericht sehen. Wenn sie nicht aussagen kann, werden wir auf ihre beeidete Aussage zurückgreifen müssen.«

»Ja, Euer Ehren.«

»Auf die Auswahl der Geschworenen dürfte das keinen Einfluss haben. Ich rechne damit, dass die Jury bis heute Nachmittag vollständig ist, dann sind Sie morgen früh als Erstes dran, Mr. Figg. Idealerweise spricht zunächst die Klägerin über den lieben Verstorbenen.«

Es war ja sehr freundlich, dass Richter Seawright ihnen sagte, wie sie ihren Prozess führen sollten, aber auf den herablassenden Ton hätte Wally gut verzichten können.

»Ich rede mit ihren Ärzten«, sagte Wally. »Mehr kann ich im Augenblick nicht tun.«

»Sonst noch etwas?«

Die Anwälte schüttelten die Köpfe und verließen das Richterzimmer. Sie gingen in den Sitzungssaal, der sich in der vergangenen Viertelstunde gut gefüllt hatte. Links von ihnen, hinter dem Tisch für die Anwälte der Klägerin,

führte ein Gerichtsdieners die sechzig Geschworenen zu den langen, gepolsterten Bänken. Auf der rechten Seite standen mehrere Zuschauergruppen wartend beisammen und unterhielten sich im Flüsterton. Weiter hinten im Saal saßen nebeneinander Millie Marino, Adam Grand und Agnes Schmidt, drei weitere von Finley & Figg vertretene Opfer, die aus Neugier gekommen waren und sich möglicherweise Antworten darauf erhofften, warum sich ihr Hauptgewinn von einer Million plötzlich verflüchtigt hatte. Neben ihnen hatte Bart Shaw Platz genommen, der Geier, der Paria, der übelste Abschaum der Anwaltschaft. Zwei Reihen vor ihnen hatte sich Goodloe Stamm niedergelassen, der Scheidungsanwalt von Paula Finley. Stamm kannte die Gerüchte und wusste, dass die ernst zu nehmenden Anwälte das sinkende Schiff verlassen hatten. Trotzdem war er neugierig auf den Prozess und hoffte, dass es Finley & Figg wie durch ein Wunder doch noch gelang, Gelder für seine Mandantin an Land zu ziehen.

Richter Seawright eröffnete die Verhandlung und dankte den Geschworenen für die Wahrnehmung ihrer Bürgerpflicht. Er fasste die Sache in einigen Worten zusammen, dann stellte er die Anwälte und die an der Verhandlung beteiligten Justizangestellten vor: die Gerichtsstenografin, die Gerichtsdieners, die Referendare und Urkundsbeamten. Schließlich erklärte er die Abwesenheit von Iris Klopeck und begrüßte Nicholas Walker als Unternehmensvertreter von Varrick Labs.

Nach dreißig Jahren als Richter kannte sich Harry Seawright mit der Auswahl von Geschworenen aus. Er legte großen Wert darauf, die Anwälte aus dem Spiel zu lassen. Deshalb hatte er im Laufe der Jahre seine eigene Liste mit Fragen erarbeitet und sorgte dafür, dass die Anwälte ihre Fragen über ihn stellten. In erster Linie redete er selbst.

Aufgrund des umfangreichen Fragebogens beschleunigte sich das Verfahren. Kandidaten, die über fünfundsiebzig, blind oder so behindert waren, dass sie in der Ausübung ihrer Pflicht beeinträchtigt waren, wurden ebenso aussortiert wie Personen, die in den vergangenen zwölf Monaten bereits als Geschworene tätig gewesen waren. Falls jemand meinte, etwas über die Sache, die Anwälte oder das Medikament zu wissen, fiel das sofort auf. Während der Richter seine Fragen durchging, erhob sich ein Flugkapitän und entschuldigte sich unter Hinweis auf seinen Dienstplan. Daraufhin kanzelte ihn Richter Seawright mit erstaunlich harten Worten ab und verwies ihn auf seine Pflicht gegenüber der Gesellschaft. Als sich der Pilot wie ein begossener Pudel setzte, wagte keiner mehr zu behaupten, er sei zu beschäftigt. Eine junge Mutter, deren Kind das Downsyndrom hatte, wurde von ihrer Aufgabe entbunden.

In den vorangegangenen beiden Wochen hatte David mit mindestens einem Dutzend Anwälten gesprochen, die Seawright aus der Verhandlung kannten. Jeder Richter hat seine Eigenheiten, und das gilt besonders für Bundesrichter, die auf Lebenszeit ernannt und selten hinterfragt werden. Alle Anwälte hatten David geraten, sich während der Auswahl der Geschworenen bedeckt zu halten.

»Der Mann macht einen guten Job, da gibt es keinen Grund, einzugreifen«, sagten sie immer wieder.

Als noch fünfzig Namen auf der Liste standen, wählte Seawright zwölf davon nach dem Zufallsprinzip aus. Ein Gerichtsdienner führte sie zu ihren Plätzen, wo sie sich auf bequemen Stühlen niederließen. Die Anwälte machten sich eifrig Notizen. Die Geschworenenberater hingen auf der Stuhlkante und gafften die zwölf unverhohlen an.

Die große Frage war, wie der ideale Geschworene für

diese Sache aussah. Aufseiten der Klägerin bevorzugten die Anwälte Dicke, die sich ebenso gehen ließen wie die Klopecks, am besten Leute mit überhöhten Cholesterinwerten und anderen von der Lebensweise beeinflussten Gesundheitsproblemen. Dagegen setzte die Beklagtenvertretung auf der anderen Seite des Gangs auf schlanke, jugendliche, durchtrainierte Menschen, die nicht viel Geduld und Mitgefühl für Fettleibige und Kranke aufbrachten. Die erste Gruppe war bunt gemischt, wobei nur wenige regelmäßig Sport zu treiben schienen. Richter Seawright knöpfte sich Nummer fünfunddreißig vor, weil die Frau zugegeben hatte, mehrere Artikel über das Medikament gelesen zu haben. Es stellte sich jedoch heraus, dass sie keine vorgefasste Meinung hatte, die ihre Fairness beeinträchtigt hätte. Der Vater von Nummer neunundzwanzig war Arzt, und die Frau war in einem Haus aufgewachsen, in dem »Prozess« als Schimpfwort galt. Nummer sechzehn hatte einmal einen Dachdecker verklagt, was ermüdend lange debattiert wurde. Aber der Richter arbeitete sich unerbittlich durch seine endlose Liste von Fragen. Als er fertig war, forderte er die Klägerpartei auf, die potenziellen Geschworenen zu befragen, allerdings nur zu Punkten, die noch nicht behandelt worden waren.

Oscar ging zum Rednerpult, das in Richtung der Geschworenen gedreht worden war. Er begrüßte sie mit einem herzlichen Lächeln und wünschte ihnen einen guten Morgen. »Ich habe nur wenige Fragen«, sagte er unangenehm, als wäre das für ihn Routine.

Seit jenem ereignisreichen Tag, an dem David Zinc buchstäblich in die Kanzlei Finley & Figg gestolpert war, hatte ihm Wally immer wieder erklärt, Oscar sei hart im Nehmen. Vielleicht lag es an dessen schwerer Kindheit oder der Zeit als gnadenloser Cop auf den Straßen von

Chicago, vielleicht war es die lange Laufbahn als Vertreter von heillos zerstrittenen Eheleuten oder Opfern von Arbeitsunfällen, vielleicht auch nur die irische Kämpfernatur – auf jeden Fall hatte Oscar Finley ein sehr dickes Fell. Valium mochte ebenfalls dazu beitragen, dass ihm Lampenfieber, Nervosität und nackte Angst nicht anzu merken waren, als er sich mit den zwölf potenziellen Geschworenen unterhielt. Vielmehr strahlte er ruhige Zuversicht aus. Er stellte ein paar harmlose Fragen, bekam ein paar schwache Antworten und setzte sich.

Den ersten kleinen Schritt vor Gericht hatte die Kanzlei ohne Zwischenfall absolviert, und David spürte, wie die Anspannung ein wenig nachließ. Er fand es tröstlich, die Nummer drei zu sein – nicht dass er großes Vertrauen in seine beiden Vordermänner gesetzt hätte, aber zumindest standen sie in der Schusslinie, und er konnte sich dahinter in den Gräben verschanzen. Er vermied jeden Blickkontakt mit den Leuten von Rogan Rothberg, wobei die nicht das geringste Interesse an ihm bekundeten. Dies war ihr Spiel, und sie bestimmten die Regeln. Sie wussten, dass sie gewinnen würden. David und seine Partner zogen das Ganze nur durch, weil das Verfahren, das keiner wollte, an ihnen hängen geblieben war, und hofften auf ein rasches Ende.

Nadine Karros begrüßte die potenziellen Geschworenen und stellte sich vor. Die Gruppe bestand aus fünf Männern und sieben Frauen. Die Männer – im Alter von dreiundzwanzig bis dreiundsechzig Jahren – musterten sie erfreut. David konzentrierte sich auf die Frauen. Helen war der Meinung, die Frauen würden auf Nadine Karros mit gemischten, komplexen Emotionen reagieren. Zunächst einmal mit Stolz, weil eine Frau nicht nur die Chefin war, sondern auch, wie sie bald merken würden, die

beste Anwältin im Saal. Bei manchen würde der Stolz jedoch bald dem Neid weichen. Wie konnte eine Frau so schön, elegant und schlank sein und dabei noch intelligent und in einer von Männern beherrschten Welt erfolgreich?

Den Gesichtern der Frauen nach zu urteilen war der erste Eindruck positiv. Die Männer waren sowieso begeistert.

Ms. Karros fragte gründlicher nach. Sie sprach über Gerichtsverfahren, die Kultur des Rechtsstreits in der amerikanischen Gesellschaft und die routinemäßigen Meldungen über absurde Urteile. Hatte das einen der Geschworenen je gestört? Manche ja, und bei denen hakte sie nach. Da der Ehemann von Nummer acht ein gewerkschaftlich organisierter Elektriker war, war die Frau eigentlich eine sichere Bank für eine Klage, die einen großen Konzern aufs Korn nahm. Nadine Karros schien sich für sie besonders zu interessieren.

Die Anwälte von Finley & Figg ließen Ms. Karros nicht aus den Augen. Ihr spektakuläres Äußeres würde für sie vermutlich einer der wenigen Lichtblicke in diesem Verfahren bleiben, und auch das mochte bald langweilig werden.

Nach zwei Stunden ordnete Richter Seawright eine dreißigminütige Pause an, damit sich die Anwälte austauschen, ihre Berater konsultieren und mit der Auswahl beginnen konnten. Jede Seite konnte Geschworene ablehnen, wenn es berechtigte Gründe dafür gab. Erklärte sich ein Geschworener beispielsweise für voreingenommen, war irgendwann einmal von einer der Kanzleien vertreten worden oder erklärte, er hasse Varrick, galt das als guter Grund. Darüber hinaus konnte jede Seite drei Geschworene ohne Angabe von Gründen ablehnen.

Nach dreißig Minuten baten beide Seiten um mehr Zeit, und Richter Seawright vertagte die Sitzung auf vierzehn Uhr.

»Sie werden sicher nach Ihrer Mandantin sehen wollen, Mr. Figg«, sagte er. Wally bejahte das natürlich.

Vor dem Gerichtssaal kamen Oscar und Wally rasch zu dem Schluss, dass David Iris suchen und herausfinden sollte, ob sie in der Lage und willens war, am Dienstagmorgen als Erste auszusagen. Von Rochelle, die den ganzen Vormittag über verschiedene Krankenhäuser abtelefoniert hatte, erfuhr David, dass Iris in die Notaufnahme des Christ Medical Center gebracht worden war. Als er gegen Mittag dort auftauchte, wurde ihm jedoch mitgeteilt, sie sei vor einer Stunde entlassen worden. Also raste er zu ihrem Haus in der Nähe des Midway Airport, wobei er und Rochelle alle zehn Minuten versuchten, sie dort telefonisch zu erreichen. Keine Antwort.

Vor der Haustür hatte sich die monströse orangefarbene Katze zusammengerollt und öffnete schläfrig ein Auge, als sich David vorsichtig näherte. Er erinnerte sich an den Grill auf der Veranda und die mit Aluminiumfolie verhängten Fenster. Genau diesen Weg war er zehn Monate zuvor gegangen, am Tag nach seiner Flucht von Rogan Rothberg, in Wallys Kielwasser – damals hatte er sich gefragt, ob er den Verstand verloren hatte. Diese Frage drängte sich ihm auch jetzt auf, aber für eine Nabelschau blieb nicht viel Zeit. Er hämmerte an die Haustür und fragte sich, ob die Katze den Weg freigeben oder ihn attackieren würde.

»Wer ist da?«, fragte eine Männerstimme.

»David Zinc. Ihr Anwalt. Sind Sie das, Clint?«

Er war es. Clint öffnete die Tür. »Was wollen Sie hier?«

»Ich bin gekommen, weil Ihre Mutter nicht im Gericht

ist. Wir sind gerade bei der Auswahl der Geschworenen, und der Bundesrichter ist ziemlich sauer, dass Iris heute Morgen nicht erschienen ist.«

Clint winkte ihn herein. Iris lag wie ein gestrandeter Wal auf dem Sofa unter einer fleckigen, fadenscheinigen Decke. Der Couchtisch neben ihr quoll über: Klatschmagazine, ein leerer Pizzakarton, leere Diätlimoflaschen und drei Gläschen mit verschreibungspflichtigen Medikamenten.

»Wie geht es ihr?«, flüsterte David, obwohl er es sich ziemlich genau vorstellen konnte.

Clint schüttelte gewichtig den Kopf. »Nicht gut«, als stünde das Ende unmittelbar bevor.

David trat ein paar Schritte zurück und rammte einen dreckigen Sessel voll orangefarbener Katzenhaare. Er hatte keine Zeit zu verschwenden und konnte es nicht erwarten, wegzukommen. »Iris, können Sie mich hören?«, sagte er in voller Lautstärke.

»Ja«, erwiderte sie, ohne die Augen zu öffnen.

»Hören Sie, die Verhandlung hat angefangen, und der Richter muss unbedingt wissen, ob Sie morgen kommen. Wir brauchen Ihre Aussage, Sie müssen den Geschworenen von Percy erzählen. Das ist Ihre Aufgabe als Vertreterin seines Nachlasses und Sprecherin der Familie, verstehen Sie?«

Sie grunzte etwas und atmete aus, was ein qualvolles Rasseln in der Tiefe ihrer Lungen auslöste. »Ich will keinen Prozess«, lallte sie. »Dieser schmierige Figg hat mich bequatscht. Eine Million Dollar hat er mir versprochen.« Mit großer Anstrengung gelang es ihr, das rechte Auge zu öffnen und David anzusehen. »Sie waren auch dabei, jetzt erinnere ich mich wieder. Ich sitze einfach hier und tue keinem was, und da kommt dieser Figg und verspricht mir einen Haufen Geld.«

Das Auge schloss sich wieder.

David gab nicht auf. »Sie waren doch heute Morgen im Krankenhaus. Was hat der Arzt gesagt? Welche Krankheit haben Sie?«

»Einfach alles. Sind vor allem die Nerven. Ich kann nicht zum Gericht. Das wäre mein Tod.«

Endlich dämmerte es David. Für ihre Klage – wenn man überhaupt noch davon reden konnte – gab es nichts Schädlicheres als einen Auftritt von Iris Klopeck vor den Geschworenen. Wenn ein Zeuge wegen Krankheit, Tod oder einer Gefängnisstrafe verhindert ist, gestattet es die Prozessordnung, die beeidete Aussage so zu bearbeiten, dass sie den Geschworenen vorgelegt werden kann. So schwach diese Aussage auch war, nichts konnte schlimmer sein als Iris live und höchstpersönlich.

»Wie heißt Ihr Arzt?«

»Welcher?«

»Weiß ich nicht, irgendeiner. Der, der Sie heute Morgen im Krankenhaus untersucht hat.«

»Da hat mich keiner untersucht. Ich hatte keine Lust mehr, in der Notaufnahme zu warten, deswegen hat Clint mich nach Hause gefahren.«

»Das ist das fünfte Mal in einem Monat«, erklärte Clint gereizt.

»Stimmt gar nicht«, fuhr sie ihn an.

»Das macht sie ständig«, sagte Clint. »Sie geht in die Küche, behauptet, sie ist müde und kriegt keine Luft, und schon hängt sie am Telefon und wählt den Notruf. Allmählich hab ich die Nase voll. Ich muss dann nämlich immer zum Krankenhaus fahren und sie abholen.«

»Jetzt reicht's aber.« Iris hatte beide Augen geöffnet; ihr Blick war glasig, aber wütend. »Als das ganze Geld unterwegs war, war er viel netter. Ein richtig lieber Junge. Se-

hen Sie ihn sich jetzt bloß an, wie er seine arme kranke Mama schikaniert.«

»Du brauchst bloß den Blödsinn mit dem Notruf zu lassen«, gab Clint zurück.

»Sagen Sie morgen aus?«, fragte David energisch.

»Nein, das schaffe ich nicht. Ich kann nicht aus dem Haus gehen, sonst lassen mich meine Nerven im Stich.«

»Das bringt doch sowieso nichts«, meinte Clint. »Der Prozess ist aussichtslos. Der andere Anwalt, dieser Shaw, hat gesagt, Ihre Kanzlei hat die Sache so vermässelt, dass nichts mehr zu retten ist.«

David wollte sich schon gegen diese Unterstellungen verwehren, als ihm klar wurde, dass Clint recht hatte. Es war hoffnungslos. Dank Finley & Figg hatten die Klopecks nun ein Verfahren am Bundesgericht am Hals, das nicht die geringste Aussicht auf Erfolg hatte, und er und seine Partner mussten so tun, als würden sie einen Prozess führen, und auf ein baldiges Ende hoffen.

Er verabschiedete sich und brach überstürzt auf.

Clint folgte ihm nach draußen. »Hören Sie«, sagte er, während sie zur Straße gingen, »wenn Sie mich brauchen, komme ich zum Gericht und spreche für die Familie.«

Iris vor Gericht mochte ihrer Sache den Todesstoß versetzen, aber ein Gastauftritt von Clint war auch nicht besser.

»Ich denke darüber nach«, erwiderte David aus Höflichkeit. Die Geschworenen würden schon durch Iris' Videoaussage mehr als genug von den Klopecks zu sehen bekommen.

»Besteht vielleicht doch die Möglichkeit, dass wir irgendwie an Geld kommen?«, fragte Clint.

»Wir tun unser Bestes. Die Möglichkeit besteht immer, aber versprechen kann ich nichts.«

»Wäre echt super.«

Um 16.30 Uhr waren die Geschworenen ausgewählt, hatten ihre Plätze eingenommen, waren vereidigt und schließlich nach Hause geschickt worden, mit der Anweisung am nächsten Morgen um 8.45 Uhr wiederzukommen. Von den zwölfen waren sieben Frauen, fünf Männer, acht Weiße, drei Schwarze und ein Latino, wobei die Geschworenenberater der Meinung waren, die ethnische Zugehörigkeit werde keine Rolle spielen. Eine Frau war relativ fettleibig, die anderen waren recht gut in Form. Sie waren zwischen fünfundzwanzig und einundsechzig Jahre alt, alle hatten die Highschool beendet, drei einen College-Abschluss.

Die Anwälte von Finley & Figg stiegen in Davids Wagen und fuhren zurück zur Kanzlei. Sie waren erschöpft, aber merkwürdig zufrieden. Sie hatten sich mit der Macht der amerikanischen Konzerne gemessen und dem Druck, zumindest bis jetzt, standgehalten. Natürlich hatte die Verhandlung noch gar nicht richtig begonnen. Bisher war kein einziger Zeuge vereidigt worden. Es war kein Beweismaterial vorgelegt worden. Das Schlimmste stand ihnen noch bevor, aber für den Augenblick waren sie noch im Spiel.

David schilderte ausführlich seinen Besuch bei Iris, und alle drei waren sich darüber einig, dass sie die Frau vom Gerichtssaal fernhalten mussten. Zunächst einmal galt es, irgendwie eine ärztliche Bescheinigung zu besorgen, mit der Seawright zufrieden war.

An diesem Abend war noch viel zu tun. Sie besorgten sich Pizzen und nahmen sie mit ins Büro.

Am Montag mochten sie ihre Angst vor der vollständigen Vernichtung vorübergehend verdrängt haben, aber am Dienstagmorgen sah es wieder ganz anders aus. Als das Team der Boutiquekanzlei den Sitzungssaal betrat, war der Druck so massiv wie eh und je. Jetzt begann die eigentliche Verhandlung, und die Atmosphäre war extrem angespannt.

Durchhalten, ich muss einfach nur durchhalten, sagte sich David jedes Mal, wenn sein Magen rebellierte.

Richter Seawright wünschte allen brüsk Guten Morgen, begrüßte die Geschworenen und erklärte – oder versuchte es vielmehr – die Abwesenheit von Ms. Iris Klopeck, der Witwe und persönlichen Vertreterin von Percy Klopeck.

»Jetzt folgen die Eröffnungsplädoyers der Parteien«, sagte er. »Was Sie nun hören, ist kein Beweismaterial, die Anwälte tragen nur vor, was sie im Laufe der Verhandlung beweisen wollen. Ich bitte Sie daher, das nicht gleich für bare Münze zu nehmen. Mr. Finley, bitte, für die Klägerin.«

Oscar erhob sich und ging zum Rednerpult. Er legte seinen Schreibblock ab, lächelte den Geschworenen zu, warf einen Blick auf seine Notizen, lächelte den Geschworenen erneut zu und verzog plötzlich das Gesicht. Einige unbehagliche Sekunden lang schien es, als hätte er den Faden verloren und wüsste nicht, was er sagen sollte. Dann wischte er sich mit der Handfläche über die Stirn

und kippte nach vorn. Er prallte vom Rednerpult ab und landete mit schmerzverzerrtem Gesicht unsanft auf dem Teppichboden, wobei er laut stöhnte. Allgemeine Hektik brach aus. Wally und David stürzten zu Oscar, zwei uniformierte Gerichtsdienner und mehrere Anwälte von Rogan Rothberg taten es ihnen gleich. Einige Geschworene waren aufgestanden, als wollten sie ihre Hilfe anbieten.

»Einen Rettungswagen! Wir brauchen einen Rettungswagen!«, brüllte der Richter. »Ist ein Arzt im Saal?«

Niemand meldete sich. Einer der Gerichtsdienner nahm die Sache in die Hand, und bald war klar, dass Oscar nicht einfach in Ohnmacht gefallen war. »Er atmet kaum noch«, sagte jemand in dem Gedränge. Das löste weitere Hektik und erneute Hilferufe aus. Binnen weniger Minuten war ein dem Gericht zugeteilter Sanitäter vor Ort und beugte sich über Oscar.

Wally stand auf und trat zurück, wobei er plötzlich unmittelbar vor den Geschworenen stand. Ohne zu überlegen, riss er einen der dümmsten Witze aller Zeiten. Er sah die Geschworenen an, deutete auf seinen am Boden liegenden Partner und verkündete deutlich hörbar die Worte, die andere Anwälte noch Jahre später zitieren sollten: »Krayoxx wirkt Wunder.«

»Euer Ehren, bitte!«, kreischte Nadine Karros. Manche der Geschworenen fanden die Bemerkung lustig, andere nicht.

»Mr. Figg, halten Sie sich von den Geschworenen fern!«, blaffte Richter Seawright.

Wally ergriff die Flucht. Gemeinsam mit David wartete er am anderen Ende des Saals.

Die Geschworenen wurden ins Geschworenenzimmer geschickt.

»Die Sitzung wird für eine Stunde unterbrochen«, er-

klärte Seawright. Er verließ seinen Platz und stellte sich neben das Rednerpult.

Wally ging zu ihm. »Ich bitte um Entschuldigung, Euer Ehren.«

»Ruhe.«

Ein Rettungssanitätärteam erschien mit einer Rolltrage. Oscar wurde festgeschnallt und aus dem Sitzungssaal geschoben. Er schien nicht bei Bewusstsein zu sein. Der Puls war tastbar, aber gefährlich schwach. Im allgemeinen Durcheinander – Anwälte und Zuschauer hatten keine Ahnung, was sie tun sollten – tuschelte David mit Wally. »Hat er schon mal Herzprobleme gehabt?«

Wally schüttelte den Kopf. »Nein. Oscar war immer schlank und gesund. Ich glaube aber, sein Vater ist früh verstorben. Allerdings redet Oscar nie über seine Familie.«

Ein Gerichtsdienner kam auf sie zu. »Der Richter bittet die Anwälte ins Richterzimmer.«

Da Wally es sich mit dem Richter vermutlich ohnehin verdorben hatte, hatte er nichts mehr zu verlieren und marschierte rotzfrech ins Richterzimmer. »Euer Ehren, ich muss ins Krankenhaus.«

»Einen Augenblick Geduld, Mr. Figg.«

Nadine Karros stand sichtlich aufgebracht im Raum. »Euer Ehren«, sagte sie in bester anwaltlicher Manier, »aufgrund der direkt an die Geschworenen gerichteten unzulässigen Bemerkung von Mr. Figg beantragen wir, das Verfahren für fehlerhaft zu erklären.«

»Mr. Figg?« Seawrights Ton ließ vermuten, dass er vorhatte, dem Antrag stattzugeben.

Wally, der ebenfalls stand, fiel keine Antwort ein.

»Wieso sollten die Geschworenen voreingenommen

sein?«, mischte sich David instinktiv ein. »Mr. Finley hat das Medikament doch gar nicht genommen. Natürlich war es eine dumme Bemerkung, die aus der chaotischen Situation entstand, aber von Voreingenommenheit kann keine Rede sein.«

»Da bin ich anderer Meinung«, konterte Nadine Karros. »Mehrere Geschworene fanden das witzig und hätten fast gelacht. Dumm ist gar kein Ausdruck. Es war eindeutig eine unzulässige und in hohem Maße suggestive Bemerkung.«

Wenn das Verfahren für fehlerhaft erklärt wurde, bedeutete das eine Verzögerung, was der Klägerpartei sehr entgegenkäme. Von ihnen aus konnte der Prozess ruhig um zehn Jahre verschoben werden.

»Dem Antrag ist stattgegeben«, erklärte der Richter. »Ich erkläre das Verfahren für fehlerhaft. Was jetzt?«

Wally hatte sich auf einen Stuhl fallen lassen und sah blass aus.

David sprach den ersten Gedanken aus, der ihm in den Sinn kam. »Wir brauchen eindeutig mehr Zeit. Wie wäre es mit einem Aufschub oder etwas in der Art?«

»Ms. Karros?«

»Die Situation ist allerdings einzigartig. Ich schlage vor, wir warten vierundzwanzig Stunden, wie sich Mr. Finleys Gesundheitszustand entwickelt. Ich möchte allerdings darauf hinweisen, dass Mr. Figg die Klage eingereicht hat und bis vor ein paar Tagen leitender Anwalt war. Ich bin mir sicher, dass er den Prozess genauso führen kann wie sein Seniorpartner.«

»Guter Punkt«, stimmte Richter Seawright zu. »Mr. Zinc, ich schlage vor, Sie fahren mit Mr. Figg ins Krankenhaus und erkundigen sich, wie es Mr. Finley geht. Informieren Sie mich per E-Mail, mit Kopie an Ms. Karros.«

»Geht in Ordnung, Richter Seawright.«

Oscar hatte einen akuten Myokardinfarkt erlitten. Er war stabil und würde wohl überleben, aber bei ersten Untersuchungen war eine starke Verengung von drei Herzkranzgefäßen festgestellt worden. David und Wally verbrachten einen trübseligen Tag im Wartezimmer der Intensivstation, wo sie die Zeit totschlugen, indem sie ihre Prozessstrategie besprachen, E-Mails an Richter Seawright schickten, sich Snacks aus dem Automaten holten und vor lauter Langeweile durch die Gänge wanderten. Wally war sich sicher, dass weder Paula Finley noch ihre Tochter Keely im Krankenhaus waren. Es war mittlerweile drei Monate her, dass Oscar ausgezogen war, und er hatte bereits eine neue Beziehung, die er natürlich nicht publik machte. Angeblich hatte Paula ebenfalls einen neuen Partner gefunden. Auf jeden Fall war die Ehe zur allgemeinen Zufriedenheit beendet, auch wenn die Scheidung noch längst nicht über die Bühne war.

Um 16.30 Uhr führte sie eine Krankenschwester an Oscars Bett, damit sie kurz mit ihm reden konnten. Er war bei Bewusstsein und atmete selbstständig, war aber an jede Menge Schläuche und Monitore angeschlossen.

»Eindrucksvolles Eröffnungsplädoyer«, sagte Wally, was mit einem schwachen Lächeln quittiert wurde. Dass das Verfahren für fehlerhaft erklärt worden war, erwähnten sie lieber nicht. Nach ein paar ungeschickten Anläufen, ein Gespräch in Gang zu bringen, merkten sie, dass Oscar zu müde war, um sich zu unterhalten, also verabschiedeten sie sich und gingen. Auf dem Weg nach draußen erfuhren sie von einer Krankenschwester, dass die Operation für den nächsten Morgen um sieben Uhr angesetzt war.

Am nächsten Tag um sechs Uhr standen David, Wally und Rochelle an Oscars Bett, um ihm alles Gute zu wünschen, bevor er in den Operationssaal kam. Als eine Krankenschwester sie bat zu gehen, zogen sie in die Cafeteria weiter, wo sie ein herzhaftes Frühstück mit wässrigen Eiern und kaltem Speck einnahmen.

»Was wird aus dem Prozess?«, fragte Rochelle.

David kaute auf einem Streifen Speck herum. »Weiß nicht, aber ich habe das unbestimmte Gefühl, viel Aufschub werden wir nicht bekommen.«

Wally rührte in seinem Kaffee und ließ dabei zwei junge Krankenschwestern nicht aus den Augen. »Sieht so aus, als würden wir befördert. Ich werde leitender Anwalt, und Sie sind mein zweiter Mann.«

»Die Show geht also weiter?«, fragte Rochelle.

»O ja«, erwiderte David. »Wir haben praktisch keinen Einfluss darauf, was jetzt passiert. Varrick hat das Sagen. Das Unternehmen will eine mündliche Verhandlung, weil es sich rehabilitieren will. Varrick will einen großen Sieg. Schlagzeilen. Den Beweis dafür, dass die Wunderdroge doch nicht so schlecht ist. Und der Richter sympathisiert eindeutig damit.« Noch ein Bissen Speck. »Sie haben die Fakten, das Geld, die Sachverständigen, kompetente Rechtsanwälte und den Richter auf ihrer Seite.«

»Und was haben wir?«, wollte sie wissen.

Beide Anwälte überlegten eine Weile und schüttelten dann einhellig den Kopf. Nichts. Wir haben nichts.

»Na ja, wir haben Iris«, meinte Wally schließlich, was ihm einen Lacher einbrachte. »Die liebe Iris.«

»Und wird sie vor den Geschworenen aussagen?«

»Nein. Einer ihrer Ärzte hat per E-Mail eine Bestätigung geschickt, dass sie körperlich nicht in der Lage ist, vor Gericht auszusagen«, erklärte David.

»Gott sei Dank«, sagte Wally.

Nachdem sie eine Stunde lang die Zeit totgeschlagen hatten, beschlossen sie einstimmig, in die Kanzlei zurückzufahren, um hoffentlich etwas Produktives zu leisten. David und Wally hatten Dutzende von Dingen für das Verfahren vorzubereiten. Um 11.30 Uhr rief eine Krankenschwester mit der erfreulichen Nachricht an, dass Oscar aus dem Operationsaal heraus und die Operation problemlos verlaufen sei. In den nächsten vierundzwanzig Stunden durfte er keinen Besuch empfangen, was ebenfalls gut in den Plan passte. David mailte den aktuellen Stand an das Büro von Richter Seawright und erhielt fünfzehn Minuten später eine Antwort, mit der alle Anwälte für vierzehn Uhr ins Richterzimmer geladen wurden.

»Bitte grüßen Sie Mr. Finley«, begann der Richter beiläufig, als die Anwälte saßen – David und Wally auf der einen, Nadine Karros und vier ihrer Lakaien auf der anderen Seite.

»Danke, Euer Ehren«, erwiderte Wally, um überhaupt etwas zu sagen.

»Der neue Plan sieht folgendermaßen aus«, fuhr Seawright ungerührt fort. »Auf der Liste stehen noch vierunddreißig potenzielle Geschworene. Die werde ich für Freitag, den 21. Oktober, morgens laden – das ist in drei Tagen –, damit eine neue Jury ausgewählt werden kann. Montag, der 24. Oktober, wäre dann der nächste Verhandlungstermin. Irgendwelche Anmerkungen oder Fragen?«

Jede Menge, hätte Wally gern gesagt. Aber womit soll ich anfangen?

Keiner der Anwälte äußerte sich.

»Mir ist klar, dass das den Anwälten der Klägerin nicht viel Zeit lässt, sich neu zu organisieren«, fuhr der Richter fort, »aber ich bin davon überzeugt, dass Mr. Figg ebenso kompetent ist wie Mr. Finley. Offen gesagt hat keiner von beiden Erfahrung am Bundesgericht. Den einen durch den anderen zu ersetzen wird daher der Sache der Klägerin in keiner Weise abträglich sein.«

»Wir sind bereit, in die Verhandlung zu gehen«, verkündete Wally laut, weil er das nicht auf sich sitzen lassen wollte.

»Gut. Nun zu Ihnen, Mr. Figg. Ich werde in meinem Gerichtssaal keine Ihrer abstrusen Äußerungen mehr dulden, ob die Geschworenen anwesend sind oder nicht.«

»Ich entschuldige mich, Euer Ehren«, erklärte Wally mit offenkundig gespielter Demut.

»Und ich nehme die Entschuldigung an. Allerdings verhängte ich gegen Sie und Ihre Kanzlei ein Bußgeld in Höhe von fünftausend Dollar wegen Ihres rücksichtslosen und unprofessionellen Verhaltens in der Verhandlung und werde es wieder tun, falls Sie sich noch einmal danebenbenehmen.«

»Das ist aber hart!«, platzte Wally heraus.

Der Ader lass geht also weiter, dachte David. Fünfund-siebzigttausend für Dr. Borsow, fünfzigtausend für Dr. Herbert Threadgill, ihren sachverständigen Pharmakologen, fünfzehntausend Dollar für Dr. Kanya Meade, ihre sachverständige Wirtschaftswissenschaftlerin, und fünfundzwanzigttausend für Consuelo, die Geschworenenberaterin. Noch einmal fünfzehntausend, um alle Sachverständigen nach Chicago zu schaffen, zu verpflegen und in gehobenen Hotels unterzubringen – schon kosteten Iris Klopeck und ihr verstorbener Ehemann Finley & Figg mindestens einhundertachtzigtausend Dollar.

Jetzt hatten sie noch einmal fünftausend Dollar verloren, nur weil Wally sein loses Mundwerk nicht im Zaum halten konnte.

David versuchte, sich ins Gedächtnis zu rufen, dass es trotzdem die billigere Lösung war. Ansonsten drohten ihnen nämlich eine Klage wegen Verletzung der Anwaltpflichten und Sanktionen wegen missbräuchlicher Klageeinreichung in schwindelnder Höhe. Tatsächlich gaben sie ordentlich Geld aus, damit ihre leichtfertig eingereichte Klage nicht ganz so unbegründet aussah.

Solche Manöver waren im Studium in Harvard nie zur Sprache gekommen, und in seinen fünf Jahren bei Rogan Rothberg hatte David auch nie von einem solchen Irrsinn gehört.

Zum Thema Sanktionen meldete sich nun Ms. Karros zu Wort. »Euer Ehren, wir beantragen hiermit Sanktionen gemäß Prozessordnungsvorschrift 11.« Am Tisch wurden Kopien verteilt, während sie weitersprach. »Wir begründen diesen Antrag damit, dass das Verfahren wegen Mr. Figgs unerhörten Verhaltens gestern im Gerichtssaal für fehlerhaft erklärt werden musste, wodurch unserer Mandantin zusätzliche Kosten entstehen. Warum sollte Varrick für das unprofessionelle Vorgehen der Klägerpartei zahlen?«

Wally war um keine Antwort verlegen. »Weil Varrick einen Buchwert von achtundvierzig Milliarden hat. Ich bin deutlich weniger wert.« Sehr lustig, aber niemand lachte.

Richter Seawright studierte den Antrag gründlich, und als David und Wally das merkten, folgten sie seinem Beispiel.

»Was haben Sie dazu zu sagen, Mr. Figg?«, fragte der Richter, nachdem zehn Minuten lang Schweigen geherrscht hatte.

Wally warf seine Kopie des Antrags auf den Tisch, als fürchtete er, sich die Finger schmutzig zu machen. »Ich kann auch nichts dafür, dass diese Leute ein Vermögen pro Stunde kassieren. Völlig überteuert, aber nicht meine Schuld. Wenn Varrick sein Geld zum Fenster rauswerfen will, bitte, es ist ja genug da. Aber ziehen Sie mich da nicht rein.«

»Darum geht es nicht, Mr. Figg«, wandte Nadine Karros ein. »Ihretwegen musste das Verfahren für fehlerhaft erklärt werden, und nur deswegen fällt bei uns zusätzlicher Aufwand an.«

»Aber gleich fünfunddreißigtausend? Das ist doch wohl ein Scherz. Denken Sie wirklich, Sie sind das wert?«

»Kommt darauf an, wie das Verfahren ausgeht, Mr. Figg. Als Sie Klage eingereicht haben, was haben Sie da beantragt – einhundert Millionen? Dann dürfen Sie sich auch nicht wundern, wenn sich meine Mandantin energisch verteidigt und kompetente Anwälte engagiert.«

»Okay, dann wollen wir mal eines klarstellen. Wenn Sie und Ihre Mandantin irgendwas tun, um Zeit zu gewinnen – Sie wissen schon, das Verfahren in die Länge ziehen oder, da sei Gott vor, gar einen Fehler machen, irgendwas in der Art –, dann kann ich schnell mal Sanktionen beantragen und kassieren? Habe ich das richtig verstanden, Richter Seawright?«

»Nein. Das wäre ein missbräuchlicher Antrag im Sinne von Prozessordnungsvorschrift: 11.«

»Aber klar doch!« Wally lachte dröhnend. »Ihr steckt doch alle unter einer Decke.«

»Passen Sie auf, was Sie sagen, Mr. Figg«, knurrte Seawright.

»Reißen Sie sich zusammen«, flüsterte David. Ein paar Sekunden Stille folgten, während sich Wally wieder fasste.

»Ich bin auch der Meinung, dass ein erneutes Verfahren hätte vermieden werden können und dass dadurch zusätzliche Kosten entstanden sind. Allerdings halte ich fünfunddreißigtausend Dollar für überzogen. Sanktionen sind angebracht, aber nicht in dieser Höhe. Zehntausend Dollar klingt angemessener. Hiermit ergeht ein entsprechender Beschluss.«

Wally atmete tief durch – noch ein Tiefschlag. Davids nächster Gedanke war, die Sache zu beschleunigen, um die Besprechung zu einem gnädigen Ende zu bringen. Viel mehr konnte Finley & Figg nicht verkraften.

»Euer Ehren, wir müssen wieder ins Krankenhaus«, erklärte er daher, nicht gerade überzeugend.

»Das Gericht vertagt sich auf Freitagmorgen.«

Die zweite Jury bestand aus sieben Männern und fünf Frauen. Von den zwölfen war die Hälfte weiß, drei waren schwarz, zwei waren Asiaten, eine Frau hatte lateinamerikanische Wurzeln. Insgesamt war die Unterschicht stärker vertreten, und es waren mehr Übergewichtige dabei. Zwei der Männer waren eindeutig fettleibig. Nadine Karros hatte beschlossen, bei den ihr zustehenden unbegründeten Ablehnungen lieber Dicke als Angehörige von Minderheiten auszuschließen, aber es standen einfach zu viele Schwergewichte auf der Liste. Consuelo war davon überzeugt, dass diese Auswahl für sie deutlich günstiger war als die erste.

Als sich Wally am Montagmorgen erhob und ans Rednerpult trat, hielt David die Luft an. Er stand jetzt in der zweiten Reihe und würde bei einem weiteren Herzinfarkt direkt in die Schusslinie des übermächtigen Gegners rücken. Daher drückte er dem Juniorpartner die Daumen. Obwohl Wally durch seine Abenteuer mit DeeAnna ein paar Pfund verloren hatte, war er immer noch dicklich und ungepflegt. Im Gegensatz zu Oscar sah er wirklich aus wie ein Herzinfarktkandidat.

Komm schon, Wally, du schaffst es. Gib ihnen Saures – und bitte keinen Kollaps!

Wally kollabierte nicht. Er umriss in groben Zügen die Klage gegen Varrick Labs, den drittgrößten Pharmahersteller der Welt, einen »Koloss von einem Unternehmen«

mit Sitz in New Jersey, eine Firma mit einer langen, traurigen Vergangenheit, die den Markt immer wieder mit gefährlichen Medikamenten überschwemmt habe.

Einspruch von Ms. Karros. Stattgegeben, kam es vom Richtertisch.

Aber Wally war vorsichtig, und er hatte auch allen Grund dazu. Wo ein falsches Wort zehntausend Dollar kosten konnte, hielt man sich mit unbewiesenen Anschuldigungen besser zurück. Mehrfach sprach er von »diesem unseligen Medikament«, ohne die Bezeichnung Krayox zu erwähnen. Manchmal geriet er ins Schwadronieren, aber im Großen und Ganzen hielt er sich an die vereinbarte Linie. Als er nach dreißig Minuten zum Schluss kam, atmete David wieder ruhig. »Gut gemacht«, flüsterte er Wally zu.

Nadine Karros stürzte sich umgehend in die Verteidigung ihrer Mandantin und der Produkte des Unternehmens. Sie begann mit einer etwas langatmigen, sehr detaillierten, aber durchaus interessanten Aufzählung der wunderbaren Medikamente, die Varrick Labs in den vergangenen fünfzig Jahren auf den Markt gebracht habe – Medikamente, die die Amerikaner kennen und denen sie vertrauen, aber auch Mittel, von denen kaum jemand weiß. Medikamente, die wir unseren Kindern geben. Medikamente, die wir Tag für Tag vertrauensvoll einnehmen. Medikamente, die symbolhaft für gute Gesundheit stehen. Medikamente, die das Leben verlängern, Infektionen bekämpfen, Krankheiten verhindern und vieles mehr. Von Hals- und Kopfschmerzen über Cholera- und Aids-Epidemien, Varrick Labs kämpfe seit Jahrzehnten an vorderster Front und habe die Welt besser, sicherer und gesünder gemacht. Als sie ihren ersten Akt absolviert hatte, hätten viele im Sitzungssaal ihre Hand für Varrick ins Feuer gelegt.

Dann schaltete sie einen Gang höher und befasste sich mit dem Medikament, das hier zur Debatte stand, mit Krayoxx, einem Medikament, das so wirksam sei, dass es von Ärzten – »Ihren Ärzten« – häufiger verschrieben werde als jedes andere cholesterinsenkende Medikament der Welt. Sie beschrieb die intensive Forschung im Rahmen der Entwicklung von Krayoxx. Es gelang ihr, selbst die klinische Prüfung interessant klingen zu lassen. In jeder einzelnen Studie habe sich das Medikament nicht nur als wirksam, sondern auch als sicher erwiesen. Ihre Mandantin habe vier Milliarden Dollar für die achtjährige Erforschung und Entwicklung von Krayoxx ausgegeben und stehe stolz hinter diesem wunderbaren Produkt.

Unauffällig beobachtete David die Gesichter der Geschworenen. Alle zwölf hingen an ihren Lippen. Alle zwölf glaubten offenbar jedes Wort. Ihm selbst ging es nicht anders.

Sie sprach von den Sachverständigen, die für sie aussagen würden. Übertreffende Wissenschaftler und Forscher von Instituten wie der Mayo Clinic, der Cleveland Clinic oder der medizinischen Fakultät der Universität Harvard. Diese Männer und Frauen besäßen jahrelange Erfahrung mit Krayoxx und seien mit dem Medikament viel vertrauter als die »Leichtgewichte«, die die Klägerpartei aufbieten würde.

In ihrem Schlusswort verlieh sie ihrer Zuversicht Ausdruck, dass die Geschworenen, wenn alle Beweise vorgelegt seien, zu der Überzeugung gelangen würden, dass nichts gegen Krayoxx einzuwenden sei, und dementsprechend rasch zugunsten ihrer Mandantin Varrick entscheiden würden.

David beobachtete die sieben Männer, als sie an ihren Platz zurückging. Vierzehn Augen folgten ihr aufmerk-

sam. Er sah auf die Uhr – achtundfünfzig Minuten –, und die Zeit war wie im Flug vergangen.

Techniker bauten zwei große Bildschirme auf. Währenddessen erklärte Richter Seawright den Geschworenen, dass sie nun die beeidete Aussage der Klägerin Iris Klopeck sehen würden, die aus gesundheitlichen Gründen nicht anwesend sein könne. Ihre Aussage sei am 30. März in einem Hotel in der Innenstadt von Chicago aufgezeichnet worden. Der Richter versicherte den Geschworenen, dies sei nicht ungewöhnlich und dürfe ihre Meinung in keiner Weise beeinflussen.

Das Licht wurde gedimmt, und dann blinzelte eine überlebensgroße, benebelte Iris völlig verwirrt in die Kamera wie ein Reh im Scheinwerferlicht. Die Aussage war gründlich bearbeitet worden, um strittige Stellen und die Streitereien zwischen den Anwälten zu entfernen. Nachdem sie ihre persönlichen Daten angegeben hatte, kam Iris auf Percy zu sprechen. Seine Rolle als Vater, seine berufliche Laufbahn, seine Gewohnheiten, seinen Tod. Beweismittel wurden vorgelegt und auf den Bildschirmen gezeigt: ein Foto von Iris und Percy, beide bereits krankhaft fettleibig, wie sie mit dem kleinen Clint im Wasser planschten, ein Foto von Percy mit Freunden am Grill, wo er zur Feier des 4. Juli Burger und Bratwürste brutzelte, noch ein Foto von ihm, in einem Schaukelstuhl mit der orangefarbenen Katze auf dem Schoss – offenbar war Schaukeln seine einzige sportliche Aktivität gewesen. Ein Foto folgte auf das andere, und bald kristallisierte sich ein Gesamtbild heraus, das ebenso zutreffend wie abstoßend war. Percy war ein extrem übergewichtiger Mann gewesen, der zu viel aß, jede körperliche Anstrengung scheute, sich nicht pflegte und aus offensichtlichen Gründen zu früh starb. Manchmal wurde Iris von ihren Gefühlen

überwältigt. Manchmal war sie praktisch unverständlich. Das Video weckte wenig Sympathie. Aber es war, wie ihr Anwaltsteam nur allzu gut wusste, sehr viel besser als Iris in Person. Die bearbeitete Fassung lief siebenundachtzig Minuten, und der ganze Saal war erleichtert, als es vorbei war.

Als das Licht wieder anging, erklärte Richter Seawright, es sei Zeit für die Mittagspause, die Sitzung werde um vierzehn Uhr fortgesetzt. Wally verschwand wortlos in der Menge. Eigentlich hatten er und David im Gerichtsgebäude schnell ein Sandwich essen und ihre Strategie besprechen wollen, aber David gab die Suche nach fünfzehn Minuten auf und setzte sich allein in das Café im ersten Stock.

Oscar war aus dem Krankenhaus entlassen worden und erholte sich in Wallys Wohnung. Rochelle sah zweimal am Tag nach ihm – Ehefrau und Tochter hatten sich immer noch nicht blicken lassen. David rief ihn kurz an, um ihn auf dem Laufenden zu halten, wobei er sich bemühte, die Dinge in einem möglichst positiven Licht darzustellen. Oscar gab sich interessiert, aber es war deutlich zu merken, dass er froh war, aus dem Schneider zu sein.

Um vierzehn Uhr kehrte im Sitzungssaal wieder Ruhe ein. Es würde ein Gemetzel werden, aber Wally wirkte bemerkenswert entspannt.

»Rufen Sie Ihren nächsten Zeugen auf«, sagte der Richter, und Wally griff nach seinem Block.

»Das wird hässlich«, flüsterte er, und David stieg der unverkennbare Geruch einer frischen Bierfahne in die Nase.

Dr. Igor Borsow wurde in den Zeugenstand geführt, wo ihn der Gerichtsdiener auf die Bibel schwören lassen wollte. Beim Anblick der Bibel begann Borsow, den Kopf

zu schütteln. Er weigerte sich, sie auch nur anzufassen. Auf Richter Seawrights Nachfrage erklärte Borsow, er sei Atheist.

»Keine Bibel«, erklärte er. »Glaub nicht dran.«

David war entsetzt. Für fünfundsiebzigtausend Dollar konnte der Quacksalber zumindest so tun, als ob. Nach einer unbehaglichen Pause wies der Richter den Gerichtsdienner an, die Bibel zu entfernen. Borsow hob die rechte Hand und schwor, die Wahrheit zu sagen, aber da hatte er bei den Geschworenen bereits verspielt.

Anhand eines genau ausgearbeiteten Drehbuchs befragte Wally ihn zu seiner Qualifikation als Sachverständiger. Studium – an der medizinischen Fakultät in Moskau. Ausbildung – Facharztausbildung als Kardiologe in Kiew, verschiedene Krankenhäuser in Moskau. Erfahrung – eine kurze Episode als Arzt an einem kommunalen Krankenhaus in Fargo, North Dakota, und eine private Praxis in Toronto und Nashville. Am Vorabend hatten Wally und David stundenlang mit ihm geübt, und sie hatten ihn angefleht, so langsam und deutlich wie möglich zu sprechen. In der Abgeschlossenheit ihrer Kanzlei war Borsow halbwegs verständlich. Im Rampenlicht und in der angespannten Atmosphäre der Verhandlung war jedoch alles vergessen, und Borsow sprudelte seine Antworten mit einem Akzent hervor, der noch nicht einmal wie Englisch klang. Zweimal bat die Gerichtsstenografin um eine Pause, weil sie nachfragen musste.

Gerichtsstenografen verstehen sich meisterhaft darauf, gemurmelte Worte, Sprachfehler, Akzente, Slang und Fachjargon zu entschlüsseln. Die Tatsache, dass sie Borsow nicht folgen konnte, war eine Katastrophe. Als sie zum dritten Mal unterbrach, schaltete sich der Richter ein.

»Ich kann ihn auch nicht verstehen. Haben Sie keinen Dolmetscher, Mr. Figg?«

Herzlichen Dank, Euer Ehren. Einige Geschworene amüsierten sich über die Frage.

Tatsächlich hatten Wally und David darüber gesprochen, ob sie einen Russischdolmetscher engagieren sollten, aber dann hätten sie Borsow und überhaupt alle ihr Sachverständigen und Zeugen gleich vergessen und daheimbleiben können.

»Wir benennen Dr. Igor Borsow als sachverständigen Zeugen für Kardiologie«, sagte Wally nach ein paar weiteren Fragen.

Der Richter blickte in Richtung Beklagtenvertretung. »Ms. Karros?«

Sie erhob sich und lächelte süffisant. »Keine Einwände.«

Das hieß, sie setzte darauf, dass sich Borsow selbst entlarvte.

Wally fragte Dr. Borsow, ob er die Krankenakte von Percy Klopeck eingesehen habe. Das beantwortete dieser mit einem klaren Ja. Eine halbe Stunde lang erörterten sie Percys trostlose Krankengeschichte, dann begann das zähe Verfahren der Zulassung als Beweismittel. Das hätte Stunden gedauert, hätte sich die Beklagtenvertretung nicht so kooperativ gezeigt. Ms. Karros hätte gegen einen Großteil des Materials Einwände erheben können, aber sie wollte, dass sich die Geschworenen selbst ein Bild verschafften. Als die zehn Zentimeter dicke Akte endlich zugelassen war, kämpften einige von ihnen bereits mit dem Schlaf.

Die Aussage gewann durch ein stark vergrößertes Diagramm des menschlichen Herzens deutlich an Qualität. Es wurde auf einem großen Bildschirm gezeigt, und Dr. Borsow erhielt reichlich Gelegenheit, es den Ge-

schworenen zu erklären. Er ging vor dem Monitor auf und ab und erläuterte mithilfe eines Zeigestocks recht anschaulich Klappen, Kammern und Arterien. Wenn er etwas sagte, was niemand verstand, wiederholte Wally es freundlicherweise für die anderen. Wally war klar, dass dies der einfache Teil der Aussage war, und ließ sich deshalb Zeit. Der gute Mann schien zu wissen, wovon er sprach, aber es war Stoff, den jeder Medizinstudent im vierten Semester beherrschte. Als die Lehrstunde schließlich beendet war, kehrte Borsow in den Zeugenstand zurück.

Zwei Monate bevor er im Schlaf gestorben war, hatte Percy seinen jährlichen Gesundheitscheck gemacht, der EKG und Echokardiografie umfasste, sodass Dr. Borsow Material hatte, zu dem er sich äußern konnte. Wally reichte ihm den Ultraschallbericht, dann erläuterten beide fünfzehn Minuten lang Grundsätzliches der Echokardiografie. Percys Untersuchungsergebnisse zeigten eine signifikant veränderte Pumpfunktion des Herzens.

David holte tief Luft, als sich Anwalt und Zeuge in das Minenfeld medizinischer Fachsprache begaben. Es war von Anfang an ein Desaster.

Krayoxx wurde unterstellt, die Mitralklappe so zu schädigen, dass es die Pumpleistung des Herzens beeinträchtigte. Um das zu unterstreichen, verwendete Borsow den Begriff »linksventrikuläre Ejektionsfraktion«. Auf Nachfrage erklärte er diesen den Geschworenen folgendermaßen: »Ejektionsfraktion ist Blut, das von Herz wird bei Kontraktionen hinausgestoßen. Volumen von Schlag in Verhältnis zu Volumen von Gesamtblut von Herzkammer, was heißt enddiastolisches Volumen. Die Schlagvolumen man berechnet durch Subtraktion von endsystolische Volumen von enddiastolische Volumen.«

Dieser Vortrag wäre für die meisten Laien selbst in langsam gesprochenem, deutlichem Englisch unverständlich gewesen. Aus Dr. Borsows Mund war es ein reiner Wortsalat, der einer gewissen traurigen Komik nicht entbehrte.

Nadine Karros erhob sich. »Bitte, Euer Ehren!«

Richter Seawright schüttelte den Kopf, als hätte er eine Ohrfeige bekommen. »Was soll das, Mr. Figg?«

Wally versuchte zu retten, was zu retten war, und bat seinen Zeugen, langsam und deutlich zu sprechen und sich möglichst verständlich auszudrücken. Sie mühten sich redlich: Borsow gab sein Bestes, und Wally wiederholte praktisch jedes Wort, bis eine gewisse Klarheit erreicht war, die allerdings bei Weitem nicht ausreichte. Borsow sprach über die verschiedenen Formen der Mitralklappeninsuffizienz, den Rückfluss von Blut in den linken Vorhof und die Schwere dieser Mitralinsuffizienz.

Lange nachdem sich die Geschworenen geistig verabschiedet hatten, stellte Wally eine Reihe von Fragen zur Interpretation des Echokardiogramms und erhielt vermutlich folgende Antwort. »Wenn die Herzkammer vollständig symmetrisch wäre, ohne Abweichungen bei Ventrikelwandbewegung oder -geometrie, wäre sie ein gestrecktes Ellipsoid. Ein spitzeres Ende, ein flacheres Ende und eine leichte Krümmung, eben ein Ellipsoid. Bei der Kontraktion würde sich die Herzkammer abflachen, zwar weiterhin ein gestrecktes Ellipsoid bleiben, aber alle Wände bis auf die Mitralklappenebene würden sich bewegen.«

Die Gerichtsstenografin hob die Hand. »Tut mir leid, Euer Ehren, aber da komme ich nicht mehr mit.«

Richter Seawright hatte die Augen geschlossen und hielt den Kopf gesenkt – wahrscheinlich hatte auch er

aufgegeben und hoffte nur, dass Borsow bald fertig war und aus seiner Verhandlung verschwand.

»Fünfzehn Minuten Pause«, murmelte er.

Wally und David saßen schweigend in dem kleinen Café vor zwei unberührten Tassen Kaffee. Es war 16.30 Uhr am Montagnachmittag, und beide fühlten sich, als hätten sie einen Monat in Seawrights Sitzungssaal verbracht. Keiner von ihnen wollte ihn je wiedersehen.

Während David immer noch entsetzt über Borsows blamable Leistung war, beunruhigte ihn Wallys Alkoholkonsum mindestens ebenso. Wally war nicht betrunken, nicht einmal beschwipst, aber bei Alkoholikern war jeder Alkoholgenuss eine heikle Sache. Er hätte ihn gern näher befragt, um herauszufinden, ob alles in Ordnung war, doch Ort und Zeit waren dafür nicht geeignet. Warum in dieser aussichtslosen Situation auch noch solch ein problematisches Thema ansprechen?

Wally starrte auf einen Fleck auf dem Boden und war offenkundig mit den Gedanken ganz woanders.

»Ich glaube nicht, dass wir die Geschworenen auf unserer Seite haben«, sagte David bemüht scherzhaft.

Wally lächelte. »Die Geschworenen hassen uns, und ich kann es ihnen nicht verdenken. Über ein Urteil im Schnellverfahren werden wir nicht hinauskommen. Sobald wir mit unserem Vortrag fertig sind, wirft uns Seawright hinaus.«

»Also ein schnelles Ende? Könnte ich ihm nicht verdenken.«

»Ein schnelles und gnädiges Ende«, stimmte Wally zu, ohne den Blick vom Boden zu heben.

»Was bedeutet das für die anderen heiklen Punkte wie Sanktionen und Verletzung der Anwaltpflichten?«

»Wer weiß? Ich würde sagen, wegen der Verletzung der Anwaltpflichten brauchen wir uns keine Sorgen zu machen. Man kann niemanden dafür verklagen, dass er einen Prozess verliert. Bei den Sanktionen bin ich mir nicht so sicher. Ich könnte mir vorstellen, dass Varrick Blut sehen will und behauptet, die Klage sei unbegründet gewesen.«

David nippte schließlich doch an seinem Kaffee.

»Mir geht Jerry Alisandros nicht aus dem Kopf«, sagte Wally. »Dem würde ich gern in einer dunklen Gasse begegnen und ihm einen Baseballschläger über den Schädel ziehen.«

»Nette Vorstellung.«

»Wir gehen besser. Sehen wir zu, dass wir mit Borsow fertig werden, und dann nichts wie weg.«

Während der nächsten Stunde quälte sich der gesamte Sitzungssaal durch ein Video von Percys Echokardiogramm, während Dr. Borsow versuchte zu beschreiben, was zu sehen war. Da die Beleuchtung gedimmt worden war, dösten einige Geschworene ein. Als das Video zu Ende war, kehrte Borsow in den Zeugenstand zurück.

»Wie lange noch, Mr. Figg?«, fragte der Richter.

»Fünf Minuten.«

»Fahren Sie fort.«

Selbst ein noch so dünner Vortrag benötigt ein paar magische Worte. Die wollte Wally schnell loswerden, während die Geschworenen noch im Halbschlaf waren und die Beklagtenvertretung wahrscheinlich bloß noch nach Hause wollte. »Dr. Borsow, können Sie aufgrund Ihrer medizinischen Erkenntnisse mit hinreichender Sicherheit ein Urteil darüber fällen, woran Mr. Percy Klopeck gestorben ist?«

»Das kann ich.«

David beobachtete Nadine Karros, die jedes Gutachten von Borsow aus zahlreichen Gründen hätte ausschließen lassen können. Sie schien kein Interesse daran zu haben.

»Und wie lautet Ihr Urteil?«, fragte Wally.

»Aufgrund meiner medizinischen Erkenntnisse kann ich mit hinreichender Sicherheit sagen, dass Mr. Klopeck an einem akuten Myokardinfarkt, also einem Herzanfall, gestorben ist.« Borsow sprach langsam, sein Englisch war jetzt viel verständlicher.

»Und was ist Ihrer Meinung nach die Ursache für diesen Herzinfarkt?«

»Aufgrund meiner medizinischen Erkenntnisse kann ich mit hinreichender Sicherheit sagen, dass der Herzinfarkt durch eine Vergrößerung der linken Herzkammer ausgelöst wurde.«

»Und wodurch wurde die Vergrößerung der linken Herzkammer Ihrer Meinung nach verursacht?«

»Aufgrund meiner medizinischen Erkenntnisse kann ich mit hinreichender Sicherheit sagen, dass die Vergrößerung durch die Einnahme des cholesterinsenkenden Mittels Krayoxx verursacht wurde.«

Mindestens vier Geschworene schüttelten den Kopf. Zwei andere sahen aus, als würden sie gleich aufspringen und Borsow an die Gurgel gehen.

Um achtzehn Uhr wurde der Zeuge schließlich entlassen und die Jury nach Hause geschickt.

»Das Gericht vertagt sich auf morgen neun Uhr«, sagte Richter Seawright.

Auf der Rückfahrt zur Kanzlei schlief Wally auf dem Beifahrersitz ein. Da er im Stau stand, prüfte David zuerst die entgangenen Anrufe und ging dann online, um sich die Börsenkurse anzusehen. Der Kurs der Varrick-Aktie war von 31,50 auf 35 Dollar geklettert.

Die Nachricht von dem bevorstehenden Sieg des Unternehmens verbreitete sich schnell.

Von ihren ersten beiden Monaten auf dieser Erde hatte die kleine Emma noch keine Nacht durchgeschlafen. Üblicherweise schlief sie um acht ein, war aber um elf wieder munter und verlangte einen kleinen Imbiss und eine saubere Windel. Nach einer längeren Sitzung mit Herumtragen und Wiegen im Schaukelstuhl entschlummerte sie dann um Mitternacht, war aber um drei Uhr morgens bereits wieder hungrig. Zunächst stillte Helen tapfer, wie sie es geplant hatten, doch nach sechs Wochen war sie so erschöpft, dass sie zum Fläschchen griff. Emmas Vater bekam auch nicht viel Schlaf, weil er in den frühen Morgenstunden mit dem Füttern dran war und sich leise mit seiner Tochter unterhielt, während die Mama im Bett blieb.

Am Dienstag legte David Emma gegen 4.30 Uhr sanft in die Wiege zurück, schaltete das Licht aus und schlich sich aus dem Zimmer. In der Küche setzte er Kaffee auf, und während der durchlief, ging er ins Internet, um die Nachrichten, den Wetterbericht und Rechtsblogs zu lesen. Einer der Blogs hatte den Krayoxx-Prozess und die Klopeck-Klage verfolgt, und David hätte ihn gern ignoriert, aber das konnte er nicht.

»Gemetzelt in Sitzungssaal 2314« lautete die Überschrift. Der Blogger, der sich als »Der letzte Geschworene« bezeichnete, hatte entweder zu viel Zeit oder war einer von Rogan Rothbergs Nachwuchsanwälten. *Für krankhaft*

Neugierige, schrieb er, empfehle ich den Sitzungssaal 2314 im Dirksen Federal Building, wo gegenwärtig das weltweit erste und wohl auch einzige Krayoxx-Verfahren in die zweite Runde geht. Denen, die nicht dabei sein können, sei gesagt, dass es sich um eine einmalige Gelegenheit handelt, sich eine Katastrophe in Zeitlupe anzusehen; der Unterhaltungswert ist kaum zu überbieten. Gestern, am ersten Verhandlungstag, mussten Geschworene und Zuschauer sehr tapfer sein, als die Videoaufnahme der Witwe Iris Klopeck gezeigt wurde. Angeblich kann sie der Verhandlung aus gesundheitlichen Gründen nicht beiwohnen, obwohl sie von einem meiner Informanten gesichtet wurde, als sie gestern im Dominicas in der Pulaski Road ihren Einkauf erledigte (für Fotos hier klicken). Die Dame ist ein echtes Schwergewicht, und ihr Gesicht auf dem Bildschirm zu sehen war ein Erlebnis, das man nicht so leicht vergisst. Zuerst wirkte sie ziemlich zgedröhnt, aber im Laufe der Aussage schien sich der Medikamentennebel zu lichten. Sie verdrückte sogar ein paar Tränen, als sie von ihrem geliebten Percy sprach, der mit achtundvierzig Jahren und einhundertfünf- undvierzig Kilo das Zeitliche gesegnet hat. Ms. Klopeck hofft, dass ihr die Geschworenen eine Wagenladung Geld zusprechen, und setzt auf deren Mitgefühl. Ging aber daneben. Die meisten Geschworenen dachten so wie ich: Kein Mensch hat diese Leute gezwungen, sich krank zu fressen.

Ihr Dream-Team, das ohne seinen Leiter auskommen muss, weil dieser letzte Woche bei der ersten Begegnung mit einem echten Geschworenengericht selbst einen Herzinfarkt erlitt, hat bisher nur einen guten Einfall gehabt, und das war, Ms. Klopeck vom Sitzungssaal fernzuhalten. Weitere brillante Schachzüge sind von diesen beiden Leichtgewichten nicht zu erwarten.

Ihr zweiter Zeuge war ihr Star-Sachverständiger, ein russischer Scharlatan, der nach fünfzehn Jahren in den Vereinigten

Staaten nicht einmal Grundkenntnisse der englischen Sprache besitzt. Der gute Mann heißt Igor, und wenn Igor spricht, hört keiner zu. Die Beklagtenvertretung hätte ihn problemlos wegen mangelnder Qualifikation ablehnen können – die Liste seiner Defizite ist zu lang, um sie hier aufzuführen –, aber offenkundig sollen die Anwälte der Klägerin Gelegenheit bekommen, selbst zu beweisen, dass sie nicht das Geringste in der Hand haben. Die Beklagtenpartei wünscht sich Igor geradezu im Zeugenstand, weil er ihrer Sache förderlich ist!

Das reichte. David klappte den Laptop zu und holte sich einen Kaffee. Er duschte und zog sich leise an, gab Helen einen Abschiedskuss, sah kurz nach Emma und ging. Als er in die Preston Avenue bog, brannte bei Finley & Figg Licht. Es war 5.45 Uhr, und offenbar war Wally bereits bei der Arbeit. Gut, dachte David, vielleicht war dem Juniorpartner eine neue Theorie eingefallen, die sie Nadine Karros und Harry Seawright auftischen konnten, um sich nicht ganz so übel zu blamieren. Aber Wallys Auto stand nicht hinter dem Haus. Die Hintertür war nicht abgeschlossen, die Eingangstür auch nicht. AJ lief nervös im Erdgeschoss herum. Wally war nicht in seinem Büro und auch sonst nirgends zu finden. David schloss die Türen und ging, gefolgt von AJ, nach oben in sein Büro. Keine Nachricht auf dem Schreibusch, keine E-Mail. Er rief Wally auf dem Handy an und landete direkt bei der Mailbox. Merkwürdig – doch Wally änderte seine Gewohnheiten ständig. Allerdings hatten weder er noch Oscar je vergessen, abzuschließen oder das Licht auszuschalten.

David versuchte, Unterlagen durchzusehen, konnte sich aber nicht konzentrieren. Seine Nerven waren wegen der Verhandlung ohnehin aufs Äußerste angespannt, und jetzt wurde er das nagende Gefühl nicht los, dass noch

etwas im Argen lag. Er ging nach unten und sah sich in Wallys Büro um. Der Papierkorb neben dem halbhohen Schrank war leer. Obwohl er sich mies dabei fühlte, öffnete er verschiedene Schubladen, fand jedoch nichts von Interesse. In der Küche stand neben dem schmalen Külschrank ein großer runder Abfalleimer für Kaffeesatz, Essensverpackungen und leere Dosen oder Flaschen. David holte den weißen Müllbeutel heraus, öffnete ihn und fand, was er befürchtet hatte. An der Seite lag auf einem Joghurtbecher eine Halbliterflasche Smirnoff. David nahm sie heraus, spülte sie im Abwaschbecken aus, während er sich selbst die Hände wusch, und nahm sie mit nach oben, wo er sie auf seinen Schreibtisch stellte und lange anstarrte.

Wally hatte offenbar in der Mittagspause ein paar Bier gezischt, dann nachts im Büro die Wodkaflasche geleert und schließlich beschlossen zu gehen. Offenbar war er betrunken gewesen, sonst hätte er das Licht ausgeschaltet und die Türen abgeschlossen.

Sie hatten sich für sieben Uhr zu Kaffee und einer Arbeitsbesprechung verabredet. Um 7.15 Uhr machte sich David echte Sorgen. Er rief Rochelle an und fragte, ob sie etwas von Wally gehört habe.

»Nein, ist was passiert?«, fragte sie, als müsste man bei Wally ständig damit rechnen.

»Ich suche ihn nur, das ist alles. Sie kommen doch um acht, oder?«

»Bin schon auf dem Sprung. Ich sehe kurz bei Mr. Finley vorbei, dann komme ich ins Büro.«

David hätte Oscar gern angerufen, brachte es aber nicht über sich. Es war erst sechs Tage her, dass er einen dreifachen Bypass bekommen hatte, da wollte er ihn nicht beunruhigen. Er ging auf und ab, futterte AJ und

versuchte es noch einmal auf Wallys Handy. Nichts.

Rochelle traf pünktlich um acht ein und berichtete, Oscar gehe es gut, aber er habe Wally auch nicht gesehen. »Er ist gestern Abend nicht nach Hause gekommen.«

David zog die leere Halbliterflasche aus der hinteren Hosentasche. »Die war im Müll in der Küche. Wally hat sich gestern Nacht hier besoffen, die Türen nicht abgeschlossen, und das Licht hat er auch brennen lassen.«

Rochelle sah die Flasche an und hätte am liebsten geheult. Sie hatte Wally in seinem Kampf immer wieder zur Seite gestanden und ihn während des Entzugs moralisch unterstützt. Sie hatte ihm die Hand gehalten, für ihn gebetet, um ihn geweint und sich mit ihm gefreut, wenn er stolz die Tage zählte, die er schon nüchtern war. Ein Jahr, zwei Wochen und zwei Tage – und jetzt hielten sie eine leere Flasche in der Hand.

»Der Druck war wohl zu viel für ihn«, sagte David.

»Wenn er einen Rückfall hat, dann aber richtig. Und es wird von Mal zu Mal schlimmer.«

David stellte die Flasche auf den Tisch. »Aber er war doch so stolz darauf, trocken zu sein. Ich kann das gar nicht glauben.«

Vor allem konnte er nicht glauben, dass von dem Dream-Team (beziehungsweise den drei Hampelmännern) nur noch einer übrig war. Und obwohl seine Partner bedauerlich wenig Erfahrung als Prozessanwälte aufzuweisen hatten, waren sie im Vergleich zu ihm die reinsten Veteranen.

»Meinen Sie, er kommt zur Verhandlung?«, fragte er.

Das glaubte Rochelle nicht, aber sie brachte es nicht übers Herz, das rundheraus zu sagen. »Wahrscheinlich. Sie müssen los.«

Die Fahrt in die Innenstadt kam David endlos vor. Er rief Helen an und informierte sie. Sie war genauso perplex wie er und meinte, dem Richter werde nichts anderes übrig bleiben, als das Verfahren auf einen späteren Zeitpunkt zu verschieben. Der Gedanke gefiel David, und bis er sein Auto abgestellt hatte, hatte er sich selbst davon überzeugt, dass Richter Seawright einen Aufschub gewähren würde, falls Wally nicht erschien. Wenn die beiden leitenden Anwälte ausfielen, war das mit Sicherheit Grund genug, ein Verfahren für fehlerhaft zu erklären oder es zu verschieben.

Wally war nicht im Sitzungssaal. David saß noch allein am Anwaltstisch, als das Team von Rogan Rothberg hereinkam und die Zuschauer ihre Plätze einnahmen. Um 8.50 Uhr ging David unauffällig zu einem Gerichtsdienner und sagte, er müsse dringend Richter Seawright sprechen.

»Kommen Sie mit«, erwiderte der Mann.

Seawright hatte gerade seine schwarze Robe angelegt, als David das Richterzimmer betrat.

»Euer Ehren, wir haben ein Problem«, sagte er, ohne sich mit Begrüßungsformalitäten aufzuhalten. »Mr. Figg ist verschwunden. Er ist nicht hier, und ich glaube nicht, dass er noch kommt.«

Der Richter stieß entnervt die Luft aus, während er die Robe vollends schloss. »Sie wissen nicht, wo er steckt?«

»Nein.«

Seawright sah den Gerichtsdienner an. »Holen Sie Ms. Karros.«

Als Ms. Karros ohne ihr Gefolge erschien, setzten sie und David sich mit dem Richter am Ende eines langen Konferenztisches zusammen. David erzählte ihnen alles, was er wusste, und ließ auch Wallys heikles Verhältnis zum Alkohol nicht aus. Beide zeigten sich mitfühlend

und wussten nicht so recht, was das für das Verfahren bedeutete. David gab zu, dass er sich überhaupt nicht qualifiziert fühle und keine Ahnung habe, was zu tun sei, sich andererseits aber auch nicht vorstellen könne, dass die Kanzlei das gesamte Verfahren noch einmal von vorne aufrollen werde.

»Tatsache ist, dass wir nicht viel in der Hand haben«, sagte er rundheraus, »das wussten wir von Anfang an. Wir haben das Verfahren vorangetrieben, soweit es möglich war, und auch das nur, weil wir Sanktionen und eine Klage wegen Verletzung der Anwaltspflichten vermeiden wollten.«

»Sie wollen einen Aufschub?«, fragte der Richter.

»Ja. Ich denke, dass ist in Anbetracht der Umstände nur fair.«

»Meine Mandantin wird sich gegen jegliche Verzögerung zur Wehr setzen und meines Erachtens alles tun, um dieses Verfahren zu Ende bringen«, erklärte Ms. Karros.

»Ich glaube nicht, dass ein Aufschub etwas bringt«, sagte der Richter. »Wenn Mr. Figg wieder trinkt, und zwar so viel, dass er nicht zur Verhandlung erscheint, könnte es eine Weile dauern, bis er wieder nüchtern und einsatzbereit ist. Ich kann Ihnen keinen Aufschub gewähren.«

Gegen diese Logik hatte David nur einen Einwand. »Euer Ehren, ich habe keine Ahnung, was in der Verhandlung zu tun ist. Ich habe noch nie einen Prozess geführt.«

»Mr. Figg schien mir auch keine große Erfahrung zu besitzen. So gut wie er können Sie das mit Sicherheit auch.«

Es trat eine lange Pause ein, während alle drei über dieses höchst ungewöhnliche Dilemma nachdachten.

»Ich habe einen Vorschlag«, sagte Ms. Karros schließlich. »Wenn Sie die Verhandlung zu Ende führen, Sorge

ich dafür, dass meine Mandantin von Sanktionen gemäß Prozessordnungsvorschrift 11 absieht.«

Richter Seawright schloss sich ihr an. »Mr. Zinc, wenn Sie das Verfahren zum Abschluss führen, sichere ich Ihnen zu, dass es keine Sanktionen gegen Sie oder Ihre Mandantin geben wird.«

»Schön, aber was ist mit der Klage wegen Verletzung der Anwaltpflichten?«

Ms. Karros sagte nichts, doch der Richter beruhigte ihn. »Ich glaube nicht, dass Sie diesbezüglich etwas zu befürchten haben. Ich habe noch nie von einer erfolgreichen Klage wegen Verletzung der Anwaltpflichten gehört, nur weil ein Anwalt einen Prozess verloren hat.«

»Ich auch nicht«, stimmte ihm Ms. Karros bei. »Bei jedem Prozess gibt es Gewinner und Verlierer.«

Natürlich, dachte David. Es musste schön sein, immer zu gewinnen.

»Dann gehen wir wie folgt vor«, sagte der Richter. »Wir legen heute eine Verhandlungspause ein – ich schicke die Geschworenen nach Hause –, und Sie tun Ihr Bestes, um Mr. Figg aufzuspüren. Falls er morgen wider Erwarten doch auftaucht, machen wir weiter, als ob nichts passiert wäre, und ich werde wegen heute keine Strafen gegen ihn verhängen. Wenn Sie ihn nicht finden oder er nicht in der Lage ist, seine Arbeit fortzusetzen, beginnt die Verhandlung morgen früh um neun. Sie tun Ihr Bestes, und ich helfe Ihnen, soweit es mir möglich ist. Wir bringen dieses Verfahren zu Ende, und damit ist die Sache erledigt.«

»Was ist mit Rechtsmitteln?«, fragte Nadine Karros. »Dass die beiden leitenden Anwälte abhandengekommen sind, könnte ein Grund sein, Rechtsmittel einzulegen.«

David lächelte mühsam. »Ich verspreche Ihnen, dass wir das nicht tun werden, nicht soweit es mich betrifft.

Dieses Verfahren könnte für unsere kleine Kanzlei den Ruin bedeuten. Wir mussten einen Kredit aufnehmen, um überhaupt bis hierher zu kommen. Ich kann mir nicht vorstellen, dass meine Partner auch nur einen Gedanken an ein Berufungsverfahren verschwenden würden. Dann würde das Ganze ja wieder von vorne losgehen. Das wollen sie ganz bestimmt nicht.«

»Dann sind wir uns also einig?«, fragte der Richter.

»Was mich angeht, schon«, erwiderte Nadine Karros.

»Mr. Zinc?«

David hatte keine Wahl. Wenn er den Prozess allein weiterführte, war die Kanzlei vor Sanktionen und vermutlich auch vor Klagen wegen Verletzung der Anwaltpflichten sicher. Ansonsten konnte er nur einen Aufschub verlangen und sich, falls dieser abgelehnt wurde, weigern, sich weiter an dem Verfahren zu beteiligen.

»Ja sicher, ich bin einverstanden.«

Auf dem Rückweg ins Büro ließ er sich viel Zeit. Immer wieder rief er sich ins Gedächtnis, dass er erst zweiunddreißig war, dass dies nicht das Aus für seine Karriere als Anwalt bedeutete. Irgendwie würde er die nächsten drei Tage überleben. In einem Jahr war die Sache bestimmt schon so gut wie vergessen.

Immer noch keine Spur von Wally. David schloss sich in seinem Büro ein und verbrachte den restlichen Tag damit, Transkripte von Prozessen zu lesen, die Aussagen in anderen Verfahren zu studieren, die Regeln von Prozessordnung und Beweiserhebung auswendig zu lernen und seinen rebellierenden Magen unter Kontrolle zu halten.

Am Abend stocherte er in seinem Essen herum, während er Helen alles erzählte.

»Wie viele Anwälte hat die gegnerische Partei?«, fragte sie.

»Weiß ich nicht, das sind so viele, dass man sie gar nicht zählen kann. Mindestens sechs, und dahinter sitzt eine ganze Reihe von Anwaltsassistenten.«

»Und du bist an deinem Tisch allein?«

»So sieht es aus.«

Sie kaute ein wenig auf ihren Nudeln herum. »Prüft irgendwer die Qualifikation der Anwaltsassistenten?«

»Ich glaube nicht. Warum?«

»Nur so ein Gedanke. Vielleicht sollte ich ein paar Tage lang Anwaltsassistentin werden. Ich wollte mir schon immer mal einen Prozess ansehen.«

David lachte zum ersten Mal seit Stunden. »Jetzt mach mal einen Punkt, Helen. Ich weiß nicht, ob ich will, dass du – oder sonst irgendwer – dieses Blutbad miterlebt.«

»Was würde der Richter denn sagen, wenn ich mit Aktenkoffer und Schreibblock erscheine und anfrage, mir Notizen zu machen?«

»Im Augenblick habe ich bei Richter Seawright vermutlich Narrenfreiheit.«

»Meine Schwester kann auf Emma aufpassen.«

David lachte wieder, aber der Gedanke begann ihm zu gefallen. Was hatte er zu verlieren? Wahrscheinlich war es sein erster und letzter Auftritt als Prozessanwalt, warum sollte er ihn nicht wenigstens genießen?

»Gar keine schlechte Idee«, sagte er.

»Hast du gesagt, von den Geschworenen sind sieben Männer?«

»Ja.«

»Langer oder kurzer Rock?«

»Nicht zu kurz.«

»Der letzte Geschworene« bloggte weiter: Ein kurzer Tag in der Geschichte des Klopeck-Krayoxx-Verfahrens, da das Dream-Team rapide dahingeschmolzen ist. Böse Zungen wollen wissen, dass der leitende Anwalt, der ehrenwerte Wallis T. Figg, abhandengekommen ist und sein zweiter Mann, ein absoluter Anfänger, auf die Suche nach ihm gehen musste. Bis kurz vor neun Uhr war von Figg im Gericht nichts zu sehen. Richter Seawright schickte die Geschworenen nach Hause, heute Morgen soll es weitergehen. Wiederholte Anrufe bei der Kanzlei Finley & Figg landeten direkt auf dem Anrufbeantworter, von den Angestellten – sofern die Kanzlei Angestellte hat – rief niemand zurück. Sollte Mr. Figg auf Safttour sein? Eine berechnete Frage, wenn man bedenkt, dass er in den vergangenen Jahren mindestens zweimal alkoholisiert am Steuer erwischt wurde, das letzte Mal erst vor einem Jahr. Meinen Informationen zufolge ist Figg zum vierten Mal geschieden. Es gelang mir, Ehefrau Nummer zwei aufzuspüren, der Mr. Figg's Hang zur Flasche noch lebhaft in Erinnerung war. Als ich die Klägerin Iris Klopeck, die mutmaßlich immer noch zu krank ist, um vor Gericht zu erscheinen, bei ihr zu Hause kontaktierte, zeigte sie sich nicht überrascht. Mit den Worten »Wundert mich gar nicht« legte sie auf. Rechtsanwalt Bart Shaw, der sich auf Klagen wegen Verletzung der Anwaltpflichten spezialisiert hat, wurde im Sitzungssaal gesichtet – angeblich will er sich Finley & Figg wegen der unprofessionellen Handhabung der Krayoxx-Klagen vornehmen. Bisher läuft die Sache Klo-

peck zumindest theoretisch noch ordnungsgemäß. Die Geschworenen haben noch kein Urteil gefällt. Bleiben Sie dran.

David überflog verschiedene andere Blogs, während er an seinem Schreibtisch einen Müsliriegel aß und auf Wally wartete, mit dem er allerdings nicht ernsthaft rechnete. Keiner hatte von ihm gehört – weder Oscar, Rochelle oder DeeAnna noch die Rechtsanwälte von seinem alten Pokerklub. Oscar hatte einen Bekannten bei der Polizei angerufen, um sich inoffiziell zu erkundigen, obwohl weder er noch David eine Straftat vermuteten. Rochelle erzählte, Wally sei früher einmal pro Woche abgetaucht, ohne Bescheid zu geben, und habe sich dann jedes Mal sturzbetrunken aus einem Motel in Green Bay bei Oscar gemeldet. David bekam jetzt eine Menge Geschichten über Wally, den Säufer, zu hören, die für ihn merkwürdig klangen, weil er Wally nur nüchtern kannte.

Rochelle erschien früh und ging nach oben, was nur selten vorkam. Sie machte sich Sorgen um David und bot ihm ihre Hilfe an. Er bedankte sich und fing an, seinen Aktenkoffer zu packen. Sie fütterte AJ, holte ihren Joghurt und legte sich gerade alles auf ihrem Schreibtisch zurecht, als ihr Blick auf ihre E-Mails fiel.

»David!«, rief sie.

Es war eine Nachricht von Wally, vom 26. Oktober, 5.10 Uhr, von seinem iPhone verschickt. »RG: Bin noch am Leben. Keine Polizei, und zahlen Sie kein Lösegeld.«

»Gott sei Dank«, sagte Rochelle. »Es geht ihm gut.«

»Das steht da nicht. Es heißt nur, dass er noch am Leben ist. Das ist vermutlich schon mal positiv.«

»Was meint er mit dem Lösegeld?«, fragte sie.

»Wahrscheinlich ein Witz. Sehr lustig.«

Auf dem Weg in die Innenstadt rief David Wally dreimal auf dem Handy an. Die Mailbox war voll.

In einem Raum, in dem das Bild von ernst dreinblickenden Männern in dunklen Anzügen beherrscht wird, erregt eine schöne Frau deutlich mehr Aufmerksamkeit als auf einer belebten Straße. Für Nadine Karros war ihr Aussehen eine Waffe, die sie eingesetzt hatte, um sich einen Spitzenplatz unter den Eliteanwälten im Großraum Chicago zu erkämpfen. Am Mittwoch bekam sie Konkurrenz.

Die neue Anwaltsassistentin von Finley & Figg traf um 8.45 Uhr ein und ging wie geplant direkt zu Ms. Karros, um sich als Helen Hancock, Teilzeit-Anwaltsassistentin bei Finley & Figg, vorzustellen. Dann begrüßte sie einige der anderen Anwälte der Beklagten, die sich gezwungen sahen, ihre Arbeit zu unterbrechen, verlegen aufzuspringen, ein Lächeln aufzusetzen, ihr die Hand zu schütteln und ein paar Höflichkeitsfloskeln auszutauschen. Helen, die eins siebenundsiebzig Meter groß war und zehn Zentimeter hohe Absätze trug, überragte Nadine Karros um mehrere Zentimeter und blickte auch auf einige der Männer herab. Mit den braunen Augen hinter der schicken Designerbrille, ihrer schlanken Gestalt und dem Rock, der zwei Handbreit über dem Knie endete, brachte sie die Vorbereitungsroutine ein wenig durcheinander, wenn auch nur vorübergehend. Die Zuschauer, fast alles Männer, musterten sie interessiert. Ihr Ehemann, der die Vorgänge ignorierte, deutete auf den Stuhl hinter seinem.

»Wenn Sie mir bitte die Akten geben würden«, sagte er geschäftsmäßig. Er senkte die Stimme. »Du siehst toll aus, aber du darfst mich nicht anlächeln.«

»Ja, sofort.« Sie öffnete einen Aktenkoffer, der aus Davids Sammlung stammte.

»Danke fürs Kommen.«

Eine Stunde zuvor hatte David von seinem Schreib-

tisch aus Richter Seawright und Nadine Karros per E-Mail darüber informiert, dass sich Mr. Figg gemeldet habe, aber nicht vor Gericht erscheinen werde. Ihnen sei nicht bekannt, wo er sich aufhalte und wann sie ihn zu Gesicht bekommen würden. Nach allem, was David wusste, mochte Wally wieder nicht ansprechbar und völlig betrunken in einem Motel in Green Bay liegen, aber das behielt er für sich.

Dr. Igor Borsow wurde erneut aufgerufen und trat mit der Miene eines Aussätzigen, der gesteinigt werden soll, in den Zeugenstand.

»Ihr Zeuge für das Kreuzverhör, Ms. Karros«, sagte Richter Seawright.

Sie trat in einem weiteren Killeroutfit ans Rednerpult – einem lavendelfarbenen, eng anliegenden Strickkleid, das ihr wohlgeformtes, knackiges Hinterteil betonte und zu dem sie einen breiten braunen Ledergürtel trug, der keinen Zweifel daran ließ, dass sie Größe vierunddreißig hatte. Sie begrüßte den Sachverständigen mit einem charmanten Lächeln und bat ihn, langsam zu sprechen, da sie ihn am Montag nur schlecht verstanden habe. Borsow antwortete mit einem unverständlichen Grummeln.

Angesichts der zahllosen offenen Flanken ließ sich unmöglich vorhersagen, wo sie zuerst angreifen würde. David hatte keine Möglichkeit gehabt, Borsow vorzubereiten, und verspürte auch nicht die geringste Lust, eine Minute länger mit dem Mann zu verbringen.

»Dr. Borsow, wann haben Sie zuletzt selbst einen Patienten behandelt?«

Er musste einen Augenblick nachdenken. »Vor etwa zehn Jahren«, sagte er schließlich. Das führte zu einer Reihe von Fragen darüber, was er in den vergangenen zehn Jahren getan habe. Er habe keine Patienten behan-

delt, sei weder in der Lehre noch in der Forschung tätig gewesen und habe auch sonst keine übliche ärztliche Tätigkeit ausgeübt. Als sie praktisch alles ausgeschlossen hatte, hakte sie noch einmal nach.

»Dr. Borsow, ist es nicht so, dass Sie in den vergangenen zehn Jahren praktisch ausschließlich für verschiedene Prozessanwälte tätig waren?«

Borsow wand sich ein wenig. Da sei er sich nicht sicher.

Nadine schon. Ihr lagen alle Fakten vor, weil Borsow sie selbst ein Jahr zuvor bei seiner beeideten Aussage in einer anderen Sache zu Protokoll gegeben hatte. Mit ihren Detailkenntnissen bewaffnet, nahm sie ihn bei der Hand und führte ihn zur Schlachtbank. Jahr für Jahr ging sie die Prozesse, die Screenings, die Medikamente und die Anwälte durch, und als sie eine Stunde später mit ihm fertig war, hatte jeder im Sitzungssaal verstanden, dass Igor Borsow eine gefällige Marionette der Sammelklagenanwälte war.

Die Anwaltsassistentin kritzelte etwas auf ihren Block und schob ihn David hin. »Wo hast du den denn her?«

»Beeindruckend, was?«, schrieb er zurück. »Kostet auch nur fünfundsiebzigtausend.«

»Wer zahlt das?«

»Das willst du nicht wissen.«

Offenkundig beeinträchtigte das Kreuzverhör Borsows Aussprache – oder er wollte gar nicht verstanden werden. Auf jeden Fall wurde er immer unverständlicher. Nadine ließ sich davon nicht aus der Ruhe bringen, und David bezweifelte sehr, dass der starke Akzent sie überhaupt jemals irritiert hatte. Er hatte eine Meisterin vor sich und machte sich Notizen, nicht weil er hoffte, seinen Zeugen zu retten, sondern weil er von ihrer brillanten Kreuzverhörstrategie lernen wollte.

Den Geschworenen war das alles egal. Sie waren ganz woanders, hatten sich geistig verabschiedet und warteten nur noch auf den nächsten Zeugen. Nadine Karros spürte das und kürzte ihre Liste der Angriffspunkte entsprechend. Um elf Uhr musste Richter Seawright zur Toilette und verkündete eine zwanzigminütige Pause.

Als die Geschworenen den Sitzungssaal verlassen hatten, kam Borsow auf David zu. »Wie lange noch?«

»Keine Ahnung.«

Der Arzt schwitzte und atmete schwer, unter seinen Achseln zeichneten sich Schweißflecken ab.

Davids Mitgefühl hielt sich in Grenzen. Zumindest wurde der Mann dafür bezahlt.

In der Pause trafen Nadine Karros und ihr Team die taktische Entscheidung, auf die erneute Besprechung von Percy Klopecks Echokardiogramm zu verzichten. Borsow, der blutend in den Seilen hing, sollte nicht die Chance bekommen, die Geschworenen mit seinem Fachjargon zu verwirren und so Boden gutzumachen. Nachdem Borsow nach der Pause widerwillig in den Zeugenstand zurückgekehrt war, fing sie an, seine Ausbildung infrage zu stellen, wobei sie immer wieder die Unterschiede zwischen dem Medizinstudium in den USA und dem in Russland hervorhob. Sie ging eine Reihe von Seminaren und Vorlesungen durch, die in den Vereinigten Staaten Standard, »dort drüben« aber unbekannt waren. Sie kannte die Antwort auf jede einzelne Frage, und Borsow war das mittlerweile klar geworden. Seine Erwiderungen kamen immer zögerlicher, weil er wusste, dass jede noch so kleine Unstimmigkeit sofort herausgepickt, seziert und ihm unter die Nase gehalten werden würde.

Sie hackte auf seiner Ausbildung herum und brachte ihn einige Male ernsthaft in Verlegenheit. Als es Mittag

wurde, hätten sich die Geschworenen, die das Desaster beobachteten, von diesem Arzt nicht einmal einen Lippenpflegestift verschreiben lassen.

Warum hatte er nie etwas veröffentlicht? Er behauptete, in Russland verschiedene Aufsätze geschrieben zu haben, musste aber zugeben, dass sie nie übersetzt worden waren. Warum hatte er nie unterrichtet oder war an eine Universität gegangen? Borsow versuchte zu erklären, dass ihn die Lehre langweile, aber es konnte ihn sich ohnehin keiner im Hörsaal vorstellen.

Während der Mittagspause ging David mit seiner Anwaltsassistentin in einen Imbiss um die Ecke. Helen fand die Verhandlung höchst interessant, war jedoch erschüttert von Borsows inkompetentem Auftritt.

»Nur zur Information«, sagte sie bei einem Frühlingsalat. »Falls wir uns jemals scheiden lassen, engagiere ich Nadine Karros.«

»Ach, tatsächlich? Dann werde ich mich wohl an Wally Figg halten müssen, sofern er lange genug nüchtern bleibt.«

»Du bist erledigt.«

»Das mit der Scheidung kannst du vergessen, dafür siehst du viel zu gut aus, und außerdem hast du großes Potenzial als Anwaltsassistentin bei Gericht.«

Helen wurde ernst. »Ich weiß ja, dass du im Augenblick den Kopf nicht frei hast, aber du musst an deine Zukunft denken. Bei Finley & Figg kannst du nicht bleiben. Was ist, wenn Finley nicht zurückkommt? Was, wenn Figg weiter an der Flasche hängt? Und warum solltest du überhaupt da bleiben wollen?«

»Ich weiß nicht so recht. Ich habe noch keine Zeit gehabt, darüber nachzudenken.« Bisher hatte er ihr nicht von den potenziellen Sanktionen gemäß Prozessord-

nungsvorschrift 11 und dem drohenden Verfahren wegen Verletzung der Anwaltpflichten erzählt, um ihr diesen doppelten Albtraum zu ersparen. Das mit der Bürgschaft, die er gemeinsam mit beiden Partnern für den Kreditrahmen von zweihunderttausend Dollar übernommen hatte, hatte er auch für sich behalten. In naher Zukunft hatte er wohl keine Chance, die Kanzlei zu verlassen.

»Lass uns später darüber reden«, bat er.

»Entschuldige. Ich finde nur, du könntest es um Größenordnungen besser treffen.«

»Danke, Schatz. Findest du meinen Auftritt vor Gericht etwa nicht brilliant?«

»Ich bin schwer beeindruckt, aber ich glaube, *ein* großer Prozess reicht.«

»Nadine Karros übernimmt übrigens keine Scheidungen.«

»Dann bleibt mir wohl keine Wahl. Ich muss durchhalten.«

Um 13.30 Uhr torkelte Borsow zum letzten Mal in den Zeugenstand, und Nadine Karros setzte zum Todesstoß an. Da er keine Patienten behandle, sei wohl davon auszugehen, dass er auch Percy Klopeck nicht behandelt habe. Mr. Klopeck sei bereits, lange bevor Borsow als Sachverständiger verpflichtet worden sei, verstorben. Also habe er, Borsow, doch sicherlich die behandelnden Ärzte konsultiert. Nein, musste Borsow zugeben, das habe er nicht. Sie gab sich ungläubig und fing an, auf dieser unglaublichen Unterlassung herumzureiten. Seine Antworten kamen immer langsamer, seine Stimme wurde schwächer, der russische Akzent stärker, bis er schließlich um 14.45 Uhr ein weißes Taschentuch aus der Jackentasche zog und es schwenkte.

Derart dramatische Entwicklungen waren in der Prozessordnung der Bundesgerichte nicht vorgesehen, und David wusste nicht recht, wie er sich verhalten sollte. Er stand auf.

»Euer Ehren, ich glaube, der Zeuge ist überfordert.«

»Dr. Borsow, geht es Ihnen gut?«, fragte der Richter.

Die Antwort lag auf der Hand. Der Zeuge schüttelte den Kopf.

»Keine Fragen mehr, Euer Ehren«, sagte Ms. Karros und verließ das Rednerpult – wieder ein vernichtender Sieg.

»Haben Sie noch Fragen, Mr. Zinc?«, erkundigte sich der Richter.

David hatte nicht das geringste Bedürfnis, seinen Zeugen wiederzubeleben. »Nein, Euer Ehren«, erwiderte er eilig.

»Dr. Borsow, Sie sind entlassen.«

Der Arzt torkelte, gestützt auf einen Gerichtsdienner, davon, um fünfundsiebzigtausend Dollar reicher, aber mit einem weiteren schwarzen Fleck auf seinem Lebenslauf. Richter Seawright vertagte die Sitzung auf 15.30 Uhr.

Dr. Herbert Threadgill war ein Pharmakologe von zweifelhaftem Ruf. Wie Borsow wollte er die letzten Jahre seiner beruflichen Laufbahn so angenehm wie möglich gestalten und hatte sich daher, weitab von der anstrengenden richtigen Medizin, darauf verlegt, für Anwälte auszusagen, die seine berüchtigt flexiblen Gutachten benötigten, um ihre Version der Tatsachen zu belegen. Die beiden professionellen Sachverständigen begegneten sich gelegentlich, und sie kannten einander gut. Threadgill hatte die Sache Klopeck aus zwei Gründen nur widerwillig übernommen: Zum einen war die Faktenlage lausig, und die Klage stand auf wackligen Beinen, zum anderen

hatte er nicht das geringste Bedürfnis, Nadine Karros im Gerichtssaal gegenüberzutreten. Schließlich hatte er sich nur aus einem Grund dazu bereit erklärt – wegen der fünfzigtausend Dollar zuzüglich Spesen, die er für ein paar Stunden Arbeit erhalten sollte.

Während der Pause begegnete er vor dem Sitzungssaal Dr. Borsow und war entsetzt über dessen Anblick.

»Tun Sie es nicht«, riet Borsow, während er sich zum Aufzug schleifte.

Threadgill lief zur Toilette, spritzte sich Wasser ins Gesicht und beschloss, die Flucht zu ergreifen. Zum Teufel mit der Verhandlung. Zum Teufel mit den Anwälten, das waren sowieso kleine Fische. Er war voll bezahlt worden, und falls sie ihm mit einer Klage drohten, konnte er immer noch einen Teil seines Honorars zurückgeben – oder auch nicht. In einer Stunde konnte er im Flugzeug sitzen. In drei Stunden konnte er sich mit seiner Frau einen Drink im Garten genehmigen. Eine Straftat war das nicht. Schließlich hatte ihn das Gericht nicht geladen. Wenn nötig, kam er nie wieder nach Chicago.

Um sechzehn Uhr tauchte David erneut im Richterzimmer auf. »Es tut mir leid, aber wir scheinen schon wieder einen Mann verloren zu haben. Ich kann Dr. Threadgill nicht finden, und er geht nichts ans Telefon.«

»Wann haben Sie zuletzt mit ihm gesprochen?«

»In der Mittagspause. Da war er einsatzbereit, zumindest hat er das gesagt.«

»Haben Sie noch einen Zeugen, der hier ist und sich nicht abgesetzt hat?«

»Ja. Meine Wirtschaftswissenschaftlerin, Dr. Kanya Meade.«

»Dann rufen Sie die auf, vielleicht finden die verlorenen Seelen ja in der Zwischenzeit nach Hause.«

Percy Klopeck hatte zweiundzwanzig Jahre lang als Disponent in der Zentrale eines Transportunternehmens gearbeitet. Das war eine sitzende Tätigkeit, und Percy hatte acht Stunden am Stück gesessen, ohne sich zwischendurch Bewegung zu verschaffen. Da er nicht gewerkschaftlich organisiert war, hatte er zum Zeitpunkt seines Todes ein Jahresgehalt von vierundvierzigtausend Dollar bezogen, wobei davon auszugehen war, dass er noch weitere siebzehn Jahre hätte arbeiten können.

Dr. Kanya Meade war eine junge Wirtschaftswissenschaftlerin von der University of Chicago, die gelegentlich als Sachverständige tätig wurde, um sich ein paar Dollar dazuzuverdienen – in der Sache Klopeck fünfzehntausend. Die Rechnung war einfach: vierundvierzigtausend Dollar pro Jahr zuzüglich einer jährlichen Steigerung auf Grundlage der Entwicklung in der Vergangenheit und eine Rente in Höhe von siebzig Prozent seines höchsten Gehalts bei einer Lebenserwartung von fünfzehn Jahren über das Alter von fünfundsechzig hinaus. Kurz gesagt, laut Dr. Meade waren Percy und seiner Familie durch Percys Tod 1,51 Millionen Dollar entgangen.

Da er friedlich im Schlaf verstorben sei, bestünden keine Ansprüche auf Schmerzensgeld.

Im Kreuzverhör beanstandete Ms. Karros die errechnete Lebenserwartung. Da Percy mit achtundvierzig verstorben war und ein früher Tod bei seinen männlichen Blutsverwandten nicht ungewöhnlich sei, sei es unrealistisch, davon auszugehen, dass er achtzig Jahre alt geworden wäre. Allerdings hütete sie sich, die Höhe eines etwaigen Schadenersatzes länger zu diskutieren. Das hätte die Zahlen nur plausibel wirken lassen. Die Klopecks hatten keinerlei Ansprüche, und sie wollte nicht den Eindruck erwecken, dass sie die Höhe des beanspruchten Schadenersatzes beunruhigte.

Als Dr. Meade um 17.20 Uhr fertig war, vertagte Richter Seawright die Sitzung auf den nächsten Morgen neun Uhr.

Nach dem anstrengenden Tag im Gericht hatte Helen keine Lust zu kochen. Sie holte Emma bei ihrer Schwester in Evanston ab, bedankte sich überschwänglich, versprach, später zu berichten, und raste zum nächsten Fast-Food-Restaurant. Emma, die im fahrenden Auto viel besser schlief als in ihrer Wiege, schlummerte friedlich in der Schlange vor dem Drive-in-Schalter. Helen bestellte mehr Burger und Pommes frites als üblich, weil David und sie ebenfalls hungrig waren. Es regnete, und jetzt, Ende Oktober, waren die Tage schon sehr kurz.

Helen fuhr zur Wohnung der Khaings in Rogers Park, und bis sie dort ankam, war auch David bereits eingetroffen. Geplant war ein schnelles Abendessen, dann wollten sie nach Hause und früh ins Bett gehen – soweit es Emma genehm war. David hatte für die Klägerin keine Zeugen mehr aufzubieten und wusste nicht recht, was er von Nadine Karros zu erwarten hatte. Laut der im Vorverfahren erlassenen Verfügung, mit der das Gericht den Ablauf der Hauptverhandlung festgelegt hatte, hatte die Beklagtenpartei siebenundzwanzig sachverständige Zeugen aufgebieten, deren Gutachten sich David allesamt zu Gemüte geführt hatte. Nur Nadine Karros wusste, wie viele davon sie in den Zeugenstand rufen würde und in welcher Reihenfolge. David blieb nicht viel anderes übrig, als dabei zuzusitzen, zuzuhören, gelegentlich Einspruch zu erheben, seiner attraktiven Anwaltsassistentin Notizzettel zuzu-

schieben und so zu tun, als wüsste er, was los war. Ein früherer Studienkollege, der jetzt Prozessanwalt bei einer Kanzlei in Washington war, hielt es für wahrscheinlich, dass die Beklagtenvertretung ein Urteil im beschleunigten Verfahren beantragen würde. Wenn es ihr gelang, Seawright davon zu überzeugen, dass die Klägerseite noch nicht einmal das Grundgerüst für ein ordnungsgemäßes Verfahren geliefert hatte, konnte sie den Prozess gewinnen, ohne einen einzigen Zeugen aufzubieten. »Morgen könnte alles vorbei sein«, sagte er, während er in Washington im Stau stand und David in Chicago.

Seit Thuya fünf Monate zuvor aus dem Krankenhaus entlassen worden war, hatten die Zincs nur selten das Fast-Food-Abendessen am Mittwoch verpasst. Emmas Geburt hatte für eine kurze Unterbrechung gesorgt, aber bald brachten sie sie einfach mit. Die Besuche hatten sich zu einem echten Ritual entwickelt. Sobald sich Helen mit dem Baby dem Haus näherte, kamen Lwin und Zaw, Mutter und Großmutter, aus der Tür und stürzten sich auf das Baby. Drinnen warteten Lynn und Erin, Thuyas ältere Schwestern, Seite an Seite auf dem Sofa darauf, dass sie endlich das Baby anfassen durften. Helen legte Emma vorsichtig einem der Kinder auf den Schoß, und dann plapperten und kreischten die Mädchen, ihre Mutter und Großmutter, als hätten sie noch nie einen Säugling gesehen. Behutsam wurde das Baby von einer zur anderen weitergereicht. Das dauerte endlos, während die Männer am Verhungern waren.

Thuya sah von seinem Hochstuhl aus zu und schien seinen Spaß zu haben. Jede Woche hofften David und Helen auf ein Zeichen, dass sich sein Zustand zumindest ein wenig besserte, jede Woche wurden sie enttäuscht. Wie die Ärzte gesagt hatten, waren Fortschritte höchst

unwahrscheinlich. Schließlich war der Schaden irreversibel.

David setzte sich neben ihn, streichelte ihm wie immer den Kopf und reichte ihm eins der Pommes frites. Er unterhielt sich mit Soe und Lu, während sich die Frauen um das Baby drängten. Schließlich setzten sich alle an den Tisch, wo sie zu ihrer Freude erfuhren, dass David und Helen mit ihnen essen würden. Normalerweise aßen die beiden etwas Gesünderes und vermieden Burger und Pommes. Heute war das anders. David erklärte, dass sie in Eile waren und daher keinen Ausflug mit Thuya machen konnten.

Als er seinen Cheeseburger halb aufgegessen hatte, klingelte sein Handy. Er warf einen Blick auf das Display, sprang auf, flüsterte Helen »Das ist Wally!« zu und ging vor die Tür.

»Wo sind Sie, Wally?«

»Ich bin besoffen«, krächzte eine schwache, ersterbende Stimme. »Ich bin so besoffen, David. So was von besoffen.«

»Das haben wir uns schon gedacht. Wo sind Sie?«

»Sie müssen mir helfen. Ich habe sonst niemanden. Oscar spricht nicht mehr mit mir.«

»Natürlich helfe ich Ihnen, aber wo stecken Sie?«

»In der Kanzlei.«

»Ich bin in einer Dreiviertelstunde da.«

Wally lag auf dem Sofa neben dem Tisch und schnarchte unter den misstrauischen Blicken von AJ. Es war Mittwochabend, und David ging zu Recht davon aus, dass sich Wally am Montag in aller Frühe zum letzten Mal geduscht hatte, am Tag des ersten Verhandlungstermins nach Oscars dramatischem Zusammenbruch und Wallys

legendären Worten, die dafür gesorgt hatten, dass das Verfahren für fehlerhaft erklärt wurde. Ungeduscht, unrasiert, dieselbe Kleidung – Wally trug immer noch den marineblauen Anzug und das weiße Hemd von dem Tag, an dem David ihn zuletzt gesehen hatte. Die Krawatte war weg. Das Hemd war voller Flecken. Das rechte Hosensein zeigte einen kleinen Riss. An den Sohlen der neuen schwarzen Schuhe klebte getrockneter Lehm. David tippte ihm auf die Schulter und rief seinen Namen. Nichts. Wallys Gesicht war rot und aufgedunsen, aber David konnte keine blauen Flecke, Platzwunden oder Abschürfungen entdecken. Vielleicht hatte er sich zumindest nicht geprügelt. David hätte gern gewusst, wo er gewesen war, aber andererseits war es wohl besser, wenn er es nicht erfuhr. Wally war in Sicherheit. Fragen konnte er später stellen, zum Beispiel, wie er in die Kanzlei gekommen war. Wallys Auto war nirgends zu sehen, was eine gewisse Erleichterung darstellte. Zumindest war Wally schlau genug gewesen, sich nicht hinters Steuer zu setzen. Andererseits war das Auto vielleicht auch zu Schrott gefahren, gestohlen oder von der Leasingfirma beschlagnahmt worden.

David boxte Wally gegen den Bizeps und brüllte ihm ins Ohr. Der schwere Atem stockte einen Augenblick und setzte dann wieder ein. AJ winselte, also ließ David ihn nach draußen und setzte eine Kanne Kaffee auf. Dann schickte er Helen eine SMS: »Blau wie ein Veilchen, aber er lebt. Keine Ahnung, was jetzt passiert.« Er rief Rochelle an und informierte sie. Sein Anruf bei Oscar landete auf der Mailbox.

Eine Stunde später hatte Wally sich so weit erholt, dass er eine Tasse Kaffee trinken konnte. »Danke, vielen Dank«, sagte er immer wieder. »Haben Sie Lisa angerufen?«

»Wer bitte ist Lisa?«

»Meine Frau. Die müssen Sie unbedingt anrufen, David. Oscar, dieser Mistkerl, redet nicht mehr mit mir.«

David beschloss mitzuspielen, mal sehen, wohin das führte. »Ich habe Lisa angerufen.«

»Haben Sie? Was sagt sie?«

»Sie sagt, Sie beide sind seit Jahren geschieden.«

»Sieht ihr ähnlich.« Wally starrte mit glasigem Blick auf seine Füße, unfähig oder unwillig, Blickkontakt aufzunehmen.

»Sie sagt, sie liebt sie trotzdem noch«, behauptete David nur zum Spaß.

Wally fing an zu weinen, grundlos, wie es Betrunkene eben tun. David fühlte sich ein wenig schäbig, hatte aber seinen Spaß.

»Tut mir leid.« Wally wischte sich mit dem Unterarm das Gesicht ab. »Tut mir echt leid, David. Oscar spricht nämlich nicht mehr mit mir. Sitzt in meiner Wohnung, frisst meinen Kühlschrank leer. Als ich nach Hause kam, war die Tür abgeschlossen und die Kette vorgelegt. Wir hatten einen Riesenkrach, bis die Nachbarn die Polizei gerufen haben. Bin gerade noch rechtzeitig weg. Jetzt kann ich nicht mal mehr in meine eigene Wohnung, das ist doch wirklich das Letzte.«

»Wann war das denn?«

»Keine Ahnung. Vielleicht vor einer Stunde. Irgendwie habe ich im Moment keinen Überblick. Danke, David.«

»Gern geschehen. Hören Sie, Wally, wir machen jetzt einen Plan. Klingt, als könnten Sie nicht in Ihre Wohnung. Wenn Sie heute Nacht hier schlafen und sich ausnüchtern wollen, hole ich mir einen Sessel und leiste Ihnen Gesellschaft. Zusammen mit AJ stehen wir das schon durch.«

»Ich brauche Hilfe. Nüchtern werden allein reicht nicht.«

»Verstehe, aber nüchtern werden wäre schon einmal ein gewaltiger Fortschritt.«

Plötzlich prustete Wally laut heraus. Er warf den Kopf in den Nacken und lachte so laut wie nach menschlichem Ermessen überhaupt möglich. Es schüttelte ihn, er quiekte, wand sich, hustete, rang nach Luft, rieb sich die Wangen, und als er nicht mehr lachen konnte, setzte er sich auf und kicherte mehrere Minuten vor sich hin. Kaum hatte er sich halbwegs beruhigt, sah er David an und prustete sofort wieder los.

»Darf man mitlachen?«

»Ich musste nur daran denken, als Sie das erste Mal hier waren«, sagte Wally, um Fassung ringend.

»Ich erinnere mich dunkel.«

»So besoffen habe ich noch keinen gesehen. Den ganzen Tag in der Bar gegessen, was?«

»Stimmt.«

»Sturzbetrunken, und dann wollten Sie sich diesen Blödmann Gholston von der anderen Straßenseite vorknöpfen, hätten ihn fast verprügelt.«

»So hat man mir's erzählt.«

»Oscar und ich, wir haben uns angesehen und wussten sofort, dass Sie was draufhaben.« Eine Pause, während Wally seinen Gedanken nachhing. »Sie haben sich zweimal übergeben. Und jetzt haben wir die Rollen getauscht.«

»Sie müssen nüchtern werden, Wally.«

Wally schüttelte es nicht mehr. Er schwieg für eine ganze Weile. »Fragen Sie sich je, worauf Sie sich eingelassen haben, David? Sie hatten alles, eine große Kanzlei, ein dickes Gehalt, ein Anwaltsleben auf der Überholspur.«

»Ich bereue nichts«, erklärte David. Im Grunde stimmte das sogar.

Eine weitere lange Pause trat ein, während Wally die Kaffeetasse mit beiden Händen hielt und versunken hineinblickte. »Was soll aus mir werden? Ich bin sechsundvierzig, war noch nie so pleite, ich habe mich bis auf die Knochen blamiert, bin ein Säufer, der sich von der Flasche nicht fernhalten kann, ein gestrandeter Arme-Leute-Anwalt, der gedacht hat, er kann ganz oben mitspielen.«

»Jetzt ist nicht die Zeit, sich Gedanken über die Zukunft zu machen, Wally. Sie müssen erst einmal entgiften, den ganzen Alkohol loswerden, dann können Sie auch wieder Entscheidungen treffen.«

»Ich will nicht wie Oscar enden. Der ist siebzehn Jahre älter als ich, und in siebzehn Jahren will ich nicht mehr hier sitzen und tagaus, tagein den gleichen Mist machen. Vielen Dank!«

»Bitte.«

»Wollen Sie in siebzehn Jahren noch hier sein?«

»Das habe ich mir wirklich noch nicht überlegt. Erst einmal muss ich die Verhandlung überstehen.«

»Was für eine Verhandlung?«

Es klang, als hätte Wally wirklich keine Ahnung, daher ging David nicht darauf ein. »Sie haben doch vor einem Jahr einen Entzug gemacht, stimmt's?«

Wally verzog das Gesicht, während er versuchte, sich zu erinnern. »Was ist heute für ein Tag?«

»Mittwoch, der 26. Oktober.«

Wally nickte. »Ja, letztes Jahr im Oktober. Dreißig Tage stationär, hat mir gut gefallen.«

»Wo war das?«

»Harbor House, gleich nördlich von Waukegan. Meine Lieblingsklinik. Direkt am See, echt schön. Am besten

rufen wir Patrick an.« Er griff nach seiner Brieftasche.

»Wer ist Patrick?«

»Mein Betreuer.« Wally reichte David eine Visitenkarte. »*Harbor House – der Beginn eines neuen Lebens. Patrick Haie, Teamleiter.* Patrick kann man zu jeder Tages- und Nachtzeit anrufen. Das gehört zu seinem Job.«

David hinterließ auf Patrick Haies Anrufbeantworter eine Nachricht, stellte sich als Freund von Wally Figg vor und sagte, es sei dringend. Minuten später klingelte sein Handy. Es war Haie, der Wallys Rückfall sehr bedauerte, jedoch sofort bereit war, ihnen zu helfen.

»Bitte lassen Sie ihn nicht aus den Augen«, sagte er. »Bringen Sie ihn sofort her. Wir treffen uns in einer Stunde am Harbor House.«

»Gehen wir«, sagte David und nahm Wally am Arm. Der stand auf, schwankte ein wenig, und dann marschiereten sie Arm in Arm zu Davids Wagen. Als er auf die 1-94 North fuhr und Gas gab, schnarchte Wally schon wieder.

Mithilfe seines Navigationssystems hatte David Harbor House innerhalb einer Stunde gefunden. Es war eine kleine private Einrichtung in den Wäldern nördlich von Waukegan, Illinois. Da es ihm nicht gelang, Wally zu wecken, ließ er ihn im Auto und ging auf die Suche nach Patrick Haie, der an der Anmeldung wartete. Haie schickte zwei Pfleger im weißen Kittel mit einer Trage los, die Wally fünf Minuten später bewusstlos hereinrollten. David folgte Haie in ein kleines Büro, um den Papierkram zu erledigen.

»Wie oft war er schon hier?«, fragte er, um das Gespräch in Gang zu bringen. »Anscheinend kennt er die Einrichtung gut.«

»Tut mir leid, aber das ist vertraulich, dazu darf ich

mich nicht äußern.« Das warme Lächeln war verfliegen, seit sich die Bürotür hinter ihnen geschlossen hatte.

»Entschuldigung.«

Haie studierte Unterlagen auf einem Klemmbrett. »Wir haben ein kleines Problem mit Mr. Figgs Konto bei uns, und ich weiß nicht so recht, wie wir das lösen können. Bei seinem Aufenthalt vor einem Jahr hat seine Versicherung die Kosten für die Behandlung hier nur in einer Höhe von eintausend Dollar pro Tag übernommen. Aufgrund unserer außergewöhnlichen Leistungen, Ergebnisse, Angebote und Mitarbeiter berechnen wir jedoch eintausendfünfhundert Dollar pro Tag. Als er entlassen wurde, standen noch fast vierzehntausend Dollar aus. Er hat einige Zahlungen getätigt, aber der Saldo beträgt immer noch elftausend Dollar.«

»Ich bin weder für seine Arztrechnungen noch für die Behandlung seiner Alkoholkrankheit zuständig. Mit seiner Versicherung habe ich nichts zu tun.«

»Dann werden wir ihn nicht behalten können.«

»Für eintausend Dollar pro Tag können Sie nicht kostendeckend arbeiten?«

»Das möchte ich nicht diskutieren, Mr. Zinc. Wir haben unsere Preise. Wir verfügen über sechzig Betten, und die sind voll belegt.«

»Mr. Figg ist sechsundvierzig Jahre alt. Wieso soll ich überhaupt für ihn unterschreiben?«

»Unter normalen Umständen wäre das auch nicht erforderlich, aber er hat sich als unzuverlässiger Zahler erwiesen.«

Und das war vor Krayoxx, dachte David. Gut, dass Patrick nicht weiß, wie das Konto jetzt aussieht.

»Und wie lange wollen Sie ihn diesmal behalten?«

»Seine Versicherung übernimmt die Kosten für dreißig Tage.«

»Also bleibt es bei dreißig Tagen, egal, welche Fortschritte der Patient macht. Die Versicherung ist alles, was zählt, was?«

»So ist die Realität.«

»Das stinkt doch zum Himmel. Und wenn der Patient mehr Zeit braucht? Ich hatte einen Schulfreund, der vom Kokain nicht wegkam. Der hat diese 30-Tage-Kur ein paarmal gemacht, hat aber nie was gebracht. Erst als er ein Jahr lang in einer geschlossenen Einrichtung war, hat er die Sucht in den Griff bekommen.«

»Solche Geschichten kennen wir alle, Mr. Zinc.«

»Kann ich mir vorstellen.« David hob resigniert die Hände. »Also gut, Mr. Haie, was schlagen Sie vor? Wir wissen beide, dass er heute Nacht hierbleibt, weil alles andere viel zu gefährlich wäre.«

»Wir können über die Außenstände hinwegsehen, aber wir brauchen ab jetzt einen Bürgen für die Kosten, die von der Versicherung nicht übernommen werden.«

»Und das sind fünfhundert Dollar pro Tag? Nicht ein Penny mehr?«

»Richtig.«

David zückte seine Brieftasche, holte eine Kreditkarte heraus und warf sie auf den Tisch. »Hier ist meine American-Express-Karte. Mein Limit reicht für höchstens zehn Tage. In zehn Tagen bin ich wieder hier und hole ihn, dann wird mir schon was einfallen.«

Haie notierte sich kurz die Kreditkartendaten und gab sie zurück. »Er braucht mehr als zehn Tage.«

»Ist mir klar. Er hat ja bereits bewiesen, dass dreißig nicht reichen.«

»Die meisten Alkoholiker brauchen drei oder vier Anläufe, wenn sie es überhaupt schaffen.«

»Zehn Tage, Mr. Haie. Ich bin nicht reich, und die

Arbeit als Rechtsanwalt bei Mr. Figg erweist sich zunehmend als Verlustgeschäft. Ich weiß nicht, was Sie hier tun, aber tun Sie es schneller. In zehn Tagen bin ich wieder da.«

Als sich David der Kreuzung mit der Tri-State Tollway näherte, leuchtete in der Armaturentafel eine Warnlampe auf. Er hatte fast kein Benzin mehr. In den vergangenen drei Tagen hatte er die Tankanzeige nicht ein einziges Mal geprüft.

Die Raststätte war überfüllt, schmutzilig und renovierungsbedürftig. Auf der einen Seite befand sich ein Schnellrestaurant, auf der anderen ein rund um die Uhr geöffneter Shop. Er tankte, zahlte mit der Kreditkarte und ging in den Laden, um sich eine Limo zu kaufen. Da es nur eine Kasse gab, an der eine lange Schlange wartete, holte er sich in aller Ruhe ein Cola light und eine Tüte Erdnüsse. Auf dem Weg zur Kasse stutzte er plötzlich und blieb wie angewurzelt stehen.

Das Regal war vollgestopft mit billigen Spielsachen und verschiedenen Artikeln für Halloween. Mittendrin, auf Augenhöhe, lag eine durchsichtige Kunststoffverpackung mit grellbunten Nasty-Teeth-Vampirzähnen. Er griff danach und studierte das Kleingedruckte auf dem Etikett. Made in China. Importeur war Gunderson Toys, Louisville, Kentucky. Er nahm alle vier Packungen mit, zum einen als Beweismaterial, zum anderen musste das Zeug vom Markt, bevor noch mehr Kinder erkrankten. Die Kassiererin warf ihm einen misstrauischen Blick zu, als sie seine Einkäufe eintippte. Er bezahlte bar und lief zu seinem Wagen zurück. Dann fuhr er von der Zapfsäule weg und parkte unter einer hellen Laterne in der Nähe der Lkws.

Mit dem iPhone googelte er Gunderson Toys. Das Unternehmen bestand seit vierzig Jahren und war früher im Privatbesitz gewesen. Vier Jahre zuvor war es von Sonesta Games, Inc., der drittgrößten Spielwarenfirma der Vereinigten Staaten, übernommen worden.

Er hatte Material für eine Klage gegen Sonesta in der Hand.

Reuben Massey traf nach Einbruch der Dunkelheit mit einer Varrick-Gulfstream ein. Er landete am Midway Airport, wo er von seiner Entourage in Empfang genommen und mit einer Kolonne schwarzer Cadillacs in die Stadt gebracht wurde. Eine halbe Stunde später betrat er den Trust Tower und entschwebte sogleich in den einhundertsten Stock, wo Rogan Rothberg ein elegantes Kasino unterhielt, das ausschließlich leitenden Partnern und deren wichtigsten Mandanten vorbehalten war. Nicholas Walker und Judy Beck erwarteten ihn dort gemeinsam mit Nadine Karros und Marvin Macklow, dem geschäftsführenden Partner der Kanzlei. Während einer allgemeinen Vorstellungsrunde servierte ein Kellner im weißen Smoking Cocktails. Reuben Massey hatte Ms. Karros schon seit Monaten treffen und näher kennenlernen wollen. Er wurde nicht enttäuscht. Sie versprühte ihren Charme, und nach dem ersten Cocktail war Massey ihr hoffnungslos verfallen. Frauen waren seine große Schwäche, und da er immer auf der Suche war, barg jede neue Bekanntschaft ungeahnte Möglichkeiten. Allerdings war sie seinen Informationen zufolge glücklich verheiratet, und ihr einziges Hobby war die Arbeit. In den zehn Monaten ihrer Zusammenarbeit hatte Walker Nadine nur als absolut professionell erlebt. »Ich fürchte, Sie haben keine Chance«, hatte er seinen Chef bereits in dessen Büro bei Varrick gewarnt.

Zum Abendessen gab es den von Massey bevorzugten Hummersalat mit Muschelnudeln. Er saß neben Nadine und hing geradezu an ihren Lippen. Für ihre Prozessführung und ihre Leistung in der Verhandlung fand er nur lobende Worte. Wie jeder andere am Tisch wartete er gespannt auf das alles entscheidende Urteil der Geschworenen.

»Wir sind zu Gesprächen hier«, sagte Nick Walker, nachdem die Dessertteller abgeräumt waren. »Zunächst einmal möchte ich jedoch Ms. Karros bitten, uns einen kurzen Überblick über die Verhandlung zu liefern.«

Sie begann mit der Zusammenfassung. »Wir gehen davon aus, dass die Klägerseite keine weiteren Zeugen aufzubieten hat. Falls der Pharmakologe morgen früh auftauchen sollte, dürfte er noch aussagen, aber unseren Quellen zufolge ist Dr. Threadgill zu Hause in Cincinnati in Deckung gegangen. Die Klägerpartei dürfte also bereits um neun Uhr erklären, dass ihre Beweisführung abgeschlossen ist. Dann haben wir die Wahl. Zunächst einmal können wir natürlich ein Urteil im beschleunigten Verfahren beantragen. Bei Richter Seawright kann dieser Antrag sowohl mündlich als auch schriftlich gestellt werden. Wenn wir uns für diese Option entscheiden, werden wir beides gleichzeitig tun. Mein Team und ich sind der Meinung, dass der Richter unserem Antrag voraussichtlich unverzüglich stattgeben wird. Die Klägerpartei hat ihr Klagebegehren nicht einmal notdürftig begründen können, das weiß jeder, der Anwalt der Klägerin eingeschlossen. Richter Seawright war dieses Verfahren von Anfang an suspekt, und ich glaube, offen gesagt, er kann es gar nicht erwarten, die Sache zu Ende zu bringen.«

»Wie hat der Richter in der Vergangenheit über Anträge auf ein Urteil im beschleunigten Verfahren entschieden,

wenn diese gestellt wurden, sobald die Klägerpartei ihre Beweisführung abgeschlossen hatte?«, erkundigte sich Massey.

»In den vergangenen zwanzig Jahren hat er mehr solche Urteile verkündet als jeder andere Bundesrichter in Chicago und im Staat Illinois. Er hat nicht die geringste Geduld mit Klagen, die nicht einmal die Mindeststandards der Beweisführung erfüllen.«

»Aber ich will ein Geschworenenurteil«, maulte Massey.

»Dann vergessen wir das beschleunigte Verfahren und rufen unsere Zeugen auf. Davon haben wir mehr als genug. Sie haben sie bezahlt, und sie sind über jeden Zweifel erhaben. Allerdings werde ich das Gefühl nicht los, dass die Geschworenen die Nase voll haben.«

»Und wie«, stimmte Nick Walker zu, der die Verhandlung aufmerksam verfolgt hatte. »Ich habe den Verdacht, dass sie sich schon beraten, da kann Richter Seawright noch so viel mahnen.«

Judy Beck war seiner Meinung. »Unsere Berater sind der Ansicht, wir sollten das Verfahren so schnell wie möglich zu Ende bringen, auf jeden Fall vor dem Wochenende. Das Geschworenenurteil ist so gut wie unter Dach und Fach.«

Massey lächelte Nadine an. »Und was raten Sie?«

»Für mich ist ein Sieg ein Sieg. Ein Urteil im beschleunigten Verfahren ist eine sichere Bank. Wenn die Geschworenen entscheiden, besteht immer ein Restrisiko. Ich würde mich für die unkomplizierte Variante entscheiden, aber mir ist klar, dass es um mehr geht als eine gerichtliche Entscheidung.«

»Wie viele Prozesse führen Sie pro Jahr?«

»Durchschnittlich sechs. Wenn ich mich richtig vorbe-

reiten will, schaffe ich nicht mehr, da können noch so viele Mitarbeiter für mich im Einsatz sein.«

»Und seit wie vielen Jahren haben Sie nicht mehr verloren?«

»Seit elf. Vierundsechzig gewonnene Prozesse hintereinander, aber ich zähle schon lange nicht mehr.« Der müde Scherz wurde mehr belacht, als er es verdient hatte, doch alle freuten sich über den entspannten Moment.

»Und waren Sie sich eines Verfahrens und der Geschworenen je so sicher?«, fragte Massey.

Nadine nippte an ihrem Wein und überlegte einen Augenblick, dann schüttelte sie den Kopf. »Nicht dass ich wüsste.«

»Wie sind unsere Chancen auf einen Sieg, wenn wir bis zum Geschworenenspruch gehen?«

Alle Blicke hingen an ihr, während sie einen weiteren winzigen Schluck trank. »Auf Vorhersagen sollte man sich als Anwalt nicht einlassen, Mr. Massey.«

»Aber Sie sind keine typische Anwältin, Ms. Karros.«

»Fünfundneunzig Prozent.«

»Fünfundneunzig.« Nick Walker lachte.

Massey trank von seinem dritten Scotch und schnalzte mit den Lippen. »Ich will ein Geschworenenurteil. Ich will, dass die Geschworenen nach – natürlich – kurzer Beratung zugunsten von Varrick entscheiden. Für mich ist ein Geschworenenurteil eine Generalabrechnung, Rache, Vergeltung, viel mehr als ein Sieg. Mit diesem Geschworenenurteil gehe ich auf breiter Front an die Öffentlichkeit. Unsere PR-Leute und die Werbeagenturen sitzen schon in den Startlöchern. Koane, unser Mann in Washington, ist davon überzeugt, dass die FDA bei einem Geschworenenurteil ihre Blockadehaltung aufgeben und das Medikament wieder zulassen wird. Unsere Anwälte

im ganzen Land setzen auf ein Geschworenenurteil, das die Sammelklagenhaie endgültig in ihre Schranken weist. Ich will ein Geschworenenurteil, Ms. Karros. Können Sie das erreichen?«

»Wie gesagt, mit fünfundneunzigprozentiger Wahrscheinlichkeit.«

»Damit wäre alles klar. Kein Urteil im beschleunigten Verfahren. Die machen wir fertig.«

Punkt neun Uhr am Donnerstagmorgen kündigte ein Gerichtsdienner den Richter an, und der gesamte Saal erhob sich. Als die Geschworenen wieder Platz genommen hatten, kam Seawright gleich zur Sache. »Sie haben das Wort, Mr. Zinc.«

David erhob sich. »Euer Ehren, die Beweisführung der Klägerpartei ist abgeschlossen.«

Der Richter war nicht überrascht. »Sind Ihnen noch mehr Zeugen abhandengekommen, Mr. Zinc?«

»Nein. Das waren alle.«

»Gut. Möchten Sie einen Antrag stellen, Ms. Karros?«

»Nein. Wir sind bereit, das Verfahren weiter durchzuführen.«

»Das hatte ich mir gedacht. Rufen Sie Ihren ersten Zeugen auf.«

Genau das war auch Davids Befürchtung gewesen. Er hatte auf ein rasches Ende gehofft, aber offenkundig hatten Nadine Karros und ihre Mandantin Blut gerochen. Von nun an konnte er im Grunde nichts anderes mehr tun, als einer richtigen Prozessanwältin bei der Arbeit zuzusehen.

»Die Beklagtenpartei ruft Dr. Jesse Kindorf in den Zeugenstand.« David entdeckte erfreute Gesichter bei den Geschworenen. Sie würden einen echten Prominenten zu Gesicht bekommen.

Jesse Kindorf war Leiter der Bundesgesundheitsbehör-

de gewesen. Er hatte das Amt sechs Jahre lang inne und ging keinem Konflikt aus dem Weg. Praktisch täglich geißelte er die Tabakindustrie. Er hielt große Pressekonferenzen ab, in denen er den Fett- und Kaloriengehalt beliebter Fast-Food-Lebensmittel bekannt gab. Er urteilte vernichtend über einige der bekanntesten und beliebtesten Firmen Amerikas, einen Hersteller von Konsumprodukten, der sich auf die Massenproduktion und Vermarktung von stark verarbeiteten Lebensmitteln verlegt hatte. In verschiedenen Phasen seiner Amtszeit hatte er Butter, Käse, Eier, rotes Fleisch, Zucker, Limonade und Alkohol den Krieg erklärt; am meisten Aufsehen erregte jedoch das von ihm vorgeschlagene Kaffeeverbot. Er genoss es von Herzen, im Rampenlicht zu stehen, und mit seinem attraktiven Äußeren, seiner sportlichen Figur und seiner Schlagfertigkeit wurde er schnell zum bekanntesten Leiter in der Geschichte der Bundesgesundheitsbehörde. Die Tatsache, dass er nun auf der anderen Seite stand und für ein großes Unternehmen aussagte, war für die Geschworenen ein klares Signal dafür, dass er von dem Medikament überzeugt war.

Außerdem war er Kardiologe und aus Chicago. Als er in den Zeugenstand trat, lächelte er den Geschworenen, *seinen* Geschworenen, kurz zu. Nadine Karros begann mit dem mühseligen Nachweis seiner Qualifikation, um seine Eignung als Sachverständiger zu belegen.

David sprang auf. »Euer Ehren, wir akzeptieren Dr. Kindorf als sachverständigen Kardiologen.«

Nadine drehte sich um und lächelte ihn an. »Danke.«

»Danke, Mr. Zinc«, knurrte der Richter.

Im Großen und Ganzen sagte Dr. Kindorf aus, er habe Krayoxx in den letzten Jahren Tausenden von Patienten verschrieben, ohne irgendwelche Nebenwirkungen zu

beobachten. Bei neunzig Prozent seiner Patienten wirke das Medikament hervorragend. Es führe zu einer drastischen Senkung der Cholesterinwerte. Seine einundneunzigjährige Mutter sei Krayoxx-Patientin gewesen, bis das Mittel von der FDA vom Markt genommen wurde.

Die Anwaltsassistentin schrieb etwas auf ihren Block und reichte ihn ihrem Chef. »Wie viel sie ihm wohl zahlen?«

David schrieb zurück, als habe er einen wichtigen Schwachpunkt in der Aussage entdeckt. »Ein Vermögen.«

Nadine und Dr. Kindorf absolvierten eine Art Tor-schussübung. Sie lieferte ihm die Steilvorlagen, die er souverän in Treffer verwandelte. Die Geschworenen hätten die beiden am liebsten angefeuert.

»Möchten Sie den Zeugen befragen, Mr. Zinc?«, erkundigte sich der Richter.

David erhob sich. »Nein, Euer Ehren.«

Um die schwarzen Geschworenen für sich zu gewinnen, hatte Nadine einen Dr. Thurston geladen, einen gepflegten schwarzen Herrn mit grauem Bart im Maßanzug. Dr. Thurston war ebenfalls aus Chicago und ärztlicher Leiter einer Gruppe von fünfunddreißig Kardiologen und Herz- und Gefäßchirurgen. In seiner Freizeit lehrte er an der medizinischen Fakultät der Universität Chicago. Um den Ablauf zu beschleunigen, stellte David keine Fragen zu seiner Qualifikation. Dr. Thurston und seine Gruppe hatten in den letzten sechs Jahren Zehntausenden Patienten Krayoxx verschrieben, mit spektakulären Ergebnissen und ohne Nebenwirkungen. Seiner Meinung nach war das Medikament vollkommen sicher; er und seine Kollegen hielten es geradezu für ein Wundermittel. Es falle ihnen schwer, darauf zu verzichten, und ja: Er plane, es sofort weiter zu verschreiben, wenn es wieder auf den

Markt komme. Besonderen Eindruck hinterließ die Tatsache, dass er selbst vier Jahre lang Krayoxx genommen hatte, wie er den Geschworenen mitteilte.

Für die Geschworene mit lateinamerikanischen Wurzeln rief die Beklagtenvertretung Dr. Roberta Seccero auf, Kardiologin und Wissenschaftlerin der Mayo Clinic in Rochester, Minnesota. David akzeptierte ihre Qualifikation, und Dr. Seccero sang erwartungsgemäß wie ein Vögelchen an einem Frühlingsmorgen. Sie behandle vor allem Frauen, und das Medikament helfe gegen alles außer Übergewicht. Es gebe keine statistischen Hinweise darauf, dass Krayoxx-Patienten ein erhöhtes Herz- oder Schlaganfallrisiko hätten. Sie und ihre Kollegen hätten dies eingehend untersucht und zweifelsfrei festgestellt. In ihren fünfundzwanzig Jahren als Kardiologin habe sie nie ein wirksameres und sichereres Medikament gesehen.

Den Regenbogen vervollständigte ein junger koreanischer Arzt aus San Francisco, der dem Geschworenen Nummer neunzehn erstaunlich ähnlich sah. Dr. Pang erging sich in Lobeshymnen auf das Medikament und verlieh seinem Bedauern darüber Ausdruck, dass es vom Markt genommen worden war. Er habe damit Hunderte Patienten behandelt, mit überragenden Ergebnissen.

Auch an Dr. Pang hatte David keine Fragen. Er hatte nicht die Absicht, sich mit diesen renommierten Ärzten herumzuschlagen. Sollte er sich mit Koryphäen über medizinische Fragen streiten? Kam nicht infrage. Er blieb sitzen und hielt den Blick auf seine Uhr gerichtet, deren Zeiger sich extrem langsam bewegten.

Wäre ein Geschworener litauischer Herkunft dabei gewesen, hätte Ms. Karros zweifellos einen Sachverständigen mit litauischem Familiennamen und über jeden Zweifel erhabener Qualifikation aus dem Hut gezogen.

Die fünfte Zeugin war die leitende Kardiologin der Feinberg School of Medicine an der Northwestern University. Dr. Parkins Aussage unterschied sich ein wenig von der ihrer Vorredner. Sie war engagiert worden, um Percy Klopecks Krankengeschichte eingehend zu analysieren. Dazu hatte sie seine Unterlagen ab dem Alter von zwölf Jahren und, soweit verfügbar, die Krankenakten seiner Eltern und Geschwister studiert sowie die Freunde und Kollegen befragt, die bereit gewesen waren, mit ihr zu reden. Zum Zeitpunkt seines Todes nahm Percy Klopeck Prinzide und Levatol wegen seines Bluthochdrucks, Insulin wegen seiner Erwachsenen diabetes, Bextra wegen seiner Arthritis, Plavix als Blutverdünner, Colestid gegen die Arteriosklerose und Krayoxx, um die Cholesterinwerte zu senken. Als Glückspille warf er Xanax ein, das er entweder von Freunden schnorrte, Iris klaute oder im Internet erstand, um das anstrengende Leben mit »dieser Frau« ertragen zu können, wie es einer seiner Kollegen ausdrückte. Gelegentlich nahm er Fedamal, einen rezeptfreien Appetitzügler, der bei ihm kontraproduktiv zu wirken schien. Er hatte zwanzig Jahre lang geraucht, es aber mit einundvierzig geschafft aufzuhören – mithilfe von Nico-Roll, einem Nikotinkaugummi mit hohem Suchtpotenzial. Er kaute es ununterbrochen und verbrauchte mindestens drei Packungen pro Tag. Laut einer Blutuntersuchung, die ein Jahr vor seinem Tod durchgeführt worden war, war die Leberfunktion eingeschränkt. Percy hatte eine Schwäche für Gin, und seinen Kreditkartenauszügen zufolge, die Ms. Karros sich unter Strafandrohung hatte vorlegen lassen, hatte er bei Bilbo's Spirits in der Stanton Avenue, einen halben Kilometer von seinem Haus entfernt, mindestens drei Dreiviertelliterflaschen pro Woche gekauft. Morgens fühlte er sich oft schlecht und klagte

über Kopfschmerzen, daher standen auf seinem unaufgeräumten Schreibtisch in der Arbeit mindestens zwei große Gläschen Ibuprofen griffbereit.

Als Dr. Parkin mit ihrer langatmigen Schilderung von Percys Gewohnheiten und Gesundheit fertig war, schien es auf der Hand zu liegen, dass unmöglich ein einzelnes Medikament für seinen Tod verantwortlich gemacht werden konnte. Da keine Autopsie durchgeführt worden war – Iris war zu verstört gewesen, um auch nur daran zu denken –, gab es keinen objektiven Beweis dafür, dass er überhaupt an einem Herzinfarkt gestorben war. Sein Tod mochte auf Atemstillstand zurückzuführen sein, was so ziemlich alles bedeuten konnte.

Wally und Oscar hatten erwogen, den Toten exhumieren zu lassen, um die genaue Todesursache zu ermitteln, aber Iris hatte bei dem Gedanken daran einen Wutanfall bekommen. Außerdem hätten Exhumierung, Autopsie und erneute Beisetzung fast zehntausend Dollar gekostet, die Oscar auf keinen Fall investieren wollte.

Dr. Parkin war davon überzeugt, dass Percy Klopeck jung gestorben war, weil das seiner genetischen Veranlagung entsprach, die durch seine Lebensweise verstärkt worden war. Außerdem war sie der Meinung, dass sich die kumulative Wirkung dieses erstaunlichen Bombardements mit Medikamenten unmöglich einschätzen ließ.

Armer Percy, dachte David. Da lebte er ein kurzes, ereignisloses Leben und starb friedlich im Schlaf, ohne zu ahnen, dass seine Gewohnheiten und Krankheiten eines Tages in einer öffendlichen Verhandlung von Fremden seziert werden würden.

Die Aussage war vernichtend und enthielt nichts, was David im Kreuzverhör hätte hinterfragen wollen. Um 12.30 Uhr vertagte Richter Seawright die Verhandlung auf

vierzehn Uhr. David und Helen verließen fluchtartig das Gerichtsgebäude und gönnten sich ein ausgiebiges Mittagessen. David bestellte eine Flasche Weißwein, und sogar Helen, die selten trank, nahm ein Glas. Sie stießen auf Percy an, Gott hab ihn selig.

Davids bescheidene Meinung war, dass Nadine Karros und die Beklagtenpartei mit dem ersten Zeugen des Nachmittags leichte Schwächen erkennen ließen. Das war Dr. Litchfield, Kardiologe und Herz- und Gefäßchirurg an der weltbekannten Cleveland Clinic, wo er Patienten behandelte, lehrte und forschte. Er hatte die undankbare Aufgabe, den Geschworenen Percys letztes Echokardiogramm zu erklären, dasselbe Video, mit dem Dr. Borsow ihnen den Rest gegeben hatte. Da ihr klar war, dass eine erneute Betrachtung des Materials nicht gut ankommen würde, gab Nadine Gas und entschied sich für eine beschleunigte Version der Aussage. Fazit: Es gab keinen Rückfluss von Blut durch die Mitralklappe. Die linke Herzkammer war nicht vergrößert; falls der Patient tatsächlich an einem Herzinfarkt gestorben war, ließ sich die Ursache nicht ermitteln. Fazit: Borsow war ein Idiot.

Vor Davids geistigem Auge tauchte eine Vision von Wally auf, wie er im Bademantel oder Schlafanzug – was auch immer er im Harbor House bekommen hatte –, mittlerweile nüchtern und durch entsprechende Medikamente ruhiggestellt, friedlich in seinem bequemen Bett lag und las oder auf den Lake Michigan hinaussah, ohne auch nur einen Gedanken an das Gemetzel in Sitzungssaal 2314 zu verschwenden. Dabei war alles seine Schuld. In den Monaten, in denen er durch Chicago gedüst, billige Bestattungsunternehmen besucht und in Fitnessklubs und Fast-Food-Restaurants Broschüren verteilt hatte, hatte

er sich nicht ein einziges Mal mit der physiologischen und pharmakologischen Wirkung von Krayoxx und der angeblichen Schädigung der Herzklappen durch das Mittel befasst. Er war bereitwillig davon ausgegangen, dass das Medikament fehlerhaft war, hatte sich, angestachelt von gewieften Sammelklagenrößen wie Jerry Alisandros, auf den irren Reigen eingelassen und schon sein Geld gezahlt. Verschwendete er, während er sich in der Entzugsklinik erholte, auch nur einen Gedanken an das Verfahren und daran, dass David jetzt in der Verhandlung die Scherben aufkehren musste, während sich Wally und Oscar die Wunden leckten? Nein, entschied David, Wally machte sich wegen des Prozesses keine Sorgen. Er hatte ganz andere Sorgen – seine Alkoholsucht, seine Schulden, sein Job, seine Kanzlei.

Der nächste Zeuge war ein Professor, der in Harvard forschte und nach eingehender Prüfung einen sehr eindeutigen Artikel im *New England Journal of Medicine* veröffentlicht hatte. David hatte keine Fragen zu seiner Qualifikation.

»Euer Ehren, wenn er in Harvard war, ist er bestimmt hervorragend qualifiziert. Ich bin sicher, er ist eine Koryphäe«, sagte er, was mit einem Schmunzeln quittiert wurde.

Glücklicherweise wussten die Geschworenen nicht, dass David in Harvard Jura studiert hatte, sonst wäre der Schuss nach hinten losgegangen. Harvard-Absolventen, die sich über andere Harvard-Absolventen mokierten, kamen in Chicago nicht gut an.

»Ganz schön dumm«, schrieb die Anwaltsassistentin.

David antwortete nicht. Es war fast sechzehn Uhr, und er wollte nur noch weg. Der Professor schwadronierte immer weiter über seine Forschungsmethoden. Nicht ein

einzigster Geschworener hörte zu. Die meisten schienen ihr Gehirn abgeschaltet zu haben, wie betäubt von dieser durch und durch sinnlosen Ausübung ihrer Bürgerpflicht. Wenn das die Säulen der Demokratie waren ... Gott bewahre.

David fragte sich, ob sie bereits über den Fall sprachen. Tagtäglich redete Richter Seawright ihnen vormittags und abends ins Gewissen, keine unzulässigen Kontakte aufzunehmen, sich nicht in der Zeitung oder im Internet über den Fall zu informieren und jede Unterhaltung darüber zu unterlassen, bis alle Beweismittel vorgelegt waren. Es gab zahlreiche Studien über das Verhalten von Geschworenen, die Dynamik der Entscheidungsfindung in der Gruppe und so fort, und die meisten kamen zu dem Schluss, dass die Geschworenen es gar nicht erwarten konnten, über die Anwälte, die Zeugen und sogar den Richter zu tratschen. Sie neigten dazu, sich in Zweiergruppen zusammenzufinden, ihren Sympathien folgend Cliques und Lager zu bilden und vor der Zeit mit den Beratungen zu beginnen. Das taten sie jedoch selten als ganze Gruppe. Meistens hielten sie ihre Privatgespräche vor den anderen geheim.

David blendete seinen Harvard-Kollegen aus und blätterte ein paar Seiten in seinem Block um. Dann feilte er weiter an einem Vorentwurf für seinen Brief.

*Sehr geehrte Damen und Herren,
ich vertrete die Familie von Thuya Khaing, dem fünfjährigen Sohn zweier myanmarischer Einwanderer, die sich legal hier aufhalten.*

Vom 20. November bis zum 19. Mai dieses Jahres war Thuya Patient im Lakeshore Children's Hospital hier in Chicago. Er hatte eine beinahe tödliche Menge Blei aufge-

nommen und musste mehrfach künstlich beatmet werden. Nach Aussage der behandelnden Ärzte – diesem Schreiben ist eine Zusammenfassung der Berichte beigelegt – hat Thuya schwere, dauerhafte Hirnschäden davongetragen. Seine Lebenserwartung beträgt wenige Jahre, möglicherweise bis zu zwanzig.

Die Quelle des von Thuya aufgenommenen Bleis ist ein in China hergestelltes und von Ihrem Konzernunternehmen Gunderson Toys importiertes Spielzeug. Es handelt sich um einen Halloweenartikel mit der Bezeichnung Nasty Teeth. Bei der toxikologischen Untersuchung durch Dr. Biff Sandroni, dessen Name Ihnen bekannt sein dürfte, stellte sich heraus, dass diese Vampirzähne mit verschiedenen bunten Farben beschichtet sind, die einen hohen Bleigehalt aufweisen. Eine Kopie des Berichts von Dr. Sandroni ist zur gefälligen Lektüre beigelegt.

Weiterhin finden Sie in der Anlage eine Kopie der Klage gegen Sonesta Games, die ich demnächst beim zuständigen Bundesgericht in Chicago einreichen werde. Sollten Sie Interesse an Gesprächen

»Kreuzverhör, Mr. Zinc?«, unterbrach ihn der Richter. Wieder erhob sich David kurz. »Nein, Euer Ehren.«

»Gut. Es ist jetzt 17.15 Uhr. Das Gericht vertagt sich auf neun Uhr morgen früh, die Geschworenen halten sich bitte an die bereits bekannten Regeln.«

Wally saß in einem weißen Baumwollbademantel im Rollstuhl, seine knubbeligen Füße quollen aus Segeltuchpantoffeln. Ein Pfleger schob ihn ins Besucherzimmer, wo David an einem großen Fenster stand und auf den Lake Michigan hinausblickte. Der Pfleger ging und ließ sie allein.

»Wieso der Rollstuhl?«, fragte David und ließ sich auf ein Ledersofa fallen.

»Ich bin sediert.« Wally sprach langsam und leise. »Die ersten Tage bekommt man Tabletten, um den Entzug abzumildern. Wenn ich aufstehe, besteht die Gefahr, dass ich hin falle und mir den Schädel oder sonst was breche.«

Vierundzwanzig Stunden nach seiner dreitägigen Safttour wirkte Wally nach wie vor ziemlich mitgenommen. Seine Augen waren rot und aufgedunsen, sein Gesicht wirkte traurig und niedergeschlagen. Außerdem musste er dringend zum Friseur. »Möchten Sie wissen, wie die Verhandlung läuft, Wally?« Eine kleine Verzögerung, während die Information verarbeitet wurde. »Ja, da mache ich mir schon Gedanken.«

»Sie machen sich Gedanken? Das ist aber nett von Ihnen. Morgen dürfte der letzte Tag sein. Unsere Seite besteht aus mir und meiner lieben Frau, die die Anwaltsassistentin spielt und es schon nicht mehr mit ansehen kann, wie ihr Ehemann zu Kleinholz verarbeitet wird. Auf der anderen Seite sitzt eine Meute Anzugträger, die jeden Tag mehr zu werden scheinen und deren Dreh- und Angelpunkt die wunderbare Nadine Karros ist – und die Dame ist noch besser als ihr Ruf, das können Sie mir glauben, Wally.«

»Und der Richter wollte keinen Aufschub gewähren?«

»Warum sollte er, Wally? Bis wann und warum? Was bitte würden uns dreißig oder auch sechzig Tage bringen? Sollen wir einen echten Prozessanwalt für die Verhandlung engagieren? Ich kann mir das Gespräch lebhaft vorstellen: Ja, genau, wir versprechen Ihnen einhunderttausend Dollar und die Hälfte unseres Anteils, wenn Sie mit völlig unzureichenden Fakten eine desinteressierte Mandantin vor einem Richter vertreten, der nicht die gerings-

ten Sympathien für uns hegt, und zwar gegen eine brillante Beklagtenvertretung, die über unbegrenzte finanzielle und personelle Mittel verfügt, und ein mächtiges Großunternehmen als Beklagte. Wem wollen Sie das verkaufen, Wally?»

»Sie sind wohl ganz schön wütend.«

»Nein, ich bin nicht wütend, ich muss nur mal schimpfen, meckern, Luft ablassen.«

»Tun Sie sich keinen Zwang an.«

»Ich habe um einen Aufschub gebeten, und ich glaube, Seawright hätte ihn mir auch gewährt, aber wozu? Niemand weiß, wann Sie zurückkommen. Oscar ist vermutlich endgültig aus dem Spiel. Also haben wir uns darauf geeinigt, die Sache hinter uns zu bringen.«

»Es tut mir leid.«

»Mir auch. Ich komme mir vor wie ein kompletter Idiot: keine Beweise, keine Ahnung, nichts in der Hand, nichts zu sagen. Es ist durch und durch frustrierend.«

Wally ließ das Kinn auf die Brust sinken und schien in Tränen ausbrechen zu wollen. Stattdessen murmelte er nur vor sich hin. »Es tut mir so leid, so leid.«

»Ist ja gut, Wally, mir tut es auch leid. Ich bin aber nicht hier, um Sie zur Schnecke zu machen. Ich wollte sehen, wie es Ihnen geht. Ich mache mir Sorgen um Sie, genau wie Rochelle und Oscar. Sie sind krank, und wir wollen Ihnen helfen.«

Als Wally aufsah, waren seine Augen feucht, und seine Unterlippe zitterte. »Ich kann nicht mehr. Ich dachte, ich hätte es im Griff, das schwöre ich Ihnen. Ein Jahr, zwei Wochen, zwei Tage, und dann passiert was, und alles ist vorbei. Montagvormittag im Gericht war ich ein nervliches Wrack, ich hatte panische Angst und konnte plötzlich nur noch ans Trinken denken. Ich weiß noch, wie ich

mir eingeredet habe, mit ein paar Drinks wäre die Sache erledigt. Zwei Bier auf die Schnelle, um die Nerven zu beruhigen. Alkohol ist eine einzige Lüge. In der Mittagspause habe ich sofort das Gebäude verlassen und mir schnurstracks ein kleines Lokal mit einem Brauereischild im Fenster gesucht. Ich habe mir einen Tisch gesucht, ein Sandwich bestellt, drei Bier dazu getrunken – einfach köstlich. Und wie gut ich mich danach gefühlt habe! Als ich wieder im Gericht war, dachte ich immer noch, ich hätte die Sache im Griff. Ich könnte trinken, ohne dass es aus dem Ruder läuft. Alles unter Kontrolle, verstehen Sie? Kein Problem. Und sehen Sie mich jetzt an. Wieder auf Entzug und völlig am Ende.«

»Wo ist Ihr Auto, Wally?«

Wally überlegte lange und gab schließlich auf. »Keine Ahnung. Ich hatte einen Filmriss nach dem anderen.«

»Keine Sorge. Ich finde es.«

Wally fuhr sich mit dem Handrücken über die Wangen und putzte sich die Nase am Ärmel ab. »Es tut mir leid. Ich dachte, wir hätten eine Chance.«

»Wir hatten nie eine Chance. Das Medikament ist völlig in Ordnung. Wir haben uns von einer Massenhysterie anstecken lassen und zu spät gemerkt, dass wir uns verannt haben.«

»Aber der Prozess ist noch nicht vorbei, oder?«

»Der Prozess ist vorbei, aber die Anwälte müssen ihre Show noch durchziehen. Morgen haben die Geschworenen das letzte Wort.«

Einige Minuten lang herrschte Schweigen. Wallys Augen wurden klarer, aber er wagte es kaum, David anzusehen.

»Danke, dass Sie gekommen sind«, sagte er schließlich leise. »Danke, dass Sie sich um mich, Oscar und Rochelle kümmern. Ich hoffe, Sie bleiben bei uns.«

»Darüber reden wir später. Werden Sie erst einmal gesund, und bringen Sie den Entzug hinter sich. Ich sehe nächste Woche nach Ihnen, dann organisieren wir eine Kanzleibesprechung und treffen Entscheidungen.«

»Klingt gut. Eine Kanzleibesprechung wäre schön.«

Emma hatte eine schlechte Nacht und wurde von ihren Eltern, die sich stündlich abwechselten, in der Wohnung herumgetragen. Als Helen sie um 5.30 Uhr abgab und sich wieder ins Bett legte, war ihre Karriere als Anwaltsassistentin beendet. Abgesehen von den Mittagessen mit David war es keine angenehme Erfahrung gewesen, und jetzt musste sie sich um ihr krankes Baby kümmern. David gelang es, Emma mit einem Fläschchen zu beruhigen. Während sie trank, ging er ins Internet. Die Varrick-Aktie hatte am Donnerstagnachmittag mit vierzig Dollar geschlossen. Der stete Kursanstieg war ein weiterer Beleg dafür, wie schlecht das Klopeck-Verfahren für die Klägerin lief, was ihm allerdings ohnehin klar war. Wie üblich konnte er seiner Neugier nicht widerstehen und las, was »Der letzte Geschworene« zu sagen hatte:

Im vermutlich einseitigsten Verfahren in der Geschichte der nordamerikanischen Rechtsprechung geht es für die Vertretung des verstorbenen und nun übel geschmähten Percy Klopeck rapide bergab. Klopecks glückloser und absolut unfähiger Anwalt, der von den Varrick-Anwälten völlig überrollt wird, könnte einem fast leidtun. Aber nur fast. Die Frage, die nicht mehr von der Hand zu weisen ist, lautet: Wie konnte diese fadenscheinige Klage jemals eingereicht und nicht nur zugelassen, sondern auch noch vor einem Geschworenengericht verhandelt werden? Eine himmel-

schreiende Verschwendung von Zeit, Geld und Kompetenz. Die Kompetenz ist allerdings ausschließlich aufsehen der Beklagten. Auf der anderen Seite des Saals kann davon keine Rede sein, die geniale Strategie des durch und durch ahnungslosen David Zinc besteht darin, sich unsichtbar zu machen. Bisher hat er nicht einen einzigen Zeugen ins Kreuzverhör genommen. Er hat nicht ein einziges Mal Einspruch erhoben. Er hat keinen einzigen Antrag gestellt. Er sitzt stundenlang einfach nur da, tut so, als würde er sich Notizen machen, und tauscht Zettelchen mit seiner neuen Anwaltsassistentin aus, einer attraktiven Dame im Mini-rock, deren wohlgeformte Beine davon ablenken sollen, dass die Klage völlig unbegründet ist und der Anwalt keine Ahnung hat. Was die Geschworenen nicht wissen, ist, dass es sich bei der neuen Kraft um Helen Zinc handelt, Ehefrau des Versagers, hinter dem sie sitzt. Dieses Betthäschen, das weder als Anwaltsassistentin qualifiziert ist noch irgendwelche Erfahrung vor Gericht besitzt, passt hervorragend ins Gesamtbild von Finley & Figg. Ihr Auftritt zielt offenbar darauf ab, die männlichen Geschworenen für sich zu gewinnen, und soll die überwältigende Präsenz von Nadine Karros ausgleichen, der vielleicht effizientesten Prozessanwältin, die dem letzten Geschworenen je begegnet ist.

Hoffen wir, dass heute der Gnadenstoß kommt. Und vielleicht ist Richter Seawright so mutig, wegen dieser offensichtlich unbegründeten Klage Sanktionen zu verhängen.

David zuckte so heftig zusammen, dass er Emma zwickte, die einen Augenblick lang aufhörte zu trinken. Er klappte seinen Laptop zu und verfluchte sich, weil er sich das Blog überhaupt angesehen hatte. Nie wieder, schwor er sich, nicht zum ersten Mal.

Nachdem sie das Urteil so gut wie in der Tasche hatte, erhöhte Nadine Karros den Druck. Ihr erster Zeuge am Freitagvormittag war Dr. Mark Ulander, Vorstandsmitglied und Forschungsleiter von Varrick. Drehbuchgemäß war das Grundsätzliche schnell geklärt. Ulander besaß drei Hochschulabschlüsse und war seit zweiundzwanzig Jahren für die Entwicklung unzähliger Medikamente bei Varrick verantwortlich. Krayoxx sei seine größte Leistung. Das Unternehmen habe bis zur Marktreife mehr als vier Milliarden Dollar in das Medikament investiert. Seine dreißig Wissenschaftler hätten acht Jahre lang daran gearbeitet, dem Mittel den letzten Schliff zu verleihen, zu prüfen, ob es auch wirklich die Cholesterinwerte senkte, ohne die Gesundheit zu gefährden, und die Zulassung durch die FDA zu erreichen. In allen Einzelheiten beschrieb er die strengen Testverfahren, die nicht nur für Krayoxx, sondern für alle der ausgezeichneten Produkte von Varrick galten. Bei jedem entwickelten Medikament stehe der Ruf des Unternehmens auf dem Spiel, jeder Aspekt der Forschung müsse daher dem Qualitätsanspruch der Firma gerecht werden. Von Nadine mit sicherer Hand geführt, zeichnete Dr. Ulander ein eindrucksvolles Bild der aufwendigen Bemühungen um das perfekte Medikament – Krayoxx.

Da David nichts mehr zu verlieren hatte, beschloss er, etwas zu riskieren und in Aktion zu treten.

»Dr. Ulander, ich würde gern mit Ihnen über diese klinischen Studien sprechen, die Sie soeben erwähnt haben.«

Die Tatsache, dass David am Rednerpult stand, schien die Geschworenen zu verwirren. Obwohl es erst 10.15 Uhr war, hatten sie sich darauf eingestellt, sich zur Beratung zurückzuziehen, um endlich nach Hause gehen zu können.

»Wo wurden die klinischen Studien durchgeführt?«, fragte David.

»Für Krayoxx?«

»Nein, für Babyaspirin. Natürlich für Krayoxx.«

»Tut mir leid, natürlich. Lassen Sie mich überlegen. Also, wie bereits gesagt, wurden umfangreiche klinische Studien durchgeführt.«

»Das habe ich verstanden, Dr. Ulander. Meine Frage ist doch ganz einfach. Wo wurden die klinischen Studien durchgeführt?«

»Also, die ersten Studien wurden an Testpersonen mit erhöhten Cholesterinwerten in Nicaragua und der Mongolei durchgeführt.«

»Fahren Sie fort. Wo noch?«

»In Kenia und Kambodscha.«

»Hat Varrick vier Milliarden Dollar in die Entwicklung von Krayoxx investiert, um das Medikament in der Mongolei und Kenia zu vermarkten?«

»Das kann ich nicht beantworten, Mr. Zinc. Mit dem Vertrieb habe ich nichts zu tun.«

»Verstehe. Wie viele klinische Studien wurden hier, in den Vereinigten Staaten, durchgeführt?«

»Keine.«

»Bei wie vielen Varrick-Medikamenten läuft gegenwärtig die klinische Prüfung?«

Nadine Karros erhob sich. »Einspruch, Euer Ehren, irrelevant. Andere Medikamente sind nicht Gegenstand des Verfahrens.«

Richter Seawright kratzte sich nachdenklich am Kinn. »Abgelehnt. Ich möchte sehen, worauf Mr. Zinc hinauswill.«

Das wusste David auch nicht so genau, aber er hatte soeben einen winzigen Sieg über Ms. Karros errungen.

Ermutigt hakte er nach. »Sie dürfen die Frage beantworten, Dr. Ulander. Bei wie vielen Varrick-Medikamenten läuft gegenwärtig die klinische Prüfung?«

»Etwa zwanzig. Wenn Sie mir einen Augenblick Zeit geben, kann ich sie Ihnen namentlich nennen.«

»Zwanzig klingt gut, lassen Sie uns Zeit sparen. Wie viel wird Varrick in diesem Jahr für alle in der Entwicklung befindlichen Medikamente ausgeben?«

»Rund zwei Milliarden.«

»Welcher Anteil des Bruttoumsatzes von Varrick wurde im vergangenen Jahr, also 2010, auf ausländischen Märkten erzielt?«

Dr. Ulander zuckte die Achseln und sah verwirrt aus. »Da müsste ich mir den Geschäftsbericht ansehen.«

»Sie sitzen im Vorstand des Unternehmens. Und zwar seit sechzehn Jahren, wenn ich mich nicht irre.«

»Das stimmt.«

David griff nach einem dicken Ordner und schlug eine Seite auf. »Das ist der letztjährige Geschäftsbericht, aus dem eindeutig hervorgeht, dass Varrick zweiundachtzig Prozent seines Bruttoumsatzes auf dem US-amerikanischen Markt erzielt hat. Ist Ihnen der Bericht bekannt?«

»Selbstverständlich.«

Ms. Karros erhob sich. »Einspruch. Der Geschäftsbericht meiner Mandantin ist nicht Gegenstand des Verfahrens.«

»Abgelehnt. Der Geschäftsbericht Ihrer Mandantin ist öffentlich einsehbar.«

Wieder ein winziger Sieg, und zum zweiten Mal spürte David, wie aufregend Prozessführung sein konnte. »Ist zweiundachtzig Prozent richtig, Dr. Ulander?«

»Wenn Sie das sagen.«

»Das sage nicht ich. Das steht hier im veröffentlichten Geschäftsbericht.«

»Gut, dann sind es zweiundachtzig Prozent.«

»Danke. Wie viele von den Medikamenten, die sich gegenwärtig in der medizinischen Prüfung befinden, werden in den Vereinigten Staaten getestet?«

Der Zeuge knirschte mit den Zähnen und presste die Lippen zusammen. »Keines«, sagte er dann.

»Keines«, wiederholte David dramatisch und sah die Geschworenen an. Mehrere von ihnen wirkten durchaus interessiert. Nach ein paar Sekunden sprach er weiter. »Varrick erzielt also zweiundachtzig Prozent seines Umsatzes in den Vereinigten Staaten, testet aber seine Medikamente in Ländern wie Nicaragua, Kambodscha und der Mongolei. Warum, Dr. Ulander?«

»Das ist sehr einfach, Mr. Zinc. Das gesetzgeberische Umfeld in diesem Land behindert die Forschung und Entwicklung neuer Medikamente, Geräte und Verfahren.«

»Reizend. Die Regierung ist also dafür verantwortlich, dass Sie Ihre Medikamente routinemäßig an Menschen in fernen Ländern erproben?«

Ms. Karros hatte sich wieder erhoben. »Einspruch. Das ist eine verzerrte Wiedergabe der Aussage des Zeugen.«

»Abgelehnt. Die Geschworenen haben gehört, was der Zeuge gesagt hat. Fahren Sie fort, Mr. Zinc.«

»Danke. Sie dürfen die Frage beantworten, Dr. Ulander.«

»Entschuldigen Sie, wie war die Frage?«

»Sagen Sie aus, dass Ihr Unternehmen seine klinischen Studien in anderen Ländern durchführt, weil es hier zu viele gesetzliche Vorschriften gibt?«

»Ja, das ist der Grund.«

»Ist es nicht vielmehr so, dass Varrick seine Medika-

mente in Entwicklungsländern getestet, weil dort keine rechtlichen Folgen drohen, wenn Probleme auftreten?«

»Keineswegs.«

»Ist es nicht so, dass Varrick seine Medikamente in Entwicklungsländern getestet, weil sich dort viel leichter menschliche Versuchskaninchen finden lassen, die dringend Geld brauchen?«

Die Anwaltsmeute hinter Davids linker Schulter geriet in Aufruhr. Ms. Karros sprang auf und wurde energisch. »Einspruch, Euer Ehren.«

Richter Seawright, der sich auf die Ellbogen gestützt und vorgebeugt hatte, blieb ruhig. »Begründen Sie Ihren Einspruch.«

Zum ersten Mal rang Nadine Karros nach Worten. »Zunächst einmal erhebe ich Einspruch gegen die Art der Befragung wegen Irrelevanz. Wie meine Mandantin bei anderen Medikamenten verfährt, ist für diese Sache nicht von Belang.«

»Diesen Einspruch habe ich bereits abgelehnt, Ms. Karros.«

»Dann erhebe ich Einspruch gegen die Verwendung des Ausdrucks ›menschliches Versuchskaninchen‹.«

Gegen den Ausdruck ließen sich natürlich Einwände erheben, andererseits war er allgemein gebräuchlich und schien die Situation angemessen zu beschreiben. Richter Seawright überlegte eine Weile, während ihn der gesamte Saal nicht aus den Augen ließ. David warf einen Seitenblick auf die Geschworenen, von denen einige belustigt wirkten.

»Abgelehnt. Fahren Sie fort, Mr. Zinc.«

»Waren Sie im Jahr 1998 für die Forschung von Varrick zuständig?«

»Ja, wie gesagt, bin ich seit zweiundzwanzig Jahren dafür verantwortlich«, erwiderte Dr. Ulander.

»Danke. Führte Varrick 1998 klinische Studien für ein Medikament namens Amoxoline durch?«

Ulander warf einen verstörten Blick zum Anwaltstisch, wo verschiedene Varrick-Vertreter ebenfalls in Panik zu geraten schienen. Ms. Karros sprang erneut auf. »Einspruch!«, forderte sie nachdrücklich. »Das Medikament ist für die Sache belanglos. Seine Geschichte ist völlig irrelevant.«

»Mr. Zinc?«

»Das Medikament hat eine hässliche Geschichte, Euer Ehren, ich kann mir gut vorstellen, dass Varrick nicht darüber sprechen möchte.«

»Und warum sollten andere Medikamente hier zur Sprache kommen, Mr. Zinc?«

»Ich hatte den Eindruck, dass der Zeuge den Ruf des Unternehmens ins Spiel gebracht hat. Während seiner vierundsechzigminütigen Aussage gab er sich große Mühe, die Geschworenen davon zu überzeugen, dass das Unternehmen viel Wert auf sichere Prüfverfahren legt. Warum sollte ich das nicht hinterfragen können? Das scheint mir ein relevanter Punkt zu sein, für den sich auch die Geschworenen sehr interessieren dürften.«

»Bei diesem Verfahren geht es um ein Medikament namens Krayoxx«, konterte Nadine eilig, »und um sonst nichts. Alles andere ist ein Fischen im Trüben.«

»Aber wie Mr. Zinc ganz richtig sagte, haben Sie selbst den Ruf des Unternehmens ins Spiel gebracht, Ms. Karros. Das hat niemand von Ihnen verlangt, doch jetzt ist die Tür offen. Einspruch abgelehnt. Fahren Sie fort, Mr. Zinc.«

Die Tür stand tatsächlich weit offen, und Varricks Vergangenheit bot mehr als eine Angriffsfläche. David wusste selbst nicht recht, wie ihm geschah, aber er genoss den

Augenblick. Seine Selbstzweifel waren verflogen. Keine Spur mehr von der nagenden Furcht. Er war wieder auf die Beine gekommen und punktete – ganz allein gegen die Stars der Liga. Showtime.

»Ich habe Sie nach Amoxoline gefragt, Dr. Ulander. Sie erinnern sich doch bestimmt.«

»Ich erinnere mich.«

Mit großer Geste deutete David in Richtung der Geschworenen. »Dann erzählen Sie den Geschworenen von dem Medikament. Was sollte es bewirken?«

Ulander rutschte auf seinem Stuhl ein paar Zentimeter tiefer und sah sich erneut Hilfe suchend nach den Anwälten um. Widerstrebend begann er zu reden, beschränkte sich jedoch auf ungewöhnlich kurze Sätze. »Amoxoline wurde als Abtreibungspille entwickelt.«

David half ihm auf die Sprünge. »Eine Abtreibungspille, die bis zu einen Monat nach der Empfängnis eingenommen werden konnte, sozusagen eine erweiterte Version der Pille danach, Dr. Ulander?«

»So in der Art.«

»Heißt das Ja oder Nein?«

»Ja.«

»Die Pille löste den Fötus praktisch auf, die Reste wurden letztendlich mit anderen Ausscheidungsprodukten abgestoßen. Ist das richtig?«

»Vereinfacht gesagt, ja, das war die beabsichtigte Wirkung des Medikaments.«

Da mindestens sieben Katholiken unter den Geschworenen waren, wusste David, auch ohne hinzusehen, wie die Reaktion ausfallen würde.

»Wurde Amoxoline in klinischen Studien erprobt?«

»Ja.«

»Und wo wurde diese Prüfung durchgeführt?«

»In Afrika.«

»Wo in Afrika?«

Ulander verdrehte die Augen und schnitt eine Grimasse. »Ich kann nicht, äh, wissen Sie, da müsste ich nachsehen.«

David schritt bedächtig zu seinem Tisch, wühlte in seinen Unterlagen und holte einen Ordner hervor. Er schlug ihn auf, blätterte, während er zum Pult zurückging, und stellte eine Frage, deren Antwort er offenbar bereits vor sich hatte. »In welchen drei afrikanischen Ländern führte Varrick die klinische Prüfung seiner Abtreibungspille Amoxoline durch?«

»Uganda war auf jeden Fall dabei. Ich kann mich gerade nicht ...«

»Waren es Uganda, Botswana und Somalia?«, fragte David.

»Ja.«

»Wie viele afrikanische Frauen nahmen an der Studie teil?«

»Liegt Ihnen die Antwort vor, Mr. Zinc?«

»Klingt vierhundert plausibel, Dr. Ulander?«

»Ja.«

»Und wie viel hat Varrick jeder schwangeren Afrikanerin bezahlt, die mit einer Ihrer Pillen abgetrieben hat?«

»Liegt Ihnen die Antwort vor, Mr. Zinc?«

»Klingt fünfzig Dollar pro Fötus plausibel, Dr. Ulander?«

»Das könnte hinkommen.«

»Es könnte nicht nur, es *kommt* hin. Ich habe den Bericht hier.« David blätterte eine Seite um und ließ sich Zeit, während das erbärmliche Kopfgeld im Saal nachhallte.

Nadine erhob sich erneut. »Einspruch. Der Bericht, den

Mr. Zinc verwendet, wurde nicht als Beweismittel angeboten. Mir ist er nicht bekannt.«

»Ich bin davon überzeugt, dass Ms. Karros den Bericht kennt, Euer Ehren«, hielt David dagegen. »Der Führungsebene von Varrick dürfte er sehr vertraut sein.«

»Was für einen Bericht verwenden Sie da, Mr. Zinc?«, fragte der Richter.

»Eine Untersuchung der Weltgesundheitsorganisation von 2002. Dabei ging es um das Verhalten der großen Pharmakonzerne, die Medikamente für die Vermarktung in den reichen Ländern an menschlichen Versuchskaninchen in armen Ländern testeten.«

Der Richter hob beide Hände. »Das ist genug. Sie können den Bericht nicht verwenden, wenn er bei der Beweiserhebung nicht vorgelegt wurde.«

»Ich biete ihn ja auch nicht als Beweismittel an. Ich verwende ihn, um die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu erschüttern und den makellosen Ruf dieses wunderbaren Unternehmens infrage zu stellen.« Mittlerweile tat sich David bei der Wortwahl keinen Zwang mehr an. Was hatte er schon zu verlieren?

Richter Seawright runzelte die Stirn und kratzte sich wieder unschlüssig am Kinn. »Ms. Karros?«

»Er pickt sich Fakten aus einem Bericht heraus, der nicht als Beweismittel vorliegt, einem Bericht, den die Geschworenen nicht zu Gesicht bekommen werden, sofern er nicht irgendwie erreicht, dass dieser als Beweismittel zugelassen wird«, sagte sie beherrscht, aber unter der Oberfläche schien es in ihr zu brodeln.

»Dann gehen wir folgendermaßen vor, Mr. Zinc: Sie können den Bericht nutzen, allerdings nur, um die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu erschüttern. Bei der Vermittlung von Informationen halten Sie sich bitte an die

Fakten und versuchen nicht, diese so darzustellen, wie es Ihnen in den Kram passt.«

»Selbstverständlich. Hätten Sie gern eine Kopie des Berichts?«

»Das wäre hilfreich.«

David ging zu seinem Tisch und nahm zwei Ordner. »Ich habe auch eine Kopie für Varrick, obwohl der Bericht dort bestimmt vorliegt«, sagte er, während er selbstbewusst durch den Saal marschierte. »Wahrscheinlich ist er in irgendeinem Tresorraum vergraben.«

»Diese für die Sache nicht relevanten Bemerkungen können Sie sich sparen, Mr. Zinc«, blaffte der Richter.

»Entschuldigung.« David reichte einen Ordner dem Richter, den anderen ließ er auf den Tisch vor Nadine fallen. Er nahm seinen Platz am Rednerpult wieder ein, warf einen Blick auf seine Notizen und fixierte Dr. Ulander. »So, zurück zu Amoxoline. Achtete Varrick bei der Prüfung des Medikaments darauf, wie alt diese schwangeren Afrikanerinnen waren?«

Ulander war ein paar Sekunden lang sprachlos. »Bestimmt«, murmelte er dann.

»Gut zu hören. Wie war denn die Altersgrenze, Dr. Ulander? Welches Mindestalter war von Varrick festgelegt?«

»Die Testpersonen mussten mindestens achtzehn sein.«

»Ist Ihnen dieser Bericht bekannt, Dr. Ulander?«

Ulander sah sich erneut Hilfe suchend nach Nadine um, die mit ihrem gesamten Team in Deckung gegangen war und jeden Blickkontakt vermied. »Nein«, stammelte er schließlich, nicht gerade überzeugend.

Geschworener Nummer siebenunddreißig, ein einundfünfzigjähriger Schwarzer, zischte deutlich vernehmbar etwas, das wie »Blödsinn« klang.

»Dr. Ulander, ist es richtig, dass erst vierzehnjährige schwangere Mädchen das Medikament bekamen, um abzutreiben? Seite zweiundzwanzig, Euer Ehren, letzter Absatz, zweite Spalte.«

Ulander antwortete nicht.

Reuben Massey saß neben Judy Beck in der ersten Reihe auf der Beklagtenseite. Als erfahrener Veteran des Sammelklagenkriegs wusste er, dass er unter allen Umständen gelassene Zuversicht ausstrahlen musste. Innerlich kochte er jedoch vor Wut und hätte Nadine Karros am liebsten den Kragen umgedreht. Wie konnte das passieren? Wieso hatte sich diese Büchse der Pandora plötzlich nicht nur einen Spaltbreit, sondern gleich sperrangelweit geöffnet?

Hätten sie ein Urteil im beschleunigten Verfahren beantragt, dann hätte Varrick den Sieg bereits in der Tasche gehabt, und er könnte jetzt in der Sicherheit der Firmenzentrale seinen Sieg genießen und von seinem Schreibtisch aus die Fäden ziehen, um Krayoxx wieder auf den Markt zu bringen. Stattdessen musste er zusehen, wie seine geliebte Firma von einem Anfänger Prügel bezog.

Der Anfänger war noch nicht fertig. »Dr. Ulander, erhielt Amoxoline je die Marktzulassung?«.

»Nein.«

»Es gab wohl Probleme mit dem Medikament?«

»Ja.«

»Welche Nebenwirkungen wurden beobachtet?«

»Übelkeit, Schwindel, Kopfschmerzen, Ohnmacht, aber solche Nebenwirkungen sind bei den meisten Notfall-Verhütungspräparaten nicht ungewöhnlich.«

»Die Unterleibsblutungen haben Sie nicht erwähnt, Dr. Ulander. Bestimmt ein Versehen.«

»Es wurden tatsächlich Unterleibsblutungen beobachtet. Deswegen wurden die Tests auch eingestellt.«

»Recht überstürzt, wenn ich mich nicht irre. Die klinische Prüfling wurde bereits nach neunzig Tagen abgebrochen, nicht wahr, Dr. Ulander?«

»Ja.«

David legte eine theatralische Pause ein, um seine nächste Frage in ihrer ganzen Ungeheuerlichkeit wirken zu lassen. »Dr. Ulander, wie viele aus der Varrick-Testgruppe von vierhundert Schwangeren starben an Unterleibsblutungen?«

Der Zeuge nahm bedächtig seine Brille ab und legte sie in seinen Schoß. Er rieb sich die Augen, warf einen Seitenblick auf Reuben Massey und biss die Zähne zusammen. »Uns wurden elf Todesfälle gemeldet«, sagte er an die Geschworenen gewandt.

Für einen Augenblick ließ David den Kopf sinken, dann schleppte er den Papierstapel vom Pult zu seinem Tisch und tauschte ihn gegen einen anderen aus. Er hatte keine Ahnung, wie lange er freie Hand haben würde, aber er würde nicht aufgeben, solange er nicht ausdrückliche Anweisung erhielt. Er ging zum Rednerpult zurück und legte sich seine Unterlagen zurecht. »Dann würde ich jetzt gern über andere Varrick-Medikamente sprechen, die nie auf den Markt gekommen sind.«

Ms. Karros erhob sich. »Einspruch, aus den bereits erwähnten Gründen.«

»Meine Entscheidung ist dieselbe, Ms. Karros.«

»Könnten wir dann bitte kurz unterbrechen, Euer Ehren?«

Richter Seawright legte normalerweise um 10.30 Uhr eine Pause ein, jetzt war es bereits nach elf Uhr.

Der Richter sah David an. »Wie lange noch, Mr. Zinc?«

David hielt seinen Schreibblock in die Höhe. »Das lässt sich so nicht sagen. Die Liste der gesundheitsgefährdenden Medikamente ist lang.«

»Dann kommen Sie bitte ins Richterzimmer, damit wir das besprechen können. Fünfzehn Minuten Pause.«

Da drei der Geschworenen schwarz waren, beschloss David, sich aus taktischen Gründen eingehender mit Afrika zu befassen. In der Pause hatte ihm Richter Seawright gestattet, den Hintergrund von drei weiteren Medikamenten zu beleuchten, nicht mehr.

»Ich will die Sache heute Nachmittag den Geschworenen zur Beratung übergeben.«

Ms. Karros erhob immer noch empört Einspruch, aber der Richter ließ sich nicht beirren.

Die Geschworenen wurden in den Saal geführt und nahmen ihre Plätze wieder ein. Dr. Ulander kehrte in den Zeugenstand zurück.

»Dr. Ulander erinnern Sie sich an ein Medikament namens Klyvale?«

»Ja.«

»Wurde das Medikament von Ihrem Unternehmen hergestellt und vermarktet?«

»Ja.«

»Wann erfolgte die Zulassung durch die FDA?«

»Lassen Sie mich überlegen. Wenn ich mich recht erinnere, Anfang 2005.«

»Ist es gegenwärtig noch auf dem Markt?«

»Nein.«

»Wann wurde es vom Markt genommen?«

»Ich glaube, zwei Jahre später, im Juni 2007.«

»Hat Ihre Firma das Medikament von sich aus zurück-

gerufen oder auf Anordnung der FDA?»

»Auf Anordnung der FDA.«

»Und liefen zum Zeitpunkt des Rückrufs wegen Klyvale mehrere Tausend Verfahren gegen Ihr Unternehmen?»

»Das ist richtig.«

»Was für ein Medikament war das, laienhaft ausgedrückt?»

»Ein Mittel gegen Bluthochdruck.«

»Hatte es unangenehme Nebenwirkungen?»

»Die Sammelklagenanwälte meinten, ja.«

»Und was ist mit der FDA? Die hat doch das Medikament nicht vom Markt genommen, um den Sammelklagenanwälten einen Gefallen zu tun, oder?» David wedelte ein wenig mit einem anderen Bericht.

»Vermutlich nicht.«

»Sie brauchen hier nichts zu vermuten, Dr. Ulander. Sie kennen den FDA-Bericht. Klyvale verursachte bei Tausenden von Patienten schwere Migräneanfälle, die teilweise mit starken Sehstörungen einhergingen.«

»Nach Aussage der FDA, ja.«

»Stellen Sie die Ergebnisse der FDA infrage?»

»Ja.«

»Und Sie waren für die klinische Prüfung von Klyvale verantwortlich?»

»Meine Mitarbeiter und ich sind für die Prüfung aller Pharmaka verantwortlich. Ich dachte, das hätten wir bereits geklärt.«

»Ich bitte vielmals um Entschuldigung. Wie viele getrennte klinische Studien wurden im Rahmen der Prüfung von Klyvale durchgeführt?»

»Mindestens sechs.«

»Und wo fanden diese statt?»

Da Ulander wusste, dass David nicht lockerlassen

würde, bis sie mit dem Kreuzverhör durch waren, packte er den Stier bei den Hörnern. »Vier in Afrika, eine in Rumänien, eine in Paraguay.«

»Und wie viele Testpersonen wurden in Afrika mit Klyvale behandelt?«

»An jeder Studie nahmen rund tausend Patienten teil.«

»Können Sie sich erinnern, in welchem Land oder welchen Ländern das war?«

»Nicht genau. Kamerun, Kenia und vielleicht Nigeria. Das vierte weiß ich nicht mehr.«

»Wurden alle vier Studien gleichzeitig durchgeführt?«

»Grundsätzlich ja. Über einen zwölfmonatigen Zeitraum in den Jahren 2002 und 2003.«

»Ist es richtig, dass Sie, Dr. Ulander, und zwar Sie persönlich, fast von Anfang an wussten, dass das Medikament höchst problematisch war?«

»Was meinen Sie mit ›fast von Anfang an‹?«

David ging zu seinem Tisch, griff nach einem Dokument und wandte sich an den Richter. »Euer Ehren, ich beantrage, dieses interne Memo vom 4. Mai 2002 als Beweismittel zuzulassen, das von einer Varrick-Mitarbeiterin namens Darlene Ainsworth stammt und an Dr. Mark Ulander gerichtet ist.«

»Das möchte ich mir ansehen«, sagte der Richter.

Nadine erhob sich. »Einspruch. Das Memo ist in dieser Sache nicht relevant, eine Zulassung als Beweismittel ist nicht hinreichend begründet.«

Richter Seawright überflog das zweiseitige Memo. Dann sah er Dr. Ulander an. »Haben Sie das hier bekommen, Dr. Ulander?«

»Ja.«

David besaß weitere Informationen. »Euer Ehren, dieses Memo wurde den Anwälten der Kläger im Klyvale-

Prozess vor zwei Jahren von einem Informanten bei Varrick zugespült. Seine Echtheit wurde damals festgestellt. Dr. Ulander ist das Dokument bekannt.«

»Das genügt, Mr. Zinc. Es wird zugelassen.«

Mr. Zinc kam jetzt erst richtig in Fahrt. »Das Memo stammt vom 4. Mai 2002, ist das richtig, Dr. Ulander?«

»Das ist richtig.«

»Das heißt, knapp zwei Monate nachdem Varrick mit den klinischen Studien in Afrika beginnt, flattert dieses Memo auf Ihren Schreibtisch. Sehen Sie sich den letzten Absatz auf Seite zwei an. Würden Sie ihn den Geschworenen bitte vorlesen, Dr. Ulander?«

Der Zeuge hatte offensichtlich nicht die geringste Lust, irgendetwas vorzulesen, aber er rückte seine Brille zurecht und begann. »Die Patienten nehmen seit sechs Wochen zweimal täglich vierzig Milligramm Klyvale. Bei zweiundsiebzig Prozent wurde sowohl der systolische als auch der diastolische Blutdruck gesenkt. Die Nebenwirkungen sind bedenklich. Die Patienten klagen über Schwindel, Übelkeit, Erbrechen, und viele, rund zwanzig Prozent, leiden unter Kopfschmerzen, die so stark sind, dass das Medikament abgesetzt werden muss. Nachdem ich die Ergebnisse mit anderen medizinisch-technischen Mitarbeitern hier in Nairobi besprochen habe, rate ich dringend dazu, die Prüfling von Klyvale auszusetzend«

»Und wurden die klinischen Studien ausgesetzt, Dr. Ulander?«

»Nein, wurden sie nicht.«

»Gab es aus dem Feld noch weitere Berichte dieser Art?«

Ulander seufzte und sah hilflos zum Tisch der Beklagtenvertretung.

»Ich habe Kopien der anderen Berichte hier,

Dr. Ulander, falls Sie eine Gedächtnisstütze benötigen«, erklärte David hilfsbereit.

»Ja, es gab andere Berichte«, bestätigte Ulander.

»Arbeitet diese Darlene Ainsworth noch bei Varrick?«

»Ich glaube nicht.«

»Heißt das Ja oder Nein?«

»Nein, sie ist nicht mehr im Unternehmen.«

»Ist es richtig, dass ihr, einen Monat nachdem sie Ihnen dieses Memo über die verheerenden Nebenwirkungen von Klyvale geschickt hatte, gekündigt wurde?«

»Ich habe ihr nicht gekündigt.«

»Aber ihr wurde von Varrick gekündigt?«

»Die genauen Umstände ihres Ausscheidens aus dem Unternehmen sind mir nicht präsent. Möglicherweise ist sie von sich aus gegangen.«

David trat erneut zu seinem Tisch und griff nach einem dicken Dokument. Er sah Richter Seawright an. »Euer Ehren, das ist Dr. Ulanders Aussage aus dem Klyvale-Prozess vor zwei Jahren. Darf ich sie benutzen, um Dr. Ulanders Gedächtnis auf die Sprünge zu helfen?«

»Jetzt beantworten Sie endlich die Frage«, fuhr der Richter den Zeugen gereizt an. »Wurde dieser Mitarbeiterin, einen Monat nachdem sie Ihnen dieses Memo geschickt hatte, von Varrick gekündigt?«

Nach dem Tadel des Richters konnte sich Dr. Ulander schlagartig wieder erinnern. »Ja, ihr wurde gekündigt.«

»Danke«, sagte der Richter.

David sah die Geschworenen an, als er weitersprach. »Trotz der Warnungen aus dem Feld trieb Varrick das Zulassungsverfahren also weiter voran und erhielt 2005 die Zulassung durch die FDA, richtig?«

»Das Medikament wurde 2005 zugelassen.«

»Und sobald es zugelassen war, wurde es von Varrick

in den Vereinigten Staaten aggressiv vermarktet, nicht wahr, Dr. Ulander?»

»Mit dem Marketing habe ich nichts zu tun.«

»Aber Sie sitzen im Vorstand?«

»Ja.«

»Dann war plötzlich die Hölle los. 2005 reichten mindestens achttausend Patienten Klage ein, die mit dem Medikament behandelt worden waren und unter starker Migräne und anderen Nebenwirkungen litten. Ist das richtig, Dr. Ulander?«

»Diese Zahlen liegen mir nicht vor.«

»Nun, wir wollen nicht kleinlich sein. Lassen Sie mich die Sache abkürzen. Hat Ihr Unternehmen irgendwo in den Vereinigten Staaten einen Prozess geführt, um Ansprüche wegen des Medikaments Klyvale abzuwehren?«

»Einen.«

»Und Varrick hat sich letzte Woche in fünfundzwanzig anderen Verfahren auf einen Vergleich geeinigt?«

Nadine meldete sich wieder zu Wort. »Einspruch, Euer Ehren. Vergleiche in anderen Verfahren sind für diese Sache nicht von Belang. Mr. Zinc geht zu weit.«

»Das entscheide immer noch ich, Ms. Karros. Aber ich gebe Ihrem Einspruch statt. Mr. Zinc, ich will nichts mehr von anderen Vergleichen hören.«

»Danke, Euer Ehren. Dr. Ulander, erinnern Sie sich an das Varrick-Medikament Rebax?«

Ulander seufzte erneut und musterte angelegentlich seine Füße. David fischte aus den Unterlagen auf seinem Tisch einen weiteren Stapel Memos aus Varricks Schmutzwäsche.

Bald war klar, dass das Migränemittel Rebax erstens den Blutdruck dramatisch in die Höhe trieb, dass es zweitens an Migränepatienten in Afrika und Indien erprobt

worden war, dass drittens Varrick von den Nebenwirkungen wusste und versuchte, diese geheim zu halten, dass viertens die Prozessanwälte in den deswegen angestregten Verfahren verräterische interne Memos aufgespürt hatten, dass fünftens die FDA das Medikament schließlich zurückgerufen hatte und dass sechstens Varrick immer noch in verschiedenen Verfahren Beklagte war, wobei es bisher nicht zu einer Hauptverhandlung gekommen war.

Um dreizehn Uhr beschloss David, es gut sein zu lassen. Er hatte Dr. Ulander fast drei Stunden lang gnadenlos gegrillt, ohne dass Ms. Karros ihrerseits einen Treffer hätte landen können, und er hatte genügend Punkte gesammelt. Die Geschworenen, die sich zuerst darüber amüsiert hatten, dass Varrick so blamiert wurde, dachten jetzt offenbar vor allem ans Mittagessen und an die Beratungen, damit sie endlich nach Hause konnten.

»Kurze Mittagspause«, sagte der Richter. »Um vierzehn Uhr geht es hier weiter.«

David suchte sich eine freie Ecke im Café im ersten Stock des Gebäudes und aß gerade ein Sandwich, während er seine Aufzeichnungen durchging, als er merkte, wie sich von hinten jemand näherte. Es war Taylor Barkley, einer der wenigen Rogan-Anwälte, die David kannte und denen er gelegentlich von seiner Seite des Sitzungssaals aus zunickte.

»Haben Sie einen Augenblick Zeit?«, fragte Barkley und ließ sich auf einen Stuhl gleiten.

»Klar.«

»Gutes Kreuzverhör. Nadine Karros leistet sich nur wenige Fehler, aber das war ein dicker Patzer.«

»Danke«, erwiderte David mit vollem Mund.

Barkley warf einen Blick über die Schulter, als hätte er Topsecret-Informationen für David. »Haben Sie schon mal von einem Blogger gehört, der sich ›Der letzte Geschworene‹ nennt?«

David nickte.

»Unsere IT-Leute sind ziemlich fit und haben ihn aufgespürt. Er sitzt im Saal, drei Reihen hinter Ihnen, marineblauer Pulli, weißes Hemd, dreißig Jahre alt, schütteres Haar, Brille – sieht aus wie ein echter Nerd. Der Mann heißt Aaron Deentz und hat früher für eine mittelgroße Kanzlei in Downtown gearbeitet, aber die Rezession hat ihn den Job gekostet. Jetzt bloggt er und kommt sich wichtig vor, kann wohl keine Stelle finden.«

»Warum erzählen Sie mir das?«

»Er hat das Recht zu bloggen, das ist eine öffentliche Verhandlung. Das meiste Zeug ist harmlos, aber er hat sich auf Ihre Frau eingeschossen. Ich an Ihrer Stelle würde mir das nicht gefallen lassen. Dachte, das würde Sie interessieren. Man sieht sich.« Damit stand Barkley auf und war verschwunden.

Um vierzehn Uhr erhob sich Nadine Karros. »Euer Ehren, die Beweisführung der Beklagten ist abgeschlossen.«

Das war im Richterzimmer so besprochen worden und daher nicht überraschend. Richter Seawright verschwendete keine Zeit. »Mr. Zinc, Sie können sich in Ihrem Schlussplädoyer an die Geschworenen wenden.«

David verspürte nicht die geringste Lust, die Geschworenen um Mitgefühl für seine Mandantin Iris Klopeck zu bitten, aber als Anwalt, der den Prozess von Anfang bis Ende geführt hatte, konnte er schlecht auf seinen Schlussvortrag verzichten. Er trat ans Rednerpult und begann mit einem Dank an die Geschworenen. Dann gab er zu, dass

es sein erster Prozess gewesen sei und er ursprünglich nur die Recherche habe übernehmen wollen. Der Lauf der Ereignisse habe ihn in diese Arena geworfen, und er bedaure, dass er keine bessere Leistung habe bringen können. Er hielt ein Dokument in die Höhe und erklärte, es handle sich um eine im Vorverfahren erlassene Verfügung, eine Art Drehbuch, mit der das Gericht den Ablauf der Hauptverhandlung bereits lange vor der Auswahl der Geschworenen festgelegt habe. Interessant sei die Liste der Sachverständigen, die die Beklagtenvertretung aufgebieten habe. Siebenundzwanzig! Und alle mit Dokortitel. Dankenswerterweise habe die Beklagtenvertretung nicht alle siebenundzwanzig aufgerufen, aber sie seien alle verpflichtet und bezahlt worden. Warum brauche die Beklagte so viel teuren Sachverstand? Vielleicht weil die Beklagte etwas zu verbergen habe? Und warum brauche die Beklagte so viele Anwälte? David deutete mit weit ausholender Geste auf das Rogan-Rothberg-Team. Seine Mandantin Iris Klopeck könne sich solche Kompetenz nicht leisten. Die Voraussetzungen seien ungleich. Das Spiel sei getürkt. Nur die Geschworenen könnten Gerechtigkeit schaffen.

Er sprach weniger als zehn Minuten und war froh, vom Rednerpult wegzukommen. Als er zu seinem Tisch zurückging, sah er in Richtung Zuschauerraum und nahm Blickkontakt mit Aaron Deentz auf, dem letzten Geschworenen. David fixierte ihn ein paar Sekunden lang, dann wandte Deentz den Blick ab.

Nadines Plädoyer dauerte dreißig Minuten, und es gelang ihr, die Aufmerksamkeit weg von den unerfreulichen Tests, über die Mr. Zinc gesprochen hatte, und wieder auf Krayoxx zu lenken. Sie verteidigte Varrick leidenschaftlich und erinnerte die Geschworenen an all die bekannten

und bewährten Medikamente, die das Unternehmen der Welt beschert habe. Dazu gehöre auch Krayoxx, das diese Woche unbeschadet überstanden habe, weil es der Klägerpartei jämmerlich misslungen sei, irgendeine schädliche Wirkung des Medikaments nachzuweisen. Ja, sie und Varrick hätten siebenundzwanzig Sachverständige aufgeboden, aber das tue nichts zur Sache. Viel wichtiger sei, dass der Sachverständigenbeweis der Klägerpartei, die das Verfahren angestrengt habe und bei der damit die Beweislast liege, völlig substanzlos gewesen sei.

David konnte ihre Leistung nur bewundern. Sie war kompetent, beherrschte ihren Job, und ihre Erfahrung als Prozessanwältin war unübersehbar – sie war im Gerichtssaal zu Hause, fand stets den richtigen Ton und die passenden Worte, ließ die Geschworenen lächelnd spüren, dass sie ihnen voll und ganz vertraute. Den Geschworenen war anzusehen, dass dieses Vertrauen auf Gegenseitigkeit beruhte.

David verzichtete auf eine Erwiderung. Richter Seawright begann sofort damit, die Anweisungen an die Geschworenen zu verlesen, immer der langweiligste Teil der Verhandlung. Um 15.30 Uhr wurden die Geschworenen aus dem Saal geführt, um ihre Beratungen zu beginnen. Weil er keine Zeit verlieren wollte, trug David schon einmal einen großen Karton mit Dokumenten zu seinem in der Tiefgarage parkenden Wagen. Im Aufzug auf dem Rückweg in den zweiundzwanzigsten Stock vibrierte sein Handy. Es war eine SMS: »Die Geschworenen haben ihre Beratungen beendet.«

»Das ging ja schnell«, flüsterte er lächelnd vor sich hin.

Als im Sitzungssaal Ruhe eingekehrt war, brachte ein Gerichtsdiener die Geschworenen herein. Der Sprecher reichte dem Urkundsbeamten das schriftliche Urteil, die-

ser gab es an Richter Seawright weiter.

»Das Urteil der Geschworenen entspricht den Anforderungen«, stellte dieser fest.

Das Urteil wurde dem Sprecher zurückgegeben; dieser erhob sich und las vor. »Wir, die Geschworenen, entscheiden zugunsten der Beklagten Varrick Labs.«

Im Sitzungssaal zeigte sich keine Reaktion. Richter Seawright absolvierte die übliche Routine und entließ die Geschworenen.

David hatte keine Lust, zu warten, bis er mit freundlich gemeinten Kommentaren wie »Gute Arbeit«, »Schlechte Karten« oder »Viel Glück fürs nächste Mal« bedacht wurde. Sobald der Richter mit dem Hammer auf den Tisch schlug und die Sitzung aufhob, schnappte er sich seinen schweren Aktenkoffer und flitzte aus dem Raum. Er schaffte es vor der Menge in den Gang und war schon auf dem Weg zum Auto, als er aus dem Augenwinkel einen wohlbekannten blauen Pulli die Toilette betreten sah. Er folgte ihm und sah sich aufmerksam um – er war mit Aaron Deentz allein.

David wusch sich die Hände und wartete, dass Deentz am Urinal fertig war. »Sie sind ›Der letzte Geschworenes stimmt's?«, fragte er, als Deentz sich umdrehte.

Der Entlarvte erstarrte. »Na und?«, fragte er höhnisch.

David holte mit der Rechten aus und traf mit voller Wucht den fleischigen Kiefer des letzten Geschworenen, der zu geschockt war, um zu reagieren. Er stöhnte, als der Kiefer knackte. David setzte mit einem schnellen linken Haken auf die Nase nach. Deentz ging zu Boden.

»Das ist für das Betthäschen, du Arschloch!«

Als David aus der Toilette kam, näherte sich vom anderen Ende des Gangs eine größere Gruppe. Er ergriff die Flucht und verließ das Gebäude überstürzt. Nach einem

kurzen Spurt über die Straße zur Parkgarage blieb er mit verriegelten Türen im Auto sitzen und holte erst einmal tief Luft. »Du Idiot!«, sagte er zu sich selbst.

Auf einem Umweg traf David schließlich am späten Freitagnachmittag in der Kanzlei ein. Zu seiner Überraschung saß Oscar am Tisch und trank mit Rochelle eine Limo. Er wirkte dünn und blass, lächelte aber und meinte, ihm gehe es gut. Mit ärztlicher Erlaubnis durfte er täglich zwei Stunden arbeiten und konnte es angeblich gar nicht erwarten, wieder loszulegen.

David lieferte einen extrem verkürzten Bericht der Verhandlung. Seine Imitation von Dr. Borsows russischem Akzent erregte große Heiterkeit. Wenn schon alle anderen über Finley & Figg lachten, wollten sie selbst sich auch mal amüsieren. Als er seine verzweifelte Suche nach Dr. Threadgill beschrieb, fanden sie auch das urkomisch. Die beiden konnten kaum glauben, dass er sogar Helen rekrutiert hatte. Als er die Gesichter der Geschworenen beim Anblick von Iris' Video beschrieb, tupfte sich Rochelle die Augen mit einem Papiertaschentuch ab.

»Und trotz meiner brillanten Leistung haben die Geschworenen ihr Urteil in nur siebzehn Minuten gefällt.«

Dann wurden sie wieder ernst und sprachen über ihren Kampfgefährten Wally, der für den Augenblick außer Gefecht gesetzt war. Sie redeten über Rechnungen, ihren Kreditrahmen, die trüben Zukunftsaussichten.

Oscar schlug vor, bis Montag nicht mehr darüber nachzudenken. »Uns fällt schon was ein«, sagte er.

David und Rochelle fanden ihn erstaunlich rücksichtsvoll und freundlich. Vielleicht hatten ihm der Herzinfarkt und die Operation die eigene Sterblichkeit vor Augen geführt und damit einen Sinneswandel ausgelöst. Der alte

Oscar hätte über Wally geschimpft und wegen des drohenden finanziellen Ruins mit dem Schicksal gehadert, der neue schien die Lage merkwürdig optimistisch zu sehen.

Es war das angenehmste Gespräch, das David in der Kanzlei je geführt hatte, aber nach einer Stunde musste er los. Seine Anwaltsassistentin wartete mit dem Essen auf ihn und wollte hören, wie es in der Verhandlung gelaufen war.

Über das Wochenende erledigte David dies und jenes im Haus, machte Besorgungen für Helen, schob Emma im Kinderwagen durch das Viertel, wusch und polierte beide Autos und behielt die Online-Reaktion auf den Prozess und Varricks großen Sieg im Auge. In der *Sun-Times* vom Samstag war beides in einem kurzen Artikel erwähnt, die *Tribune* äußerte sich nicht dazu. In den Online-Publikationen waren die Nachbeben jedoch deutlich zu spüren. Die PR-Maschinerie von Varrick lief auf Hochtouren, und das Urteil wurde als vollständige Rehabilitation von Krayoxx beschrieben. CEO Reuben Massey wurde überall zitiert, wie er das Medikament pries, die Sammelklagenanwälte in Grund und Boden verdammt, damit drohte, »diese Leichenfledderer« vor jedem Gericht der Welt vernichtend zu schlagen, die Weisheit der Geschworenen von Chicago lobte und lautstark mehr Gesetze forderte, die unschuldige Unternehmen vor leichtfertig eingereichten Klagen dieser Art schützten. Jerry Alisandros war nicht zu sprechen. Überhaupt wollte sich keiner der Anwälte äußern, die Varrick Labs verklagt hatten.

»Zum ersten Mal in der jüngeren Geschichte hat es der gesamten Sammelklagenanwaltschaft die Sprache verschlagen«, stellte ein Journalist fest.

Der Anruf kam am Sonntag um vierzehn Uhr. Dr. Biff Sandroni hatte die Nasty-Teeth-Proben am Freitagmorgen per FedEx bekommen, etwa um die Zeit, als David sich

Dr. Ulander im Zeugenstand vorknöpfte. Wie versprochen, hatte er die Muster sofort untersucht.

»Sie sind identisch, David, alle sind mit derselben bleihaltigen Farbe beschichtet. In hohem Maße giftig. Den Prozess haben Sie so gut wie gewonnen. Eindeutiger geht's nicht.«

»Bis wann können Sie das Gutachten erstellen?«

»Sie bekommen es morgen per E-Mail.«

»Danke, Biff.«

»Viel Erfolg!«

Eine Stunde später packten David und Helen Emma in den Kindersitz und fuhren nach Waukegan. Sie wollten nach Wally sehen, außerdem schlief die Kleine im Auto am besten.

Nach vier Tagen ohne Alkohol wirkte Wally erholt und wollte nur noch weg. David berichtete kurz über die Verhandlung, wobei er, da er sich nicht wiederholen wollte und ihm nicht zum Lachen zumute war, die Teile wegließ, die Oscar und Rochelle am Freitagnachmittag so witzig gefunden hatten. Wally entschuldigte sich immer wieder, bis David ihn bat, damit aufzuhören.

»Es ist vorbei, Wally. Wir müssen nach vorn blicken.«

Sich die Krayoxx-Mandanten vom Hals zu schaffen konnte problematisch werden. Aber sie hatten keine Wahl, und ihre Entscheidung war endgültig. Mit Krayoxx und Varrick waren sie fertig.

»Ich habe hier nichts mehr verloren«, sagte Wally. Die beiden Männer standen allein am Ende des Gangs, Helen war mit dem schlafenden Baby im Auto geblieben.

»Was sagt Ihr Betreuer?«

»Von dem habe ich allmählich die Nase voll. Ich hatte einen Rückfall, weil ich dem Druck nicht gewachsen war, das ist alles. Mittlerweile zähle ich nur noch die Tage. Ich

werde sofort wieder zu den Anonymen Alkoholikern gehen und kann nur hoffen und beten, dass ich diesmal durchhalte. Glauben Sie mir, David, ich will kein Säufer sein. Wir haben viel zu tun, da muss ich nüchtern bleiben.«

Nachdem jeder zusätzliche Tag David fünfhundert Dollar kostete, hatte er natürlich großes Interesse daran, dass Wally Harbor House so schnell wie möglich verließ. Andererseits war er nicht sicher, ob eine zehntägige Entgiftung reichte. »Ich rede mit Ihrem Betreuer – wie heißt er noch?«

»Patrick Haie. Diesmal hackt er ständig auf mir herum.«

»Vielleicht brauchen Sie das.«

»Bitte holen Sie mich hier raus, David. Wir haben uns in eine ziemlich aussichtslose Lage manövriert, und wenn wir beide es nicht schaffen, wird uns keiner helfen. Auf Oscar können wir wohl nicht zählen.«

Dass Oscar Krayox und Sammelklagen im Allgemeinen von Anfang an sehr skeptisch gegenüberstanden hatte, erwähnte er wohlweislich nicht. Die tiefe Grube, in der sie jetzt saßen, hatte Wallis T. Figg höchstpersönlich gegraben. Sie redeten eine Weile über Oscar, dessen Scheidung, Gesundheit und neue Freundin, von der Wally behauptete, so neu sei sie gar nicht. David fragte nicht nach.

»Holen Sie mich hier raus«, flehte Wally erneut, als David ging. »Wir haben viel zu tun.«

David umarmte ihn zum Abschied, als er das Besucherzimmer verließ. »Viel zu tun«, wie Wally es nannte, hieß nichts weniger, als um die vierhundert unzufriedene Mandanten loszuwerden, das Klopeck-Verfahren endgültig abzuschließen, sich mit jeder Menge unbezahlter

Rechnungen herumzuschlagen, und all das in einem Gebäude, das nunmehr mit einer Hypothek von zweihunderttausend Dollar belastet war. Im letzten Monat hatte die Kanzlei die übrigen Mandanten so vernachlässigt, dass sich viele einen anderen Anwalt gesucht hatten, und die täglichen Anfragen von potenziellen Mandanten waren drastisch zurückgegangen.

David hatte überlegt zu gehen, sich selbstständig zu machen oder sich bei anderen kleinen Kanzleien vorzustellen. Wenn er aus der Kanzlei ausschied, würde er die Sache Thuya Khaing natürlich mitnehmen. Oscar und Wally würden nie davon erfahren. Sobald in dem Verfahren Geld floss, konnte er Finley & Figg für seinen Anteil an der Hypothek einen Scheck schicken. Aber der Gedanke gefiel ihm nicht. Er hatte einmal einen Job hingeworfen, ohne es je zu bereuen. Wenn er jetzt aufgab, würde ihm das sein Leben lang leidtun. Im Grunde wusste David, dass er Finley & Figg nicht verlassen konnte, solange beide Partner krank waren und vor der Tür eine Horde unzufriedener Mandanten und Gläubiger lauerte.

Die Telefone klingelten am Montagvormittag praktisch ununterbrochen. Rochelle nahm einige Anrufe entgegen. »Das sind die Krayox-Leute, die wissen wollen, was mit ihrer Klage ist.«

»Ausstecken«, sagte Oscar, und es wurde ruhig. Oscar war wieder der Alte. Er saß hinter geschlossener Tür in seinem Büro und hantierte mit den Papieren auf seinem Schreibtisch.

Um neun Uhr hatte David ein Schreiben aufgesetzt, das an die rund vierhundert Mandanten geschickt werden würde, die nun doch nicht vor Gericht gehen würden – auch wenn sie das noch nicht wussten.

*Sehr geehrte (r) ... ,
vergangene Woche fand die Hauptverhandlung in unserem
ersten Prozess gegen Varrick Labs wegen des Medikaments
Krayoxx statt. Das Verfahren ging nicht so aus, wie wir uns
erhofft hatten. Die Geschworenen entschieden zugunsten
von Varrick. In Anbetracht des nun vorliegenden Beweis-
materials ist klar, dass weitere Klagen gegen das Unter-
nehmen keinen Erfolg versprechen. Aus diesem Grund legen
wir unser Mandat nieder. Wenn Sie dies wünschen, kön-
nen Sie sich jederzeit an einen anderen Anwalt wenden.*

*Vielleicht beruhigt es Sie zu wissen, dass Varrick über-
zeugende Beweise dafür vorlegen konnte, dass Krayoxx we-
der die Herzklappen noch andere Organe schädigt.*

*Mit freundlichen Grüßen
Rechtsanwalt David Zinc*

Als Rochelles Computer anfang, die Briefe auszuspucken, ging David nach oben, um seinen neuen Prozess am Bundesgericht vorzubereiten, das ihm an diesem Montagmorgen gar nicht weit genug weg sein konnte. Die Klage gegen Sonesta Games war in groben Zügen fertig, genau wie ein Schreiben an dessen Chefsyndikus. Er feilte an beidem, während er auf Sandronis Bericht wartete.

Die Varrick-Aktie eröffnete am Montagmorgen mit 42,50 Dollar, dem höchsten Kurs seit über zwei Jahren. David überflog die Finanzwebsites und -blogs, wo immer noch heftig über die Zukunft der Krayoxx-Prozesse spekuliert wurde. Da er damit nichts mehr zu tun hatte, verlor er rasch das Interesse.

Er durchforstete den Dschungel der Website der Justiz von Cook County und klickte sich bis zu »Strafabteilung – Beschlüsse und Aussagen unter Eid« durch, fand aber keinen Hinweis auf eine Anzeige wegen Körperverletzung

von einem gewissen Aaron Deentz. Am Samstag hatte »Der letzte Geschworene« in seinem Blog über den Ausgang des Klopeck-Verfahrens berichtet, aber nicht erwähnt, dass er in der Herrentoilette im zweiundzwanzigsten Stock des Dirksen Federal Building niedergeschlagen worden war.

Oscar hatte einen Freund, der in der zuständigen Abteilung arbeitete und sich bereit erklärt hatte, nach einer Anzeige von Deentz Ausschau zu halten.

»Sie haben den wirklich geschlagen?«, hatte Oscar voller Bewunderung gefragt.

»Ja, ziemlich blöd von mir.«

»Keine Sorge. Das ist einfache Körperverletzung. Ich kenne da die richtigen Leute.«

Als Sandronis Bericht eintraf, studierte David ihn sorgfältig und war mehr als zufrieden. »Der Bleianteil in der zur Beschichtung des Artikels ›Nasty Teeth‹ verwendeten Farbe überschreitet die Grenze zur Toxizität. Bei Kindern und Erwachsenen, die dieses Produkt bestimmungsgemäß verwenden, nämlich in den Mund einsetzen, besteht die Gefahr einer massiven Bleiaufnahme.«

Damit ließ Dr. Sandroni es nicht bewenden. »Ich teste seit dreißig Jahren Produkte, die Vergiftungen, insbesondere Blei-Vergiftungen, verursachen können, aber mir ist noch nie ein Produkt untergekommen, bei dessen Entwicklung und Herstellung derartig grob fahrlässig vorgegangen wurde.«

David kopierte das sechsseitige Gutachten und legte es in einem Ordner ab, der Farbfotos der Vampirzähne enthielt, die Thuya getragen hatte, sowie Fotos der Muster, die David eine Woche zuvor erstanden hatte. Er fügte eine Kopie der Klageschrift und einen Bericht von Thuyas Ärzten bei. In einem höflichen, aber unmissverständlichen

Schreiben an Dylan Kott, den Leiter der Rechtsabteilung von Sonesta Games, erklärte sich David bereit, mit dem Unternehmen Gespräche zu führen, bevor er Klage einreichte. Allerdings sei dieses Angebot nur vierzehn Tage lang gültig. Die Familie habe großes Leid erdulden müssen und leide weiterhin, sie habe daher Anspruch auf schnelle Hilfe.

Auf dem Weg zum Mittagessen schickte er den Ordner per FedEx an Sonesta Games. In der Kanzlei war niemand informiert. Als Kontaktdaten hatte er seine Adresse zu Hause und seine Handynummer angegeben.

Als David zurückkam, ging Oscar gerade, abgeholt wurde er von einer winzigen, zierlichen Frau, deren Nationalität nicht leicht zu erraten war. Zuerst hielt David sie für eine Thailänderin, dann tendierte er zu Lateinamerikanerin. Auf jeden Fall wechselte er vor der Kanzlei ein paar nette Worte mit ihr. Sie war mindestens zwanzig Jahre jünger als Oscar, und während des kurzen Gesprächs hatte David den Eindruck, dass sich beide schon länger kannten. Oscar, der nach einem ruhigen Vormittag im Büro doch recht angegriffen wirkte, quetschte sich auf den Beifahrersitz ihres kleinen Honda, und weg waren sie.

»Wer ist das?«, fragte David Rochelle, als er die Tür hinter sich zumachte.

»Ich habe sie auch gerade erst kennengelernt. Irgendein komischer Name, den ich nicht verstanden habe. Sie sagt, sie kennt Mr. Finley seit drei Jahren.«

»Dass Wally eine Schwäche für Frauen hat, wusste ich ja. Aber bei Oscar bin ich doch überrascht. Sie nicht?«

Rochelle lächelte. »David, wenn es um Liebe und Sex geht, überrascht mich gar nichts mehr.« Sie hielt einen rosafarbenen Notizzettel in die Höhe. »Wo wir gerade

beim Thema sind – am besten rufen Sie diesen Menschen an.«

»Wer ist das?«

»Goodloe Stamm. Paula Finleys Scheidungsanwalt.«

»Ich verstehe nicht das Geringste von Scheidungsrecht, Rochelle.«

Rochelle sah sich in der Kanzlei um und tat überrascht. »Sonst ist keiner da. Sie werden's schon lernen.«

»Tut mir ja leid, dass der Prozess so ausgegangen ist«, begann Stamm mit geheucheltem Mitgefühl, »aber es hat mich nicht überrascht.«

»Mich auch nicht«, erwiderte David kurz angebunden. »Was kann ich für Sie tun?«

»Zunächst einmal wüsste ich gern, wie es Mr. Finley geht.«

»Mr. Finley geht es gut. Sein Herzinfarkt ist jetzt zwei Wochen her. Tatsächlich war er heute ein paar Stunden in der Kanzlei und macht stetige Fortschritte. Ich nehme an, Sie wollen wissen, wie es mit den Krayoxx-Verfahren läuft, und hoffen, dass wir noch ein paar Honorare einstecken, die in Ihre Taschen wandern könnten. Unglücklicherweise für uns, unsere Mandanten und Mrs. Finley ist an diesen Klagen kein Cent zu verdienen. Wir werden gegen das Klopeck-Urteil keine Berufung einlegen. Wir sind dabei, alle unsere Krayoxx-Mandanten davon zu unterrichten, dass wir unser Mandat niederlegen. Wir haben eine Hypothek auf das Kanzleigebäude aufgenommen, um den Prozess zu finanzieren, der uns etwa einhundertachtzigtausend Dollar gekostet hat. Unser Seniorpartner erholt sich gerade von einem Herzinfarkt und einer Bypass-Operation. Der Juniorpartner ist im Krankenstand. Die Kanzlei führe nun ich zusammen mit einer Sekretärin, die

deutlich mehr von der Juristerei versteht als ich. Sollten Sie sich für Mr. Finleys Vermögenswerte interessieren, lassen Sie mich Ihnen sagen, dass er noch nie so pleite war wie jetzt. Wenn ich recht informiert bin, hat er Ihrer Mandantin angeboten, das Haus, die Einrichtung, das Auto und die Hälfte des Bankguthabens, das unter fünftausend Dollar beträgt, zu behalten, wenn sie in eine einvernehmliche Scheidung einwilligt. Er will da nur noch raus, Mr. Stamm. Ich schlage vor, Sie und Ihre Mandantin nehmen das Angebot an, bevor er es sich anders überlegt.«

Stamm musste das erst einmal verdauen. »Na ja, danke, dass Sie so ehrlich sind.«

»Gut. Das ist noch nicht alles. Sie haben im Namen Ihres kriminellen Mandanten Justin Bardall Klage gegen Oscar Finley wegen dieses unglückseligen Vorfalls eingereicht, bei dem Ihr Mandant verletzt wurde. Wenn ich die Akte richtig im Kopf habe, wandert Ihr Mandant demnächst wegen versuchter Brandstiftung wieder ins Gefängnis. Wie bereits erwähnt, ist Mr. Finley praktisch pleite. Seine Versicherung wird nicht zahlen, weil sie meint, er habe vorsätzlich, nicht fahrlässig gehandelt. Ohne Versicherung und ohne persönliches Vermögen bringt Ihnen ein Urteil gar nichts. Bei Mr. Finley ist nichts zu holen. Ihre Klage ist gegenstandslos.«

»Was ist mit dem Kanzleigebäude?«

»Mit einer hohen Hypothek belastet. Hören Sie, Mr. Stamm, kein Geschworenengericht wird zu Ihren Gunsten entscheiden, weil Ihr Mandant ein mehrfach vorbestrafter Krimineller ist, der bei einer Straftat ertappt wurde. Das kommt nicht gut an. Falls Sie Glück haben sollten und Ihnen ein Gericht doch etwas zuspricht, meldet Mr. Finley am nächsten Tag Insolvenz an. An den kommen Sie nicht ran, verstanden?«

»Die Botschaft ist klar.«

»Wir haben nichts, und wir haben auch nichts zu verbergen. Bitte sprechen Sie mit Mrs. Finley und Mr. Bardall und erklären Sie ihnen das. Ich würde die Akten gern so schnell wie möglich schließen.«

»Ist ja gut. Mal sehen, was ich tun kann.«

Eine Woche verging ohne Nachricht von Sonesta Games. David behielt Kalender und Uhr im Auge. Er wollte sich nicht darauf verlassen, dass es zu einem schnellen Vergleich kam, aber ihm graute vor einem weiteren Verfahren gegen ein Großunternehmen. Einen Prozess an einem Bundesgericht hatte er gerade erst hinter sich. Manchmal kam er sich vor wie der gute alte Wally, der stets dem Traum vom schnellen Geld nachhing.

Die Kanzlei kehrte langsam zu einer Routine zurück, die ein wenig an die alten Zeiten erinnerte. Rochelle kam jeden Morgen um 7.30 Uhr und genoss gemeinsam mit AJ die Ruhe. Dann traf David ein und schließlich Wally, dessen Auto während seiner Sauf tour abgeschleppt worden und unbeschädigt geblieben war. Gegen zehn wurde Oscar von seiner Freundin, die mit ihrem Charme selbst Rochelles Herz gewonnen hatte, an der Tür abgeliefert. Irgendwann am Vormittag tauchte Wally bei seinen Kollegen auf. »Zwölf Tage nüchtern!«, meldete er, dann waren es dreizehn und so weiter. Sie gratulierten ihm und ermutigten ihn, und er hatte sein Selbstbewusstsein wiedergefunden. Praktisch jeden Abend nahm er irgendwo in der Stadt an einem Treffen der Anonymen Alkoholiker teil.

Immer noch riefen aufgebrauchte Krayoxx-Mandanten an, die Rochelle zu Wally und David durchstellte. Die meisten waren niedergeschlagen, nicht aggressiv, und

taten den beiden wirklich leid. Sie hatten gedacht, sie würden Geld bekommen – und jetzt? Die beiden Anwälte entschuldigten sich und schoben die Schuld auf ein geheimnisvolles Geschworenengericht, das zugunsten des Pharmaunternehmens entschieden habe. Allerdings wiesen sie auch darauf hin, dass »vor Gericht bewiesen werden konnte«, dass Krayoxx nicht gefährlich war. Mit anderen Worten: Vergessen Sie die Klage, aber Ihr Herz ist gesünder, als Sie dachten.

Ähnliche Gespräche wurden überall im Land geführt, wo Dutzende von Staranwälten den Rückzug antraten. Ein Anwalt in Phoenix beantragte die Abweisung von vier Klagen, bei denen Krayoxx für Todesfälle verantwortlich gemacht worden war. In bester Nadine-Karros-Manier wurde sofort ein Antrag auf Sanktionen gemäß Prozessordnungsvorschrift 11 gestellt. Varrick Labs forderte die Verhängung von Sanktionen für diese leichtfertig eingereichten Klagen und legte detaillierte Honorarnoten und Spesenabrechnungen vor, um nachzuweisen, dass für die Abwehr der Ansprüche acht Millionen Dollar angefallen waren. Während die Sammelklagenanwälte den Rückzug antraten, setzte Varrick unerbittlich nach. Der Streit um Sanktionen gemäß Prozessordnungsvorschrift 11 würde noch monatelang toben.

Zehn Tage nach dem Urteil hob die FDA den Rückruf von Krayoxx auf, und Varrick überschwemmte den Markt. Reuben Masseys Barbestände würden schnell wieder aufgefüllt sein, und zuallererst wollte er es den Sammelklagenanwälten heimzahlen, die so hässlich mit seinem geliebten Medikament umgesprungen waren.

Elf Tage nach dem Urteil hatte David immer noch nichts von Aaron Deentz gehört. »Der letzte Geschworene«

bloggte nicht mehr, ohne jede Erklärung. Eine Anzeige wegen Körperverletzung hätte für Deentz zwei Seiten. Zunächst einmal riskierte er, dass seine Identität bekannt wurde. Wie viele Blogger genoss er die Anonymität und die Freiheit, praktisch alles sagen zu können. Die Tatsache, dass David wusste, wer er war, und seinen Namen genannt hatte, bevor er ihn niederschlug, musste ihm zu denken geben. Wenn Deentz Anzeige erstattete, musste er vor Gericht erscheinen und zugeben, dass er »Der letzte Geschworene« war. Falls er wirklich Arbeit suchte, konnte ihm das zum Verhängnis werden. In den vergangenen zwei Jahren hatte er furchtbare Dinge über Richter, Anwälte und Kanzleien gesagt. Andererseits hatte David zwei Volltreffer gelandet. Er hatte zwar nicht das Gefühl gehabt, irgendwelche Knochen gebrochen zu haben, aber Schaden hatte er bestimmt angerichtet, selbst wenn dieser nur vorübergehend war. Als Anwalt würde Deentz damit vor Gericht gehen und Genugtuung erhalten wollen.

Helen hatte er nichts von der Prügelei erzählt. Sie würde sich nur aufregen und sich Sorgen wegen einer Strafverfolgung oder gar Festnahme machen. Er wollte sie nur einweihen, falls Deentz Anzeige erstattete. Mit anderen Worten, irgendwann – vielleicht. Dann hatte er eine Idee. Im Telefonbuch gab es nur einen einzigen Aaron Deentz, und spät an einem Nachmittag wählte David dessen Nummer.

»Ich hätte gern Aaron Deentz gesprochen«, sagte er.

»Am Apparat. Wer sind Sie?«

»David Zinc, Mr. Deentz, und ich möchte mich für mein Verhalten nach der Verhandlung entschuldigen. Ich war aufgebracht und wütend und habe mich hinreißen lassen.«

Eine Pause. »Sie haben mir den Kiefer gebrochen.«

Zuerst fühlte David einen gewissen männlichen Stolz, dass sein Haken solche Kraft besaß, aber der verging schnell, als er an eine mögliche Zivilklage wegen Körperverletzung dachte. »Ich kann mich nur noch einmal entschuldigen und sagen, dass ich Ihnen auf keinen Fall körperliche Schäden zufügen oder etwas brechen wollte.«

Deentz' nächste Äußerung war höchst aufschlussreich. »Wie haben Sie meine Identität herausgefunden?«, fragte er.

Also hatte er Angst aufzufliegen. David wich aus. »Ein Cousin von mir kennt sich mit so was aus. Hat nur vierundzwanzig Stunden gedauert. Sie sollten nicht jeden Tag um dieselbe Zeit posten. Das mit dem Kiefer tut mir leid. Ich bin bereit, die Behandlungskosten zu übernehmen.« Ihm blieb nichts anderes übrig, auch wenn ihm der Gedanke an weitere Ausgaben in der Seele wehtat.

»Wollen Sie mir ein Angebot machen, Zinc?«

»Ja. Ich übernehme Ihre Behandlungskosten, und Sie erklären sich bereit, keine Anzeige zu erstatten und mich nicht auf Schadenersatz zu verklagen.«

»Haben Sie Angst vor einem Verfahren wegen Körperverletzung?«

»Eigentlich nicht. Wenn ich deswegen wirklich vor Gericht muss, Sorge ich dafür, dass der Richter Ihre Kommentare zu Gesicht bekommt, das wird ihm nicht gefallen. Richter hassen solche Blogs. Richter Seawright hat immer mitgelesen und war stinksauer, weil er dachte, die Geschworenen könnten darauf stoßen und sich beeinflussen lassen. Seine Mitarbeiter waren darauf angesetzt, Ihre Identität festzustellen.« Das war frei erfunden, klang aber plausibel.

»Haben Sie mit irgendwem darüber geredet?«, fragte Deentz.

David hätte nicht sagen können, ob er eingeschüchtert und verängstigt war oder mit dem gebrochenen Kiefer nur nicht richtig reden konnte. »Keiner Menschenseele.«

»Seit ich arbeitslos bin, habe ich keine Krankenversicherung mehr. Die Behandlungskosten belaufen sich bisher auf viertausendsechshundert Dollar. Die Drähte müssen einen Monat drinbleiben, wie es dann weitergeht, weiß ich noch nicht.«

»Sie haben mein Angebot gehört«, sagte David. »Sind wir uns einig?«

Eine lange Pause. »Ja, von mir aus.«

»Da wäre noch etwas, Mr. Deentz.«

»Was denn?«

»Sie haben meine Frau als Betthäschen bezeichnet.«

»Ah, ja, das hätte ich nicht tun sollen. Ihre Frau ist sehr attraktiv.«

»Das ist sie und sehr intelligent.«

»Ich entschuldige mich.«

»Ich auch.«

Wallys erster Erfolg nach dem Prozess war der erfolgreiche Abschluss von Oscars Scheidungsvereinbarung. Da kaum Vermögen vorhanden war und beide Parteien die Ehe rasch beenden wollten, war die Vereinbarung recht einfach – soweit ein juristisches Dokument einfach sein kann. Als Oscar und Wally direkt unter »Paula Finley« und »Goodloe Stamm« unterzeichnet hatten, starrte Oscar lange auf die Unterschriften und versuchte gar nicht erst, ein Lächeln zu unterdrücken. Wally reichte die Vereinbarung beim Bezirksgericht ein, wo für Mitte Januar ein Termin angesetzt war.

Oscar bestand darauf, mit einer Flasche Champagner – selbstverständlich alkoholfrei – zu feiern, und die Kanzlei

fand sich am späten Nachmittag zu einer inoffiziellen Besprechung am Tisch ein. Da alle vier mitzählten – fünfzehn Tage nüchtern –, wurde auf Wally ebenso angestoßen wie auf den frischgebackenen Junggesellen Oscar Finley. Es war Donnerstag, der 10. November, und obwohl die kleine Kanzlei jede Menge Schulden und nur eine Handvoll Mandanten hatte, waren sie fest entschlossen, den Augenblick zu genießen. Verwundet und gedemütigt mochten sie sein, aber sie waren am Leben und noch lange nicht geschlagen.

Als David sein Glas leerte, vibrierte sein Handy. Er entschuldigte sich und ging nach oben.

Dylan Kott stellte sich als Vorstandsmitglied und langjähriger Chefsyndikus von Sonesta Games vor. Er rufe aus der Firmenzentrale in San Jacinto, Kalifornien, an. Nachdem er sich bei David für sein Schreiben und den vernünftigen Ton bedankt hatte, versicherte er ihm, die Unterlagen seien von der Führungsspitze des Unternehmens geprüft worden, und man sei »zutiefst beunruhigt«. Auch er selbst sei besorgt.

»Wir würden uns gern persönlich mit Ihnen treffen, Mr. Zinc.«

»Und was wäre der Zweck eines solchen Treffens?«, fragte David.

»Wir möchten uns darüber unterhalten, wie ein Gerichtsverfahren zu vermeiden wäre.«

»Und damit negative Publicity?«

»Selbstverständlich. Wir sind ein Spielwarenhersteller, Mr. Zinc. Unser Image ist uns sehr wichtig.«

»Wann und wo?«

»Wir haben ein Vertriebszentrum und -büro in Des Plaines, ganz in Ihrer Nähe. Passt Ihnen Montagmorgen?«

»Ja, aber nur, wenn Sie ernsthaft einen Vergleich in Erwägung ziehen. Wenn Sie mich mit irgendwelchen Almosen abspeisen wollen, können Sie das gleich vergessen. Dann gehe ich lieber vor Gericht.«

»Bitte, Mr. Zinc, solche Drohungen sind wirklich verfrüht. Ich kann Ihnen versichern, dass uns der Ernst der Lage bewusst ist. Leider erleben wir so etwas nicht zum ersten Mal. Ich kann Ihnen das alles am Montag erklären.«

»In Ordnung.«

»Hat das Gericht einen gesetzlichen Vertreter für das Kind bestellt?«

»Ja. Den Vater.«

»Wäre es möglich, dass beide Eltern am Montagmorgen vor Ort sind?«

»Ich bin mir sicher, das lässt sich organisieren. Warum?«

»Unser CEO, Carl LaPorte, würde sich gern im Namen unseres Unternehmens persönlich bei ihnen entschuldigen.«

Das Vertriebszentrum war eines in einer langen Reihe moderner Lagerhäuser, die sich von Des Plaines und den Vororten von Chicago auf einer Fläche von vielen Tausend Quadratmetern endlos nach Westen zu erstrecken schienen. Mit seinem Navigationsgerät hatte David es problemlos gefunden, und um zehn Uhr am Montagvormittag geleitete er Soe und Lwin Khaing durch die Eingangstür eines Bürogebäudes aus rotem Backstein, das an ein enormes Lagerhaus angebaut war. Sie wurden durch einen Gang in ein Besprechungszimmer geführt, in dem ihnen Kaffee, Gebäck und Saft angeboten wurden. Sie lehnten ab. Davids Magen rebellierte, seine Nerven waren aufs Äußerste angespannt.

Drei gut gekleidete Vertreter des Unternehmens betraten den Raum: Chefsyndikus Dylan Kott, CEO Carl La-Porte und Finanzchef Wyatt Vitelli. Nach kurzer Vorstellung bat Carl La-Porte alle, Platz zu nehmen, und tat sein Bestes, um die Atmosphäre aufzulockern. Wieder wurden Kaffee, Saft und Gebäck angeboten. Nein, danke. Als schnell klar wurde, dass die Khaings zu verschüchtert für ein zwangloses Gespräch waren, wurde LaPorte ernst und wandte sich an die Eltern.

»Dann möchte ich zuerst etwas sagen, das mir sehr am Herzen liegt. Ich weiß, dass Sie ein sehr krankes Kind haben und dass die Chancen auf Besserung gering sind. Ich habe selbst einen vierjährigen Enkel, mein einziges En-

kelkind, und kann mir kaum vorstellen, was Sie durchmachen. Im Namen meines Unternehmens Sonesta Games übernehme ich die volle Verantwortung für das, was Ihrem Sohn zugestoßen ist. Wir stehlen den Nasty-Teeth-Artikel nicht selbst her, aber das Unternehmen, das ihn importiert hat, gehört zu unserem Konzern. Da es unser Unternehmen ist, sind wir verantwortlich. Haben Sie dazu Fragen?»

Lwin und Soe schüttelten langsam den Kopf.

David konnte es kaum glauben. In einem Verfahren wären die Äußerungen von Carl LaPorte ein Geschenk des Himmels gewesen. Eine Entschuldigung des Unternehmens wäre als Beweismittel zulässig und hätte bei den Geschworenen großes Gewicht. Die Tatsache, dass LaPorte die Verantwortung so unmissverständlich und ohne Zögern übernahm, bedeutete zweierlei: Erstens meinte das Unternehmen es ernst, und zweitens würde die Sache nicht vor Gericht kommen. Die Anwesenheit von CEO, Finanzchef und Chefsyndikus war ein eindeutiges Zeichen dafür, dass sie ihr Scheckbuch dabei hatten.

»Ich kann Ihren kleinen Jungen nicht wieder gesund machen«, fuhr LaPorte fort. »Ich kann nur sagen, dass es mir leidtut, und Ihnen versprechen, dass wir als Unternehmen alles in unseren Kräften Stehende tun werden, um Ihnen zu helfen.«

»Danke«, sagte Soe, und Lwin wischte sich die Tränen aus den Augen. Nach einer langen Pause, in der LaPorte die beiden mit großem Mitgefühl ansah, wandte er sich an David.

»Mr. Zinc, sind Sie damit einverstanden, dass die Eltern nebenan warten, während wir die Angelegenheit besprechen?«

»In Ordnung«, erwiderte David. Scheinbar aus dem

Nichts tauchte eine Assistentin auf und brachte die Khaings weg.

»Ein paar Anregungen«, begann LaPorte, als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte. »Ich schlage vor, wir legen die Sakkos ab, gar so förmlich muss es ja nicht sein. Die Sache könnte eine Weile dauern. Haben Sie etwas dagegen, wenn wir uns mit Vornamen ansprechen, Mr. Zinc?«

»Überhaupt nicht.«

»Gut. Wir sind eine kalifornische Firma, bei uns ist die Unternehmenskultur eher leger.« Alle zogen die Sakkos aus und lockerten die Krawatten. »Wie möchten Sie vorgehen, David?«

»Sie haben zu dieser Besprechung eingeladen.«

»Das ist richtig, also beginnen wir vielleicht mit etwas Hintergrundinformation. Wie Sie sicher wissen, sind wir mit einem Umsatz von gut drei Milliarden im letzten Jahr drittgrößter Spielzeughersteller Amerikas.«

»Hinter Mattel und Hasbro«, ergänzte David höflich. »Ich habe alle Ihre Geschäftsberichte gelesen, und nicht nur das. Ich kenne Ihre Produkte, Ihre Geschichte, Ihre finanzielle Situation, das Management, die Geschäftsbereiche und die langfristige Unternehmensstrategie. Ich weiß, wer Ihre Versicherung ist, wobei die Haftungslimits natürlich geheim sind. Wenn Sie möchten, können wir uns gern darüber unterhalten. Ich habe heute keine anderen Termine, und meine Mandanten haben sich freigegeben. Allerdings würde ich lieber zum Thema kommen.«

Carl LaPorte lächelte und sah Dylan Kott und Wyatt Vitelli an. »Wir haben alle genug zu tun, da haben Sie recht. Sie haben Ihre Hausaufgaben gemacht, David, sagen Sie uns, was Sie sich vorstellen.«

David schob Beweisstück eins über den Tisch. »Das ist eine Zusammenfassung der Schadenersatzsummen, die in den vergangenen zehn Jahren von Geschworenengerichten für Hirnschäden zuerkannt wurden, nur die Fälle mit Kindern. Bei Nummer eins erhielt ein Sechsjähriger, der durch Kauen auf einer Action-Figur aus Kunststoff Blei aufgenommen hatte, in New Jersey zwölf Millionen Dollar zugesprochen. Die Berufung läuft noch. Sehen Sie sich Nummer vier an – neunzehn Millionen Dollar in Minnesota, das Urteil wurde letztes Jahr in der Berufung bestätigt. Mein Vater sitzt im Obersten Gerichtshof von Minnesota und ist normalerweise bei großen Schadenersatzsummen sehr konservativ. Aber bei diesem Urteil hat er, wie die übrigen Richter, dafür gestimmt, die Höhe des Schadenersatzes in der Berufung zu bestätigen. Die Entscheidung war einstimmig. Auch dabei ging es um Bleivergiftung, ein Kind und sein Spielzeug. Nummer sieben betrifft eine Neunjährige, die fast ertrunken wäre, weil sie mit dem Fuß im Abfluss eines brandneuen Swimmingpools in einem Country Club in Springfield, Illinois, hängen blieb. Die Geschworenen berieten nicht einmal eine Stunde lang und sprachen der Familie neun Millionen Dollar zu. Oder Seite zwei, Nummer dreizehn. Ein Zehnjähriger wird von einem Stück Metall am Kopf getroffen, das von einem kommerziellen Rotationsmäher ohne Kettenschutz in die Luft geschleudert wird. Schwere Hirnschäden. Der Fall wurde vor dem Bundesgericht in Chicago verhandelt, und die Geschworenen sprachen dem Opfer fünf Millionen Dollar Schadenersatz und zwanzig Millionen Dollar Schadenersatz mit Strafcharakter zu. Der Strafschadenersatz wurde in der Berufung auf fünf Millionen gekürzt. Wir brauchen hier nicht alle Fälle durchzugehen; ich bin mir sicher, Sie sind mit der Materie vertraut.«

»Es liegt wohl auf der Hand, David, dass wir einen Prozess gern vermeiden möchten.«

»Ist mir klar, ich wollte nur darauf hinweisen, wie Geschworene reagieren. Wenn sie sich drei Tage lang Thuya Khaing in seinem Spezialstuhl festgeschnallt ansehen müssen, könnte der Schadenersatz deutlich höher ausfallen als in den genannten Fällen. Dieses Potenzial ist bei unseren Verhandlungen zu berücksichtigen.«

»Ich verstehe. An welche Höhe hatten Sie gedacht?«, fragte Carl LaPorte.

»Bei einem Vergleich sind verschiedene Kosten zu berücksichtigen, von denen einige relativ leicht zu beziffern sind, andere nicht. Beginnen wir mit der finanziellen Belastung durch die Versorgung des Kindes. Im Augenblick gibt die Familie monatlich etwa sechshundert Dollar für Lebensmittel, Medikamente und Windeln aus. Das ist nicht viel Geld, übersteigt die Mittel der Familie jedoch bei Weitem. Der Junge benötigt eine Teilzeit-Pflegekraft und eine Vollzeit-Reha, bei der zumindest versucht wird, die Muskeln zu trainieren und das Gehirn neu zu programmieren.«

»Wie hoch ist seine Lebenserwartung?«, erkundigte sich Wyatt Vitelli.

»Das weiß niemand. Die Aussagen ändern sich ständig. In meinem Bericht gibt es dazu keine Angaben, weil der eine Arzt inoffiziell sagt, ein oder zwei Jahre, während der andere meint, der Junge könnte das Erwachsenenalter erreichen. Ich habe mit allen seinen Ärzten gesprochen, aber keiner will sich festlegen. In den letzten sechs Monaten habe ich regelmäßig Zeit mit dem Kind verbracht und konnte dabei eine leichte, eine minimale Besserung verschiedener Funktionen beobachten. Ich schlage vor, bei den Verhandlungen gehen wir davon aus, dass er noch zwanzig Jahre leben wird.«

Alle drei Männer nickten und waren sofort einverstanden.

»Es ist offensichtlich, dass seine Eltern nicht viel verdienen. Sie leben mit Thuyas beiden älteren Schwestern in einer kleinen, billigen Wohnung. Die Familie braucht ein Haus mit viel Platz und einem Zimmer mit einer Spezialausstattung. Keinen Luxus, das sind einfache Leute, aber auch sie haben Träume.« Damit schob David drei Kopien von Beweisstück zwei über den Tisch. Seine Gesprächspartner griffen hastig danach.

David holte tief Luft und fuhr fort. »Das ist unser Vergleichsangebot. Zunächst einmal ist der konkrete Schaden zu berücksichtigen. Unter Punkt eins finden Sie die bereits erwähnten Kosten sowie Kosten in Höhe von dreißigtausend Dollar jährlich für eine Teilzeit-Pflegekraft sowie fünfundzwanzigtausend Dollar jährlich für das entfallende Gehalt der Mutter, die zu Hause bleiben und sich um den Jungen kümmern möchte. Außerdem enthalten sind die Kosten für ein neues Auto, mit dem das Kind täglich zur Reha gefahren werden kann. Aufgerundet ergibt das einhunderttausend Dollar pro Jahr über zwanzig Jahre, also insgesamt zwei Millionen. Eine Rente würde heutzutage 1,4 Millionen Dollar kosten. Die Reha ist ein Graubereich, weil ich nicht weiß, wie lange die Behandlung fortgesetzt werden würde. Gegenwärtig belaufen sich die Kosten auf fünfzigtausend Dollar pro Jahr. Wenn wir von zwanzig Jahren ausgehen, sind siebenhunderttausend Dollar abzusichern. Dazu kommen die Kosten für ein neues Haus in einer anständigen Gegend mit guten Schulen – fünfhunderttausend. Nächster Punkt ist das Lakeshore Children's Hospital. Die Behandlung dort hat dem Kind das Leben gerettet und war für die Familie kostenlos, aber ich bin der Ansicht, die Aufwendungen sollten

erstattet werden. Das Krankenhaus wollte mir zunächst keine Zahl nennen, aber hier ist sie: sechshunderttausend Dollar.«

David war bei 3,2 Millionen Dollar angelangt, und keiner der drei Topmanager hatte auch nur einen Stift aus der Tasche geholt. Kein Stirnrunzeln, kein Kopfschütteln, keiner reagierte, als hätte David den Verstand verloren.

»Kommen wir zum abstrakten Schaden. Darunter habe ich die verlorene Lebensfreude des Kindes und die seelische Belastung der Familie aufgeführt. Ich weiß, dass das vage Begriffe sind, aber nach dem Recht des Bundesstaates Illinois berechtigen sie zu Schadenersatz. Ich schlage 1,8 Millionen Dollar vor.«

David faltete die Hände und wartete auf eine Antwort. Niemand wirkte überrascht.

»Eine runde Summe von fünf Millionen Dollar«, stellte Carl LaPorte fest.

»Was ist mit dem Anwaltshonorar?«, fragte Dylan Kott.

»Das hätte ich fast vergessen«, sagte David, und alle lächelten. »Mein Honorar wird nicht aus den Zahlungen an die Familie beglichen. Es fällt zusätzlich an. Dreißig Prozent der genannten Summe, also 1,5 Millionen Dollar.«

»Ein nettes Sümmchen«, sagte LaPorte.

Um ein Haar hätte David erwähnt, dass alle drei im Vorjahr Gehaltszahlungen und Aktienoptionen in Millionenhöhe erhalten hatten, aber er verkniff es sich. »Wäre schön, wenn das alles mir allein gehören würde, aber so ist es nicht.«

»6,5 Millionen Dollar«, meinte LaPorte, während er seine Kopie des Berichts auf den Tisch legte und die Arme streckte.

»Ich habe den Eindruck, dass Sie wirklich die besten Absichten haben«, erwiderte David. »Außerdem legen Sie

natürlich keinen Wert auf schlechte Presse und wollen Ihr Glück auch nicht unbedingt vor einem Geschworenengericht versuchen, das keine Sympathien für Sie hegt.«

»Unser Image ist uns sehr wichtig«, erklärte LaPorte. »Wir verseuchen keine Flüsse, produzieren keine billigen Pistolen, sind keine Versicherungsbetrüger und hauen den Staat nicht übers Ohr. Wir stellen Kinderspielzeug her. So einfach ist das. Wenn es heißt, wir vergiften Kinder, sind wir erledigt.«

»Darf ich fragen, woher diese Artikel stammen?«, erkundigte sich Kott.

David erzählte, wie Soe Khaing die Vampirzähne vor einem Jahr gekauft hatte und wie er selbst den gesamten Großraum Chicago nach ähnlichen Produkten durchforschet hatte. LaPorte gab zu, das Unternehmen versuche selbst, verbliebene Artikel aufzuspüren, und habe sich in den letzten achtzehn Monaten bereits in zwei ähnlichen Fällen verglichen. Man sei vorsichtig optimistisch, mittlerweile alle mit bleihaltiger Farbe beschichteten Artikel vom Markt genommen und vernichtet zu haben, aber es gebe keine Gewissheit. Das Unternehmen bekriege sich deswegen mit mehreren Werken in China und habe den Großteil seiner Produktion in andere Länder verlegt. Die Übernahme von Gunderson Toys sei ein teurer Fehler gewesen. Andere Geschichten folgten, als bräuchten beide Seiten eine Pause, um sich das Vergleichsangebot in Ruhe zu überlegen.

Nach einer Stunde wurde David gebeten, draußen zu warten, damit sich die Manager besprechen konnten.

David trank einen Kaffee mit seinen Mandanten, bis er nach fünfzehn Minuten von derselben Assistentin wieder ins Besprechungszimmer gebeten wurde. Als sie die Tür

hinter ihm schloss, war er bereit zu gehen, wenn sich die Gegenseite nicht auf den Handel einließ.

»Wir waren bereit, Ihnen einen Scheck in Höhe von fünf Millionen auszustellen, David, aber Sie verlangen ja deutlich mehr«, sagte LaPorte, als sich alle wieder niedergelassen hatten.

»Fünf Millionen sind nicht akzeptabel, weil wir doppelt so viel herausholen können. 6,5 Millionen Dollar, das ist unser letztes Wort. Ansonsten reiche ich morgen Klage ein.«

»Ein Gerichtsverfahren dauert Jahre. Können Ihre Mandanten so lange warten?«, fragte Kott.

»Einige unserer Bundesrichter halten viel von beschleunigten Verfahren gemäß Vorschrift 83 Absatz 19, sehr effizient, das können Sie mir glauben. In einem Jahr bin ich mit der Sache vor dem Geschworenengericht. Mein letztes Verfahren war deutlich komplizierter, trotzdem fand die Verhandlung bereits zehn Monate nach Einreichung der Klage stand. Ja, meine Mandanten können ein Geschworenenurteil abwarten.«

»Ihren letzten Prozess haben Sie aber verloren«, stellte La-Porte mit hochgezogenen Brauen fest, als wüsste er alles über das Klopeck-Verfahren.

»Das habe ich. Ich hatte praktisch nichts in der Hand. Das ist diesmal ganz anders. Wenn die Geschworenen alles gehört haben, werden Ihnen 6,5 Millionen wie ein Schnäppchen vorkommen.«

»Wir bieten fünf.«

David schluckte und sah LaPorte empört an. »Sie hören mir nicht richtig zu, Carl. 6,5 Millionen Dollar jetzt oder sehr viel mehr später.«

»Sie wollen fünf Millionen Dollar für diese armen myanmarischen Einwanderer ablehnen?«

»Das habe ich bereits getan, und die Höhe ist nicht verhandelbar. Ihr Unternehmen ist gut versichert. Die 6,5 Millionen Dollar zahlen Sie nicht aus dem Nettogewinn.«

»Kann schon sein, aber die Versicherungsprämien sind auch nicht gerade günstig.«

»Ich feilsche nicht, Carl. Sind wir uns einig oder nicht?«

LaPorte holte tief Luft und wechselte einen Blick mit Dylan Kott und Wyatt Vitelli. Dann zuckte er die Achseln, lächelte resigniert und streckte die Hand aus. »Einverstanden.«

David schüttelte sie kräftig.

»Unter der Bedingung, dass es streng vertraulich bleibt«, sagte LaPorte.

»Selbstverständlich.«

»Ich lasse unsere Rechtsabteilung eine Vereinbarung vorbereiten«, sagte Dylan Kott.

»Nicht nötig.« David griff in seinen Aktenkoffer. Er holte eine Aktenmappe heraus, entnahm ihr vier Kopien eines Dokuments und verteilte sie. »Das ist eine Vergleichsvereinbarung, die alles abdeckt. Alles sehr simpel gehalten, mit einer ausführlichen Geheimhaltungserklärung. Ich arbeite für eine winzige Kanzlei mit großen Problemen. Es ist in meinem eigenen Interesse, dass nichts bekannt wird.«

»Sie haben eine vorbereitete Vergleichsvereinbarung über 6,5 Millionen Dollar in der Tasche?«, fragte LaPorte.

»So ist es. Und keinen Penny weniger. Die Sache ist es wert.«

»Der Vergleich muss aber gerichtlich bestätigt werden«, gab Dylan Kott zu bedenken.

»Das ist richtig. Die Vormundschaft ist bereits geklärt, der Vater ist gesetzlicher Vertreter des Kindes. Das Gericht

muss den Vergleich bestätigen und überwacht die Verwendung der Gelder. Ich muss einen jährlichen Rechenschaftsbericht ablegen und mich einmal im Jahr beim Richter melden, aber die Akte kann versiegelt werden, um die Vertraulichkeit zu gewährleisten.«

Nach Prüfung der Vereinbarung unterzeichnete Carl LaPorte für das Unternehmen. Nachdem David unterschrieben hatte, wurden Soe und Lwin hereingeführt. David erklärte die Bedingungen der Vereinbarungen, und sie unterschrieben unter seinem Namen. Carl LaPorte entschuldigte sich erneut und wünschte ihnen alles Gute. Beide standen unter Schock und waren von ihren Emotionen so überwältigt, dass sie kein Wort herausbrachten.

Als sie das Gebäude verließen, bat Dylan Kott David um ein kurzes Gespräch unter vier Augen. Die Khaings gingen schon vor und warteten an Davids Wagen.

Kott ließ einen unbeschrifteten weißen Umschlag auffällig in Davids Hand gleiten. »Von mir haben Sie den nicht«, sagte er.

David steckte den Umschlag in seine Manteltasche. »Was ist das?«

»Eine Liste anderer Produkte, in erster Linie Spielsachen, die Bleivergiftungen verursachen. Die meisten stammen aus China, aber es sind auch Produkte aus Mexiko, Vietnam und Pakistan darunter. Im Ausland hergestellt, von US-amerikanischen Firmen importiert.«

»Verstehe. Und sind diese Firmen zufällig Wettbewerber von Ihnen?«

»Sie haben's erfasst.«

»Danke.«

»Viel Glück.«

Die letzte Kanzleibesprechung von Finley & Figg fand am selben Nachmittag statt. David bestand darauf, dass sie warteten, bis Rochelle nach Hause gegangen war. Oscar war erschöpft und schlecht gelaunt, ein gutes Zeichen. Seine Freundin und Fahrerin hatte er um fünfzehn Uhr wieder weggeschickt, und David hatte versprochen, seinen Seniorpartner nach der Besprechung nach Hause zu fahren.

»Das muss ja wichtig sein«, stellte Wally fest, als David die Eingangstür abschloss und die Jalousien herunterließ.

»Allerdings«, bestätigte der und setzte sich an den Tisch. »Erinnern Sie sich noch an die Sache mit der Bleivergiftung, die ich vor ein paar Monaten erwähnt habe?«

Die beiden erinnerten sich dunkel, aber seitdem war viel passiert.

»Nun ja, in dieser Sache hat es eine interessante Entwicklung gegeben«, begann David selbstzufrieden.

»Raus damit«, sagte Wally in freudiger Erwartung.

David schilderte ausführlich sein Engagement für die Khaings. Er legte eine Packung Nasty Teeth auf den Tisch, während er langsam auf den Höhepunkt seiner Geschichte zusteuerte. »Heute Morgen hatte ich eine Besprechung mit dem CEO und anderen Topmanagern des Unternehmens, und wir haben uns auf einen Vergleich geeinigt.«

Wally und Oscar hingen mittlerweile an seinen Lippen und wechselten nervöse Blicke.

Als David sagte: »Das Anwaltshonorar beläuft sich auf 1,5 Millionen Dollar«, schlossen beide die Augen und senkten andächtig den Kopf. Er legte eine kurze Pause ein und gab beiden eine Kopie eines Dokuments. »Das ist der Entwurf eines Gesellschaftsvertrags für die neue Kanzlei Finley, Figg & Zinc.« Oscar und Wally hielten das Dokument in Händen, aber keiner von beiden las. Sie gafften David mit offenem Mund an, beide zu verblüfft, um etwas zu sagen.

»Eine gleichberechtigte Partnerschaft, bei der wir den Gewinn durch drei teilen mit einer monatlichen Privatentnahme auf Grundlage des Nettoerlöses. Das Gebäude läuft weiterhin auf Sie beide. Ich schlage vor, Sie sehen sich den dritten Absatz auf Seite zwei genauer an.«

Keiner blätterte um.

»Sagen Sie uns einfach, was da steht«, sagte Oscar.

»Das sind sehr klare Regeln darüber, von welchen Tätigkeiten sich die neue Kanzlei fernhält. Es werden weder Bestechungsgelder noch Vermittlungsprovisionen an Polizeibeamte, Abschleppunternehmen, Rettungskräfte oder sonst irgendwen bezahlt. Es gibt keine Werbung an Bushaltestellen oder auf Bingokarten und auch sonst keine billige Reklame. Alle Werbeaktivitäten müssen vom Marketingausschuss genehmigt werden, der – zumindest im ersten Jahr – nur aus mir besteht. Kurzum, mit der Jagd auf Rettungswagen ist Schluss.«

»Das ist aber langweilig«, witzelte Wally.

David lächelte höflich, ließ sich aber nicht unterbrechen. »Ich habe irgendwas von Plakat- und Fernsehwerbung läuten hören, das kommt nicht infrage. Die Kanzlei nimmt nur neue Mandanten an, wenn alle drei zugestimmt haben. Barhonorare werden sofort verbucht, die Buchführung übernimmt ein kompetenter Steuerberater.

Kurz und gut, die neue Kanzlei wird sich wie eine echte Rechtsanwaltskanzlei verhalten. Der Vertrag läuft ein Jahr, und wenn einer von Ihnen dagegen verstößt, wird die Gesellschaft aufgelöst, und ich suche mir einen neuen Job.«

»Zurück zu den Honoraren«, sagte Wally. »Das war doch noch nicht alles.«

»Wenn wir uns auf die Regeln für diese neue Gesellschaft verständigen können, schlage ich vor, wir zahlen mit dem Honorar aus dem Khaing-Vergleich den Bankkredit zurück und begleichen die ausstehenden Kosten aus dem Krayoxx-Desaster, einschließlich der während der Verhandlung verhängten fünfzehntausend Dollar Strafe. Das sind rund zweihunderttausend Dollar. Rochelle bekommt einen Bonus von einhunderttausend. Damit bleiben für die Anwälte 1,2 Millionen übrig, die ich gern durch drei teilen würde.«

Wally schloss die Augen. Oscar knurrte etwas, erhob sich mühsam, ging zur Eingangstür und sah aus dem Fenster. »Das müssen Sie nicht tun, David«, sagte er schließlich.

»Da hat er recht«, pflichtete Wally ohne große Überzeugung bei. »Das ist Ihr Fall. Wir haben damit nichts zu tun.«

»Ist mir klar«, erwiderte David. »Aber ich sehe die Sache so: Wäre ich nicht in dieser Kanzlei, wäre es nie dazu gekommen. Vor einem Jahr hatte ich einen Job, den ich nicht ausstehen konnte. Zufällig bin ich hier gelandet, habe Sie beide kennengelernt, und dann hatte ich Glück und bin über diesen Fall gestolpert.«

»Guter Punkt«, sagte Wally, und Oscar pflichtete ihm rasch bei.

Oscar ging zum Tisch zurück und ließ sich langsam auf

seinen Stuhl sinken. Er sah Wally an. »Was ist mit meiner Scheidung?«

»Kein Problem. Wir haben eine unterschriebene Scheidungsvereinbarung. Deine Frau hat keinen Anspruch auf Honorare, die nach der Unterzeichnung eingehen. Die Scheidung wird im Januar rechtskräftig.«

»So sehe ich das auch«, bestätigte Oscar.

»Ich auch«, pflichtete David bei.

Eine ganze Weile lang sagte niemand etwas, dann erhob sich AJ von seinem Kissen und knurrte leise. Das entfernte Heulen der Sirene eines Rettungswagens kam immer näher und wurde lauter. Wally warf sehnsüchtige Blicke zum Fenster neben Rochelles Schreibtisch.

»Vergessen Sie's«, sagte David.

»Tut mir leid. Alte Gewohnheit«, erwiderte Wally.

Oscar fing an zu kichern, und bald lachten alle drei.

Epilog

Bart Shaw schloss seine Akten und verzichtete auf eine Klage gegen Finley & Figg wegen Verletzung der Anwaltspflichten. Von Varrick erhielt er fast achtzigtausend Dollar dafür, dass er die Kanzlei schikaniert und dazu getrieben hatte, die Sache Klopeck bis zur Hauptverhandlung durchzuziehen. Adam Grand legte bei der Anwaltskammer Beschwerde wegen Verstoßes gegen die Landesregeln ein, aber die verlief letztendlich im Sande. Sieben andere Mandanten von der Sorte »ohne Todesfolge« folgten seinem Beispiel, mit demselben Ergebnis. Nadine Karros hielt ihr Versprechen, keine Sanktionen wegen missbräuchlicher Klageeinreichung zu beantragen, aber Varrick führte vor anderen Gerichten eine aggressive und manchmal erfolgreiche Kampagne, um Gelder von den Kanzleien anderer Kläger einzutreiben. Gegen Jerry Ali sandros wurde in Florida ein hohes Bußgeld verhängt, als sich herausstellte, dass er nicht die Absicht hatte, seine Krayoxx-Prozesse weiterzuführen.

Thuya Khaing starb nach mehreren heftigen Krampfanfällen drei Tage nach Weihnachten im Lakeshore Children's Hospital. David und Helen nahmen gemeinsam mit Wally, Oscar und Rochelle an der kleinen Beerdigung teil. Auch Carl LaPorte und Dylan Kott waren anwesend und wechselten mit Davids Unterstützung ein paar stille Worte mit Soe und Lwin. Carl La-Porte verlieh noch einmal seinem aufrichtigen Mitgefühl Ausdruck und über-

nahm erneut im Namen seines Unternehmens die volle Verantwortung. Gemäß Davids Vergleichsvereinbarung waren alle Gelder verbindlich zugesagt und würden wie versprochen ausgezahlt werden. Oscars Scheidung wurde Ende Januar rechtskräftig. Zu diesem Zeitpunkt lebte er mit seiner neuen Freundin in einer neuen Wohnung und war so glücklich wie nie zuvor. Wally blieb trocken und unterstützte sogar andere Juristen bei ihrem Kampf gegen die Sucht.

Justin Bardall wurde wegen versuchter Brandstiftung zu einer Freiheitsstrafe von einem Jahr verurteilt. Zur Verhandlung erschien er im Rollstuhl und wurde vom Richter eigens darauf hingewiesen, dass Oscar, Wally und David anwesend waren. Bardall hatte mit der Staatsanwaltschaft kooperiert und dafür ein mildes Urteil bekommen. Der Richter, der sich in den ersten zwanzig Jahre seiner beruflichen Laufbahn mit der Kriminalität auf den Straßen des Chicagoer Südwestens herumgeschlagen hatte, hielt nicht viel von Gangstern, die Anwaltskanzleien abfackeln wollten, und zeigte nicht das geringste Mitgefühl für Bardalls Auftraggeber. Der Inhaber von Cicero Pipe ging für fünf Jahre ins Gefängnis, sein Bauleiter bekam vier Jahre.

David erreichte eine Abweisung von Bardalls Klage gegen Oscar und die Kanzlei.

Die neue Rechtsanwaltsgesellschaft war nicht von Dauer – keine große Überraschung. Nach seiner Herzoperation und Scheidung war Oscar nicht mehr der Alte und verbrachte zunehmend weniger Zeit im Büro. Er hatte etwas Geld auf der hohen Kante, bezog eine Sozialversicherungsrente, und seine Lebensgefährtin verdiente als Masseurin genug. (Tatsächlich hatte er sie nebenan kennengelernt.) Sechs Monate nachdem der neue Vertrag in

Kraft getreten war, begann er, immer öfter von der Rente zu reden. Wally hatte sich seinerseits noch nicht von seinem Krayoxx-Abenteuer erholt und zog kaum neue Mandanten an Land. Er hatte ebenfalls eine neue Freundin, eine etwas ältere Frau, die »finanziell unabhängig« war, wie er es nannte. Zumindest für David war offensichtlich, dass keiner der Partner Lust hatte oder in der Lage war, große Prozesse zu führen und wenn nötig vor Gericht zu gehen. Ehrlich gesagt, konnte er sich nicht vorstellen, je wieder zusammen mit den beiden einen Gerichtssaal zu betreten.

Er hatte alle Radarantennen ausgefahren und bemerkte die Warnsignale sofort. Also begann er, seinen Ausstieg vorzubereiten.

Elf Monate nach Emmas Geburt brachte Helen Zwillinge zur Welt. Dieses große Ereignis veranlasste David, seine Zukunft neu zu planen. Er mietete ein Büro in der Nähe ihres Hauses in Lincoln Park. Die Fenster gingen – darauf hatte er Wert gelegt – nach Süden, und so konnte er von seinen Räumen im dritten Stock aus die eindrucksvolle Skyline von Downtown Chicago sehen, mit dem massigen Trust Tower in der Mitte. Der Anblick motivierte ihn stets aufs Neue.

Als alles organisiert war, informierte er Oscar und Wally darüber, dass er nach Ende der Vertragslaufzeit von zwölf Monaten aussteigen wolle. Der Abschied war schwierig und traurig, aber nicht unerwartet. Oscar nahm das zum Anlass, sich als Anwalt endgültig zur Ruhe zu setzen. Auch Wally wirkte erleichtert. Er und Oscar beschlossen sofort, das Gebäude zu verkaufen und die Kanzlei zu schließen. Als sich die drei die Hand schüttelten und einander alles Gute wünschten, plante Wally bereits eine Reise nach Alaska.

David übernahm den Hund und Rochelle, mit der er bereits seit Monaten insgeheim Gespräche führte. Er hätte sie nie bei der Kanzlei abgeworben, aber nun war sie plötzlich frei. Mit höherem Gehalt und besseren Sozialleistungen zog sie gern als Officemanagerin in die neuen Räumlichkeiten von Rechtsanwalt David E. Zinc.

Die neue Kanzlei spezialisierte sich auf Produkthaf- tungsrecht. Als David in zwei weiteren Bleivergiftungsfäl- len einen Vergleich schloss, wussten er, Rochelle und ihr wachsender Mitarbeiterstamm, dass sich die Kanzlei auf dem Weg zu einer lukrativen Unternehmung befand.

Da er vor allem am Bundesgericht tätig war und das Geschäft florierte, kam er immer öfter in die Innenstadt. Wenn möglich, sah er auf einen kleinen Plausch und ein schnelles Mittagessen – ein Sandwich und eine Diätlimo – bei Abner's vorbei. Zweimal trank er mit Miss Spence einen Pearl Harbor, von denen sie mit siebenundneunzig immer noch täglich drei kippte. David brachte nur einen der zuckersüßen Cocktails hinunter. Danach führ er mit dem Zug zurück ins Büro und gönnte sich auf seinem neuen Sofa ein Nickerchen.